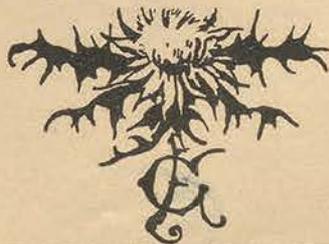


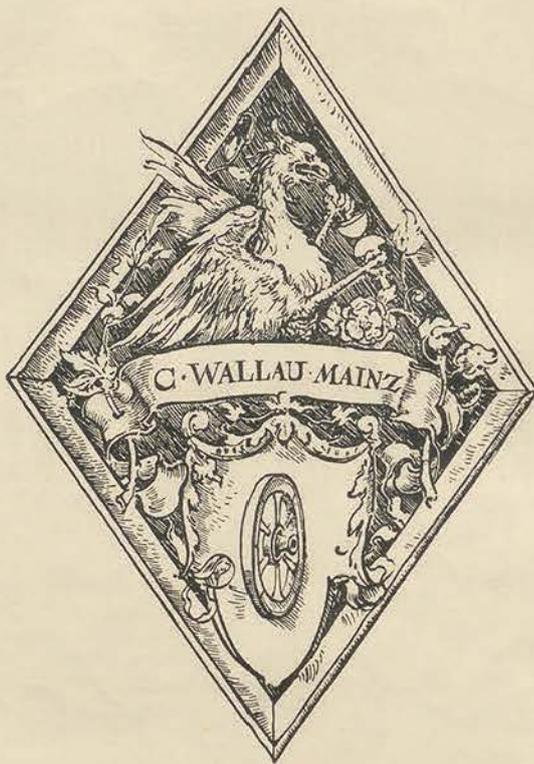
Schauins-Land



Allelei Visierung ü auch geschriebnes Ding
an tag gegeben vom Breisgau-Verein
„Schau-ins-Land“ zu Freiburg/B.

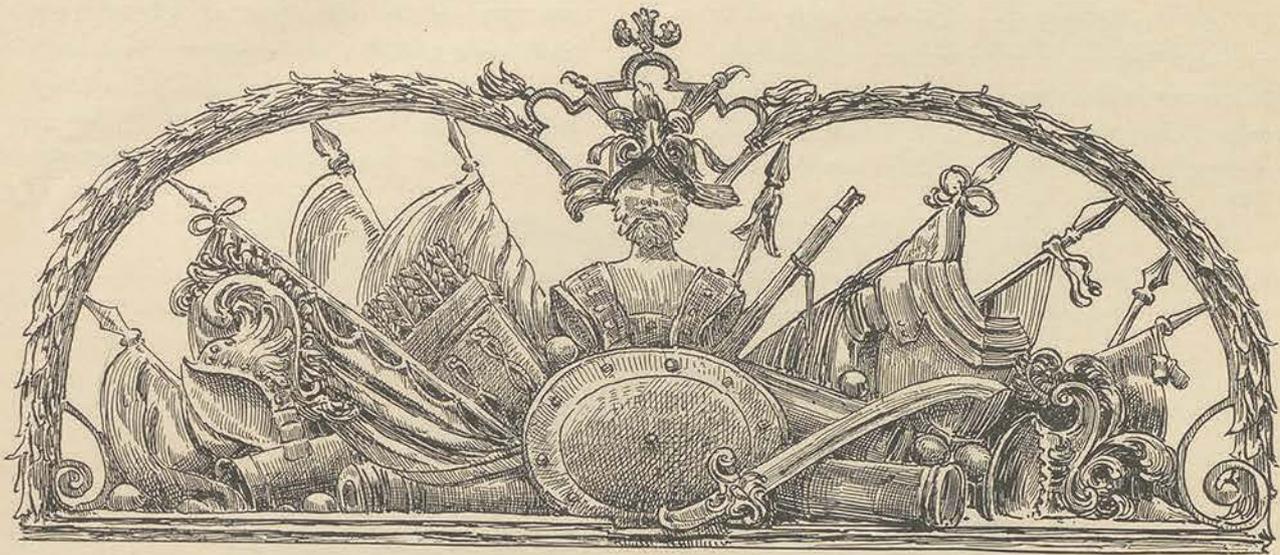
17. Jahrlauf





L





Geschmiedete Gitterthorbekrönung vor der Karlskaserne.

Geschichtliches über die Kasernen zu Freiburg i. B.

Von Ad. Poinssonon.

I. Die Karlskaserne.

Durch die Belagerung von 1745, die letzte von den acht, welche Freiburg seit seiner Gründung auszuhalten hatte, wurde die alte Kaserne nächst dem Christophelsthor so schwer beschädigt, daß sie kaum mehr in wohnlichem Zustand zu erhalten war. Aber dennoch konnte erst nach fünf- undzwanzig Jahren zu einer gründlichen Wiederherstellung bezw. zu einem Neubau auf derselben Stelle geschritten werden, denn die Kassen der Breisgauischen Stände, welchen diese Baupflicht oblag, waren auf's Tiefste erschöpft. Endlich im Jahre 1772 wurde das alte Gebäude vollständig abgetragen und im folgenden Jahre mit dem Neubau begonnen.

Beim Graben der Fundamente stieß man auf die alten Grundmauern der im Jahre 1300 an eben dieser Stelle errichteten Augustiner-Chorherren-Propstei Allerheiligen, welche 1677 bei An-

lage der französischen Fortification gleichzeitig mit der ganzen Vorstadt Neuenburg niedergedrückt worden war. Namentlich waren es die ehemaligen Kirchenmauern und viele Grabsteinplatten, welche bei dieser Gelegenheit zu Tage traten; außerdem tiefe Cloaken der zerstörten Vorstadt und die Kellergewölbe des ehemaligen großen Gasthauses zum „Schwarzen Adler.“

Der Bau der neuen Kaserne oder wie man damals schrieb und sagte „Casarme“ war für ein Bataillon berechnet und kostete nach Vereinbarung der Landstände mit dem Maurermeister Leonhard Wipper anfänglich 30000 Gulden, wozu aber weitere 10000 bewilligt wurden, weil die Fundamente tiefer gelegt werden mußten, als ursprünglich beabsichtigt war. Hierin waren jedoch nur die Maurerarbeiten begriffen; über 1000 Stück Bauholz mußte die Stadt Freiburg aus ihren Waldungen unentgeltlich liefern.

Die Grundsteinlegung fand wie üblich unter feierlichen Ceremonien in Gegenwart des damaligen Regierungspräsidenten Freiherrn von Ulm und vieler Honoratioren statt. Im Grundstein selbst,



jahr 1776 vor sich, nicht ohne daß über die Langsamkeit und Lässigkeit der beteiligten Handwerkerleute wie Schlosser, Schreiner und Hafner Klage geführt wurde. (Rathsprötkoll vom 12. Februar 1776.) Erst in der zweiten Hälfte dieses Jahres



Karlskaserne.

niedergelegt wurde, war eine Blechbüchse eingeschlossen, welche den Bauplan, eine Schrift mit dem Namen der zeitgenössischen weltlichen und geistlichen Regenten, sodann mehrere Münzen, eine Flasche Rothwein und eine Flasche Weißwein, verschiedene Früchte und ein Preisverzeichniß derselben enthielt. Zur besseren Erinnerung an diesen Akt wurden auch einige Knaben veranlaßt, mit dem Hammer auf den Stein zu schlagen.

Bei der Aufrichtung des Dachstuhls, der sogenannten „Uffrichti“ durch den Zimmermeister Johann Guet kamen ebenfalls feierliche Ceremonien in Anwendung. Die Zimmergesellen hielten auf einer Stelle des Dachstuhls, welche reich mit Tannenbäumchen geschmückt war, verschiedene lange und „zierliche“ Reden, und das Gesundheitstrinken wurde unter Trompeten und Paukenschall ausgebracht, während eine große Menschenmenge unten auf dem Platze diesem Schauspiel zusah.

Der innere Ausbau ging aber erst im Früh-



konnte die Kaserne von den Mannschaften bezogen werden.

Im darauf folgenden Jahre besichtigte Kaiser Joseph II bei seinem mehrtägigen Aufenthalt dahier auf der Rückreise aus Frankreich am 22. Juli die neue Kaserne und nachher das Militär-Spital, welches damals noch im ehemaligen Sunfthaus der Reblente war.

Die neue Kaserne hieß bis zum Jahre 1796 bloß „die große Kaserne“ im Gegensatz zur kleinen oder Reiterkaserne, welche zwischen dem Martins- thor und dem Dreifachertor in der sogenannten Schneckenvorstadt lag; erst nach den Schlachten des Erzherzogs Karl am Oberrhein wurde sie Karlskaserne genannt.

In den Jahren 1814 u. 1815 diente die Karlskaserne als Lazareth für die durchmarschierenden Truppen und zur Aufnahme der aus Frankreich zurücktransportierten Verwundeten. Die Räumlichkeiten waren oft überfüllt, in Folge dessen dann die mörderische Wirkung des Hospitalbrandes und der Pyämie Tausende von Kranken dahinraffte.

Die Embleme über dem Haupteingang am Kaiser-Wilhelmsplatz, drei Ovale eins zu zwei gestellt, sind die Zeichen der Bauherren, hier der Breisgauischen Stände, welche sich aus drei Curien zusammensetzten.

Sie waren:

1) Der Prälatenstand, durch das obere Oval mit der Person Christi repräsentiert, welche die Weltkugel auf dem Arme trägt.

2) Der Ritterstand, symbolisch durch den St. Georgenschild dargestellt.

3) Der dritte Stand oder das ständische Collezium



Wappen über dem Hauptthor der Karlskaserne.

gium der Städte, symbolisiert durch das dritte Oval mit vier Feldern, deren erstes das Kreuz, das Wappen der Stadt Freiburg als Vorort des Standes enthält; das zweite Feld mit dem ausgebreiteten Adler ist das Siegelbild (nicht Wappenbild) von Alt-Breisach; das dritte Feld mit dem Schrägbalken zeigt das Wappen der Stadt Neuenburg am Rhein — und das vierte Feld mit dem schreitenden Bauersmann dasjenige von Waldshut; letztere Stadt nämlich war Vorort der „Vier Waldstädte am Rhein,“ welche politisch ebenfalls zum Breisgau eingetheilt waren.

Anmerkung. Die Verwechslung von Siegelbild und Wappenbild kommt namentlich bei Breisach sehr vielfach vor. Ursprünglich erscheint dort der Adler nur in den Siegeln der Rathsdokumente, kam aber im 16. Jahrhundert auch als Wappen in Gebrauch neben dem eigentlichen Stadtwappen, welches sechs Felsen, eins zu zwei zu drei gestellt, zeigt.

Mit Waldshut verhält es sich ähnlich, wo das Siegelbild, ein aufgerichteter Löwe, mit dem Wappenbild, dem schreitenden Bauersmann, rivalisirt.

II. Die Kemparkaserne.

Wie oben erwähnt wurde, befand sich das Militär-Lazareth noch im Jahre 1777 im alten Kunsthaus der Rebleute zur Sonne, in der unteren Gauchgasse, als Kaiser Joseph II die hiesigen Garnisons-Anstalten besichtigte. Dieser Besuch mag wohl mit dazu beigetragen haben, daß für die Unterbringung der Militärkranken ein passenderes und den Ansprüchen der Gesundheitspflege entsprechendes Gebäude geschaffen wurde.

Ein damals ziemlich verlorenes und nicht gut beleuchtetes Häusergewinkel in der Nähe des „Säulen Pelzes“*) und unmittelbar an den Hauptwall und die ehemalige Bastion „Kaiserin,“ den jetzigen Alliegarten, anstoßend, wurde niedergeworfen und auf dessen Stelle ein neues Lazareth aufgebaut. Wiederum waren es die Breisgauischen

Stände, welche die Mittel hierzu hergaben, wie uns eine am Gebäude angebracht gewesene Inschrift belehrt. Sie heißt:

„aeDes MartI LangVentI a statIbVs brIsgoICIs
eXstrVCtae“

zu deutsch:

Gebäude, dem franken Kriegsgott von den Breisgauischen Ständen errichtet.

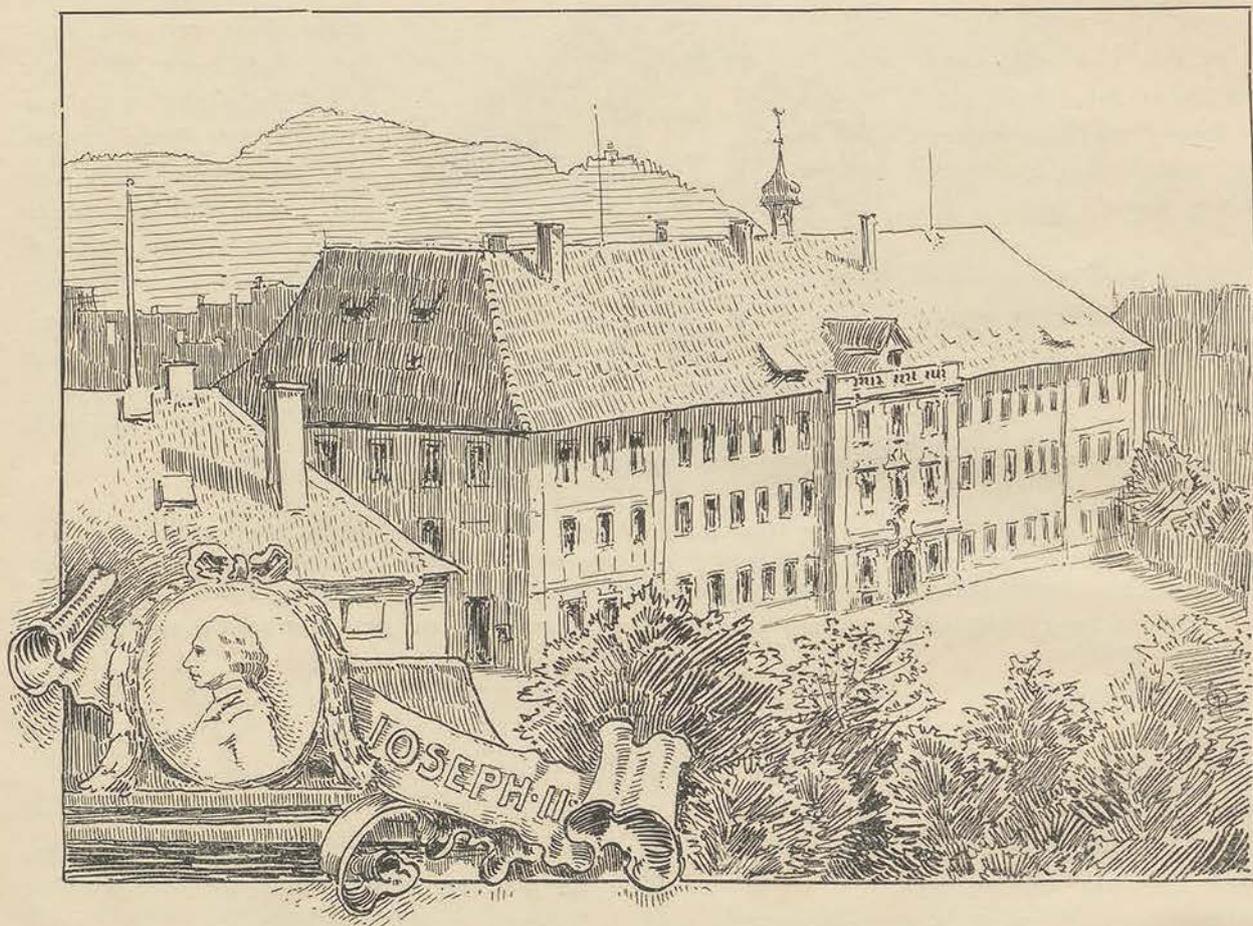
Nach der damaligen gekünstelten Manier war durch die großen Buchstaben die Jahrzahl des Baues ausgedrückt. Wenn wir dieselben nämlich als römische Zahlen betrachten und die einzelnen Werthe zusammenzählen, ergibt sich die Zahl 1781.

Die Embleme über dem Haupteingang sind genau dieselben, wie bei der Karlskaserne.

*) Die alte Bezeichnung in Steuerbüchern lautete „sulbelz.“

Dieses Gebäude blieb jedoch nicht lange seinen eigentlichen Zwecken erhalten, denn schon anno 1811 oder 1812 wurde es in ein Zuchthaus umgewandelt und rings mit einer hohen Mauer umgeben, die erst bei einer nochmaligen Veränderung

Bei Umwandlung des Lazareths 1811 zum Zuchthaus wurde ersteres in die ehemalige Egelgasse, die jetzige Eisenbahnstraße, verlegt, in ein Haus, welches heute mit der Mädchenschule der Unterstadt, dem ehemaligen Ursulinerinnen- oder



Kempartkaserne.

(Reliefbildniß Kaiser Josephs II über dem Mittelfenster des zweiten Stockwerks.)

seiner Bestimmung fiel, als es 1868 bei Erhöhung des Kriegsetats als Kaserne für ein neu aufgestelltes Bataillon eingerichtet und bezogen wurde.

Ganz neu ist das nebenan stehende Militärgefängniß.

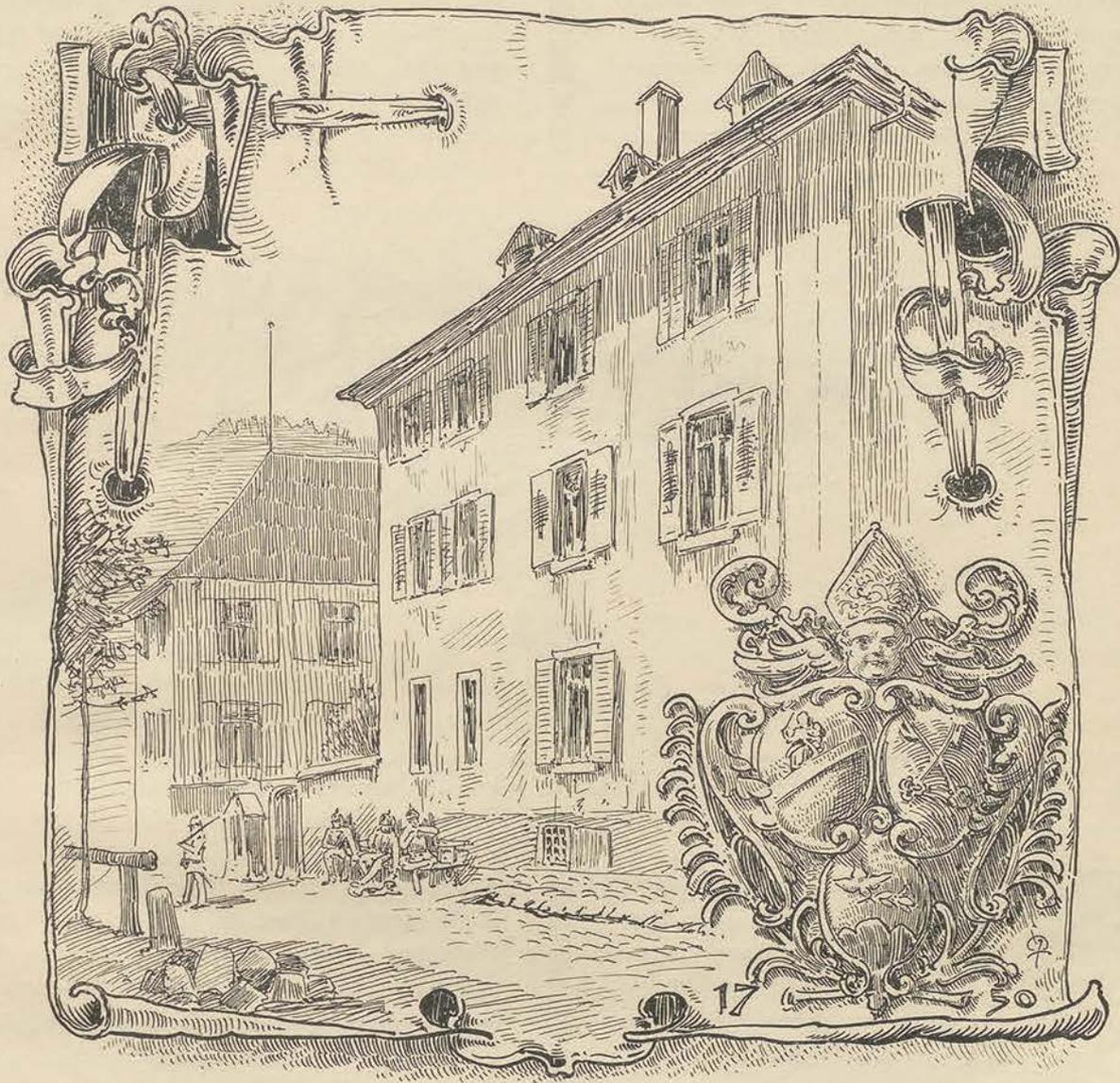
Schwarzenkloster vereinigt ist. Dort blieb das Lazareth, bis es 1852 in die Pfaffengasse, jetzt Herrenstraße genannt, verlegt wurde.

Hiermit sind wir bei der dritten Kaserne angelangt, der Burgkaserne.

III. Die Burgkaserne.

Als im Jahre 1677 die oben schon genannte Propstei Allerheiligen dem Schicksal verfiel, dem Erdboden gleich gemacht zu werden, verlegte der Convent seinen Sitz in das Innere der Stadt, indem er einen Häuser-Complex in der Pfaffen-

gasse, da wo jetzt die Burgkaserne steht, ankaufte und ein neues Kloster im Jahr 1700 aufrichtete. Die Propstei Allerheiligen, welche schon seit Jahrhunderten mit der Abtei St. Märgen auf dem Schwarzwald, einem Stift regulierter Chorherren



Burgkaserne.

(Wappen über dem Eingangspfortchen zum Kasernenhof in der Burgstraße.)

Ordinis St. Augustini, vereinigt war und ein gemeinschaftliches Oberhaupt hatte, verblieb nun im Besitze der angeführten Gebäulichkeiten, bis sowohl Abtei als Propstei anno 1806 säcularisirt wurden und die Stiftsherren mit Staatspension zum Weltklerus übertraten.

Im folgenden Jahre wurde dann zu Freiburg erstmals eine protestantische Gemeinde gebildet, während bis dahin die Einwohner evangelischer Confession von der benachbarten Baden-Durlachischen Enclave Haslach aus pastorirt worden

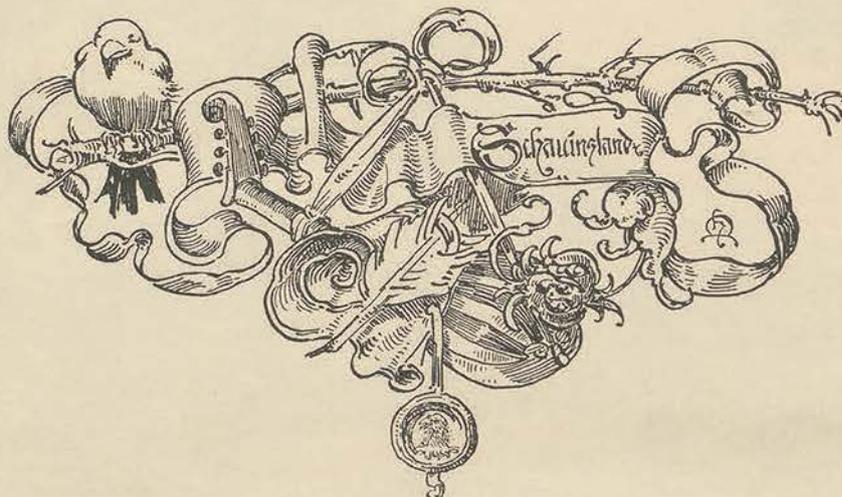


waren. Die kleine Propsteikirche Allerheiligen wurde hiebei der neuen Gemeinde überwiesen und die Wohnräume zum Pfarrhaus, Sigristenhaus und protestantischen Schulhaus bestimmt. Der erste evangelisch-lutherische Gottesdienst zu Freiburg wurde am 26. Juli 1807 in diesem Hause durch Professor und Stadtpfarrer Wucherer abgehalten.

Als endlich im Jahre 1839 die von Thennensbach hierher transferierte Kirche zur protestantischen Kirche feierlich eingeweiht wurde, blieb das Kirchlein verlassen und nur der protestantische Schul-

unterricht wurde noch einige Zeit in den Wohnräumen fortgesetzt. Erst im Jahr 1851 wurden Kirche und Pfarrhaus zum Militär-Spital umgebaut und schließlich 1877 zur Kaserne verwandelt. Der Wappenstein auf der Nordseite zeigt uns

die unter einer Inful vereinigten Wappen von St. Margen und Allerheiligen und unten das persönliche Wappen des Abt-Propstes Petrus Gluck mit der Jahrzahl 1750.



Zum Todtentanz in Badenweiler.

Über das Alter des im 13. Jahrlauf unserer Zeitschrift von Herrn Professor Lübke behandelten Todtentanzes in der Thurmvorhalle zu Badenweiler verdanken wir Herrn Baudirector Dr. Durm eine werthvolle Mittheilung, die wir uns nicht versagen wollen hier nachzutragen.

Nach den technischen Untersuchungen, die beim Ablösen der Fresken von Herrn Durm vorgenommen worden sind, werden zwei Altersperioden für die Bilder der Vorhalle anzunehmen sein. Die auf den beiden Thürwänden befindlichen: die S. Petrus und Paulus, sowie die Figur mit dem

Gefäß auf der Schulter (siehe Schauinsland XV, S. 44) stammen sicher aus der Zeit der mit dem Kielbogen überspannten, später eingesetzten Eingangsthüre, und zwar aus dem 15. Jahrhundert, dagegen gehören die Gemälde der beiden Langseiten, von denen die eine den Todtentanz trägt, einer früheren Zeit, wohl dem 14. Jahrhundert an.

Das Ergebnis der Untersuchung bestätigt somit die von Herrn Lübke ausgesprochene Ansicht, daß wir in dem Badenweiler Fresko einen der ältesten, wenn nicht den ältesten aller bis jetzt zu Tage getretenen Todtentänze besitzen.





Eine Reise von Paris in das Elsaß, sowie von da nach Breisach und Freiburg, im 17. Jahrhundert.

Mitgetheilt von O. Langer.

 In uns dem Namen nach unbekannter Verfasser beschreibt seine in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Paris aus in das Elsaß unternommenen Reisen, die er auch auf (Alt-) Breisach und Freiburg erstreckte. Schon aus diesem Grunde muß besagte Reisebeschreibung unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Dazu kommt aber noch der Umstand, daß die Reisen in eine weit rückliegende Zeit fallen, von welcher die Nachrichten nur spärlich fließen, und die geeignet ist, unser besonderes Interesse zu erwecken. Überdies zeigt sich der Verfasser in den von ihm in französischer Sprache geschriebenen Reiseberichten als ein Mann von gutem Ton, richtigem Urtheil, als unterrichtet und geistreich und weiß überhaupt mit einer gewinnenden Leichtigkeit zu erzählen.* Von dem veröffentlichten Vorworte bringen wir denjenigen Theil, welcher für uns zum Verständnisse des unten folgenden Auszuges aus der als „Erinnerungen einer Reise in das Elsaß“ bezeichneten Beschreibung nöthig ist, dagegen wird der von Breisach und Freiburg handelnde Abschnitt vollständig gegeben werden. Bevor wir an die Mittheilung des frei in das Deut-



sche übertragenen Textes gehen, schicken wir einige geschichtliche Angaben über Besitzverhältnisse von Breisach und Freiburg im 17. Jahrhundert voraus.

Breisach wurde nach der zweiten Belagerung im dreißigjährigen Kriege, am 19. December 1638 an Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar übergeben und nach dessen bald darauf erfolgtem Tod*) die Festung von den Franzosen besetzt. Diese ließen sich die Stadt Breisach nebst Achkarrn, Niederrimsingen, Hartheim und Hochstetten im westfälischen Frieden (1648) zu eigen abtreten und sogleich an, die Festungswerke von Breisach wesentlich zu verstärken und zu erweitern. Im Jahre 1673 wurde Breisach von den Kaiserlichen vergeblich belagert und erst im Ryswicker Frieden (1697), beziehungsweise 1700 an Oesterreich zurückgestellt; übrigens nur, um im Jahre 1703 von den Franzosen abermals genommen zu werden.

Freiburg wurde im 30jährigen Kriege abwechselnd von den Schweden und den Kaiserlichen besetzt, bis es durch den Tod Bernhards

*) Er starb am 8. Juli 1639 zu Neuenburg, man sagt an Gift; sein Leichnam wurde am 19. Juli 1639 auf dem Rhein nach Breisach geführt und hier in der Rosenkranz- (bl. Grab-) Kapelle beigesetzt, woselbst die Gebeine bis zum September 1655 verblieben, bis sie dann in die fürstliche Ruhestätte nach Weimar verbracht wurden.

*) Bulletin du Musée historique de Mulhouse, VII année 1882 pg. 96 ff.

Die Übersetzung verdanken wir der freundlichen Mitarbeit von Fräulein A. A.

von Weimar (1639) in die Hände Frankreichs kam, im Jahre 1644 aber nach hartem Kampfe von Oesterreich zurückerobert wurde. In den folgenden Kriegen fiel es jedoch nach kurzem Widerstande, am 16. November 1677 wieder in die Hände der Franzosen und wurde diesen im Frieden zu Nimwegen (1679) mit den Dörfern Lehen, Betzenhausen und Kirzarten förmlich abgetreten. Auch Freiburg wurde sofort nach Vaubans Plänen zu einer starken Festung umgebaut und mit großen Werken umgeben. Der Friede von Ryswick (1697) gab auch Freiburg an Oesterreich zurück, dem es im Jahre 1713 von den Franzosen wieder auf einige Jahre (bis 1715) entrißen wurde.

In die Zeit nun, in welcher Breisach und Freiburg im 17. Jahrhundert in französischem Besitz waren, fallen die vorwüfigen Reisen und deren Beschreibung. Es ist die letztere mit einer längeren allgemeinen Einleitung versehen, in welcher der Schluß lautet, wie folgt:

„Nach dieser langen Vorrede ist es Zeit, daß ich diejenigen, welche sich die Mühe nehmen, diese Reiserinnerungen zu lesen, benachrichtige, daß sie zwei Reisen in das Elsaß enthalten, aus welchen ich jedoch nur eine Erzählung mache und dabei immer die Zeit angebe, zu welcher die einzelnen Ereignisse geschehen sind.

Auf meiner ersten Reise blieb ich vom Ende des Jahres 1674 bis Anfang 1676 im Elsaß und nahm damals zur Hin- und Rückreise den Weg durch die Grafschaft Burgund. Die zweite Reise machte ich aber im Jahre 1681 und ging über Lothringen. Man darf von mir nun nicht erwarten, daß ich hier vollständige Beschreibungen all der Provinzen und Städte, die ich besuchte, mache, und ebensowenig darf man genaue Berichte über die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Volksstämme, die ich kennen lernte, suchen. Es ist ja ohnehin bekannt, daß es in jedem Lande ehrliche Leute und Schurken gibt. In der Hauptsache spreche ich schlechtweg grade so, wie mir die Dinge erschienen sind, und muthe dabei Niemanden zu, mir unbedingt auf das Wort zu schwören. Um übrigens nichts Wesentliches zu übergehen, werde ich einige Einzelheiten von Kämpfen anführen, welche während meines Aufenthaltes in

der Nähe des Rheines zwischen unserer Armee (der französischen) und der kaiserlichen stattgehabt haben, denn die Erinnerungen an die strahlenden Thaten unseres Frankreichs dürfen nicht verloren gehen, und vielleicht sind diese kleinen Berichte nicht die schlechtesten Theile dieser meiner Memoiren.“

Wir sehen hieraus, daß die Ruhmredigkeit und Ruhmsucht der Franzosen vor zweihundert Jahren die gleiche war, wie heute. Nun, lassen wir ihnen das, und beanspruchen und verzeichnen wir für uns fortan nur die That. Wir bringen nun den Anfang des allgemeinen Theiles der Reiserinnerungen, soweit sie nämlich uns besonders interessiren dürften; dieselben lauten:

MÉMOIRES
D'UN
VOYAGE D'ALSACE.

„Alle meine anderen Reisen hatten nur den Zweck der Wißbegierde, ganz besondere Gründe lagen jedoch für jene vor, welche ich in das Elsaß unternahm. Die erste der letzteren geschah, um einen Auftrag für Macarion, einen der General-(steuer)-pächter in dem Elsaß, zu vollziehen. Ich unterzog mich dieser Aufgabe zwar nicht ganz gerne, und nur der Mangel an Beschäftigung am Schlusse meiner Studienzeit konnte mich dazu bestimmen. Abgesehen davon machte es mir immerhin ein Vergnügen, in ein Land zu gehen, wo ich eine fremde Sprache (deutsch) lernen konnte. Es war dies geeignet, meinen Widerwillen gegen den eigentlichen — in unnachsichtlichen Geldbeitreibungen bestehenden Zweck der Reise einigermaßen zu mindern. Ich entschloß mich also jene Reise anzutreten, und in ungefähr 17 Monaten kam ich wieder nach Paris zurück, wo ich mir eine angenehmere Thätigkeit suchte.

Fünf Jahre nach meiner Rückkehr veranlaßte mich ein wichtiges Ereigniß in unserer Familie, eine zweite Reise in das Elsaß zu unternehmen. Da ich dieses Land kannte und überdies in der Sache theilweise selbst theilhaftig, auch ziemlich der deutschen Sprache mächtig war, so wurde ich von meinen Verwandten nach Breisach*) abgesandt, um dort die Bestätigung des Todtenscheines eines

*) Es wurde Breisach damals, als zu Frankreich gehörend, zunächst zum Elsaß gerechnet.

Vetters im ersten Grad einzuholen, der vor 14 Jahren gestorben war, als er dort in Garnison lag. Die Erbschaft dieses unglücklichen Verwandten, dessen nächste Erben wir waren, belief sich auf mehr als 10000 Thaler.*) Die Summe war groß genug, um sich zu bemühen, dieselbe aus den Händen unserer Gegner zu ziehen. Es waren dies Leute, welche sich zu einer gutwilligen Verabfolgung nicht bereit fanden, wie sich später herausstellte. Dieselben bezeichneten unsere Urkunde für falsch, obgleich sie aus dem Todtenregister der Stadt Breisach entnommen und mit dem Siegel des Oberarztes der königl. Armee versehen war. Sie hofften uns dadurch abzuschrecken und durch die Verzögerung und hinausschiebung der Verhandlung, sowie durch die Erhebung von Schwierigkeiten zu entmutigen. Alles das machte mir aber nicht bange, ich ließ ihnen vielmehr, ohne Zeit zu verlieren, einen Befehl des königlichen Gerichtshofes eröffnen, ihre Beweisstücke vorzulegen, sowie eine weitere mit dem großen Siegel versehene Verfügung, mit der Aufforderung in sechs Wochen zu (Alt-) Breisach im Elsaß zu erscheinen, um daselbst an genanntem Tage die angegriffene Urkunde mit dem Original zu vergleichen.

Um mich nun auch im Namen der Miterben in Breisach einzufinden, reiste ich mit all den Schriftstücken, die ich genannt habe, am 19. Juni 1681, einem Donnerstag, auf einem schönen türkischen Pferde und ausgerüstet mit Allem, was ein Cavalier nöthig hat, von Paris ab.“

Die Reise ging über Sezanne, durch die Champagne nach Vitry-le-François, durch Lothringen nach Bar-le-duc, Toul, Nancy, Epinal, Remiremont, und sodann in das Elsaß, eine „deutsche Provinz,“ wie sie der Verfasser nennt. Hier führt ihn der Weg über Thann, Ruffach, Ammerschweier, Kaisersberg, Rappoltweiler nach Colmar und Heilig-Kreuz.

Alle diese Orte und deren Gegenden beschreibt unser Reisender recht eingehend. Da wir uns aber vorzugsweise nur mit Breisach und Freiburg

*) Dies sind 50000 Franken, welche heute mindestens das Vier- bis fünffache, also 200000—250000 Franken an Werth darstellen dürften.

beschäftigen wollen, so können wir das hierauf nicht Bezügliche übergehen und knüpfen deshalb erst dort wieder an, wo es sich um die genannten beiden Städte handelt. Der Verfasser fährt, auf Breisach übergehend, fort: „Indem ich den nächsten Ort bei Colmar, das unglückliche Dorf „Heilig-Kreuz“*) verließ, wandte ich mich gleich nach links, um die Ill zu überschreiten; dann reiste ich fast drei Meilen ohne irgend ein Dorf zu finden,**) aber ich sah bereits, wenn auch noch ganz in der Ferne die Stadt

Breisach,

die Hauptstadt des Breisgaus und einen der stärksten Plätze am Rheine. Zu Kriegszeiten betrat man sie nicht ohne Schwierigkeiten, und als ich das erste Mal dort war, hielt mich der Vorposten an der Barriere an, und der Korporal ordnete einen Musketier der Wache ab, um mich zum Gouverneur der Festung zu führen. Es schien mir, daß wir eine viertel Stunde brauchten, um alle Vorwerke der Stadt zu durchschreiten. Da sah man nur Palissaden, Hornwerke, Wachmannschaften, Außenwerke, Halbmonde und andere Festungsanlagen, welche allseits von dem Wasser des Rheines umgeben sind. Alle diese Arbeiten waren damals noch nicht völlig fertig. Ich betrachtete mit Staunen die Tausende von Arbeitern, welche überall wimmelten, wohin ich auch den Blick warf. Denn außer den Maurern, welche an der Verkleidung der Mittelwälle arbeiteten, waren noch viele andere Leute da, welche damit beschäftigt waren, die Erde umzugraben und fortzuschaffen. Das eine geschah mit Hacken, das andere mit Tragkörben oder mit Schieb- oder Schuttarren. Dieses bewegte Treiben gab mir einen ungefähren Begriff von der Volksmenge, welche zum Bau der Pyramiden Agyptens verwendet wurde. Endlich, nachdem ich die große Rheinbrücke überschritten hatte, hieß mich die Schildwache auf dem vom Rheinthorplatze ab in Windungen langsam ansteigenden Weg (Langer-

*) Von diesem Orte (Sainte Croix) berichtet nämlich der Verfasser, daß es in dem unmittelbar vorausgegangenen Kriege vollständig niedergebrannt worden, daselbst keine Seele mehr zu treffen sei, eine förmliche Grabesstille herrsche, kurzum der Krieg sich in seinen traurigsten Folgen zeige.

**) Neu-Breisach bestand damals noch nicht.

Weg) zu der auf dem Berge liegenden Oberstadt hinaufgehen. Daselbst begegnete ich Heritac,^{*)} dem Direktor der königl. (Steuer-) Pächter, welcher mit einigen (französischen) Offizieren der Garnison in der breiten Straße bei dem Radbrunnen spazieren ging. Er überhäufte mich förmlich mit Liebenswürdigkeiten und führte mich zu dem sog. Königsleutenant von Breisach, von dem ich übrigens nicht im geringsten ausgefragt wurde, da er sah, daß ich einen Gewährsmann bei mir hatte, welchen er gut kannte. Darauf ging der mich begleitende Soldat zu seinem Wachtposten zurück. Da ich in jener Zeit einer der vier Generaleinnehmer vom Elsaß war, arbeitete ich zuerst mit dem Direktor in unseren (Steuer-) Pachtgeschäften. Nachher führte mich derselbe zum Essen im Gasthaus, wo ungefähr vierzehn Offiziere bei Tisch saßen. Es waren da die Kriegskommissäre, die Schatzmeister der Armee und die Hauptleute der Garnison. Ich erwähne dieses Mahles insbesondere wegen des Vergnügens, das ich empfand, verhältnißmäßig noch junge Leute so hübsch französisch sprechen zu hören, Leute, die während des Essens gar unterhaltende Dinge sagten, die für mich ein größerer Genuß waren, als die guten Gerichte selbst. Denn seit den 4—5 Monaten, die ich in Deutschland zugebracht hatte, hörte ich keine zwei Worte gutes Französisch mehr. Meine Freude beweist die stille Zuneigung, welche man unwillkürlich zu seinen Landsleuten hat.

Damals waren 5000 Mann, einschließlich der 14 Compagnien Schottischer Infanterie vom Regiment Douglas, zu Breisach in Garnison, so daß die große Menge Soldaten die Einwohner schon belästigen konnte. Das Militär fühlte sich übrigens ebensowenig in der Stadt behaglich, die von keinem großen Umfang ist. Der größte Theil der für die Festung verwendeten Arbeiter wohnte auf der elsässischen Seite in Baracken, und zwar an einer Stelle nahe am Rheine, welche man „Strohstadt“ nannte. Man kann sich denken, daß man in Breisach

*) Dieser Name, wie andere, z. B. Macarion, sind offenbar nur vom Verfasser willkürlich angenommene Namen.



einen gewaltigen Trommellärm hörte, wenn 60—80 Trommler vorbeimarschirten, indem sie mit der Wache um 1 Uhr Nachmittags aufzogen. Das war der Zustand dieser kriegerischen Stadt im Jahr 1675. Aber bei der neuesten Reise, von der jetzt die Rede ist, fand ich dort viel verändert. Aus dem Barackenlager von Stroh war eine sehr hübsche Stadt von Stein und Ziegeln geworden, mit schnurgeraden Straßen, schönen Häusern und einer ziemlich prächtigen Kirche, Alles von einer starken, mit Bastionen versehenen Mauer eingeschlossen und von einem Rheinarm umflossen. Man nennt die frühere Strohstadt nun „Neustadt St. Louis“ (ville-neuve St. Louis).^{*)} Da es gerade Friedenszeit war, so hielten mich die Schildwachen an den Außenwerken diesmal nicht an. Ich passierte aber auch die Eingänge wie ein Mann, der die Örtlichkeit kennt, und bestieg alsdann die Oberstadt, woselbst ich im goldenen Löwen^{**)} Quartier nahm, dessen Wirth ein Italiener ist. Dieses Gasthaus ist ein Neubau, errichtet an derselben Stelle, wo im Jahr 1675 das vorige in die Luft ging, indem es unglücklicherweise von dem Feuer einiger Pulverfässer ergriffen wurde, welche gerade dort aufbewahrt waren.

Sobald ich gegessen hatte, ging ich zum Militäraraberarzt der Garnison, dem ich den Todtenschein unseres Verwandten vorlegte, welchen er uns einst geschickt hatte. Er erkannte ihn als von ihm selbst geschrieben an

*) Von örtlichen Bezeichnungen auf dem ursprünglichen Gelände des Stadtheiles (südöstlich von Biesheim und nordöstlich vom Fort Mortier kennt man beispielsweise heute noch die Gerbergasse und den Gerbergraben, den Klosterplatz und den Sternblumenplatz (seinerzeitigen Friedhof?). Die gegenwärtig noch bestehenden hübschen Häuser in Biesheim wurden aus Bestandtheilen der im Anfang des 18. Jahrhunderts weggeräumten Gebäude der Strohstadt errichtet. Ähnliches wird für die damals angelegte Stadt und Festung Neubreisach gelten. Namentlich bei den letzt erwähnten Festungswerken und bei dem Fort Mortier hat ganz sicher das Material von den abgetragenen Befestigungen der Strohstadt Verwendung gefunden. Von diesem Stadtheile (Alt-) Breisachs soll ein vollständiger Plan noch in Volgelshcim aufbewahrt sein.

***) Es befand sich dieses Gasthaus auf dem etwas in die nördliche Radbrunnenstraße vorspringenden, am Ecke des Schloßplatzgäßchens gelegenen Garten des S. Ignaz Schwendi.

und zeigte mir in seinem Register die Stelle, von welcher er denselben entnommen hatte.

Ich wollte darauf mein Geschäft noch am gleichen Tag beginnen, allein es war gerade keiner der Gerichtsboten der Stadt anwesend. Um nicht alle meine Zeit zu verlieren, ging ich zu Herrn Hald,*) einem der Räte des höchsten elsässischen Gerichtshofes, um ihn zu begrüßen. Ich hatte ihn während meines Aufenthaltes im Elsaß kennen gelernt. Anfangs erinnerte er sich kaum meines Gesichtes, nach Nennung meines Namens und meiner Stellung, welche ich im Sundgau inne hatte, rief er mir mit größter Freundlichkeit zu: „Sie sind also derjenige Herr, welchen unsere Altkircher Leute heute noch den „guten Herrn“ heißen? Ich freue mich sehr einen Mann wiederzusehen, der es verstanden hat, sich trotz eines unangenehmen Amtes beliebt zu machen.“ Ich lachte über dieses Kompliment und theilte ihm hierauf mit, welches Geschäft mich nach Breisach geführt hatte. Er war so gütig mir seine Dienste, die ich vielleicht hierzuland brauchen könnte, anzubieten. Ich dankte ihm herzlich und verabschiedete mich von ihm. Den Rest des Nachmittags verwendete ich zur Besichtigung der Stadt Breisach.

Am Tage nach meiner Ankunft, am 4. Juli, der ein Freitag und zugleich der Termin der Vorladung für beide Parteien war, ließ ich den Gerichtsboten kommen, den man mir vorher bezeichnet hatte. Ich erklärte ihm, was er zu machen hätte, indem ich ihm zugleich alle die Schriftstücke erläuterte, die mir anvertraut waren. Beim Anblick dieser Pergamentrollen, an welchen das große Siegel von gelbem Wachs hing, wurde er förmlich bestürzt, während unsere französischen Gerichtsboten ganz entzückt gewesen wären, so etwas zu sehen. Aber für diesen Deutschen war dies etwas ganz Neues.

Nachdem er wieder etwas gesammelt war, bat er mich beinahe zögernd, ihm meine Papiere anzuvertrauen, damit er sich mit einem

*) Valentin Hald war in der That Mitglied des obersten Rathes von Elsaß seit dem Jahre 1683.



geeigneten Manne vorerst darüber berathen könne, was in dieser Sache zu thun sei. Ich bewilligte ihm dies, und der Tag verlief, ohne daß unsere Gegner bei der Vorladungstagsfahrt erschienen wären. Am folgenden Tag, schon um 10 Uhr morgens, ließ ich meinen Sergeanten (d. i. den Gerichtsboten oder huissier) holen, welcher mir mittheilte, daß der Herr Gerichtspräsident allen Gerichtsangestellten verboten habe, irgendwelche außergewöhnliche Prozeßverhandlung vorzunehmen, ohne ihn davon zu unterrichten.

Ich glaubte aus diesem Bericht einen schlimmen Ausgang meiner Angelegenheit entnehmen zu sollen und erwiderte: „Tun, gehen wir denn mit einander zum Präsidenten, ich werde ihm meine Sache zergliedern.“ Als wir nahe bei seinem Hause waren, sahen wir ihn hinter dem Balkonfenster in seinem Amtszimmer. Wir gingen hinauf; ich machte eine tiefe Verbeugung, und er empfing mich mit einer Würde, die mit Freundlichkeit gepaart war. Darauf trug ich ihm meine Sache mit wenigen Worten vor und unterbreitete ihm alle Aktenstücke, die nöthig waren, um die Urkunden zu erlangen, welche ich wünschte. Als er Alles eingesehen hatte, sagte er mir, daß ich einen Advokaten nehmen müsse, um in der Sache etwas thun zu können; er ging in seiner Güte sogar so weit, mir einen solchen holen zu lassen! Inzwischen war er so freundlich mit mir zu plaudern, und ich bemerkte im Verlaufe des Gesprächs, daß ich die Ehre hätte, den Herrn Rath Hald sehr gut zu kennen. Hierauf erzählte ich ihm, daß ich Generaleinnehmer im Sundgau gewesen sei, zur Zeit als Macarion einer der Hauptinteressenten der königl. (Steuer-) Pächtereirei war. Es kam mir vor, als behandle er mich nach dieser Erzählung noch mit mehr Zuvorkommenheit. Meine Mittheilung veranlaßte ihn zu der Frage, ob ich Heritac kenne, welcher Direktor während der soeben erwähnten (Steuer-) Pacht gewesen war. Ich erwiderte ihm, daß ich Heritac im Elsaß nur seiner Stellung nach, nicht aber persönlich gekannt habe, ihn jedoch vor 18 Monaten in Italien und zwar in Neapel getroffen hätte. „Er thut wohl daran, im

Auslande zu verweilen, sagte der Präsident mich unterbrechend, denn er hat sich ein ganz verabscheuungswürdiges Vergehen zu schulden kommen lassen, und ich habe ihn in contumaciam zum Hängen verurtheilt, als Strafe für die groben und schweren Benachtheiligungen und Fälschungen, welche er Basler und Breisacher Kaufleuten gegenüber begangen hat.“ Ich war über diese Neuigkeit sehr überrascht, denn ich glaubte, Heritac sei nur flüchtig wegen eines schlechten Streiches, den er seinem Direktor Macarion gespielt habe. Da der Advokat zu erscheinen zögerte, ersuchte mich der Präsident, um halb 11 Uhr wieder zu kommen, indem er selbst sich jetzt in das Schloß zu begeben hätte. Ich ging und fand meinen Sergeanten im Vorzimmer, in dem er sich aus lauter Respekt die ganze Zeit aufgehalten hatte.

Zur bestimmten Stunde ging dieser Gerichtsbote, um den ihm genannten Advokaten zu holen, und wir begaben uns sodann zusammen zu dem Herrn Präsidenten. Dieser schien seinen untergeordneten Gerichtsbeamten die nöthige Befähigung nicht zuzutrauen und unterzog sich selbst der Mühe, den Text des gerichtlichen Befehls zur Aktenvorlage zu diktieren. Darauf bestellte er uns wieder auf Nachmittags 2 Uhr. In der Zwischenzeit führte ich meinen Advokaten und Sergeanten zum Essen, und nachher gingen wir zum Militärarzt, um dessen Register nochmals einzusehen. Als dies geschehen war, fanden wir uns wieder bei dem Herrn Präsidenten ein, der mir sodann ein zu unseren Gunsten lautendes Urtheil einhängte, den Todtenschein beglaubigte und das Protokoll bezüglich des Befehls auf Aktenvorlage besiegelte. Alles dies geschah beim Lärm von 25–30 Trommlern, welche vor unseren Fenstern ihre Instrumente zum Aufzug der Wache rührten. Ich fand, daß Themis einen äußerst ungeeigneten Platz hatte, indem ihr Sitz sich mitten in dem kriegerischen Lärm des Mars und dem Geräse des Trommelschlages befand. Dem Präsidenten dankte ich unterthänigst für die schnelle Erledigung, bezahlte ihm das, was er für seinen Zeitaufwand verlangte, und entfernte mich mit meinem Advokaten, der mich darauf in den untersten Grund eines Wirthshauskellers führte, welcher ungefähr 50 Stufen tief in die Felsen eingehauen

ist. Gewiß ein sehr geeigneter Ort, um im Juli frisch zu bleiben; und so endete unser Geschäft mit einem kühlen Trunke und gutbereitetem Essen.

Man hatte mir so viel von der Stadt Freiburg im Breisgau erzählt, daß ich mit Rücksicht auf ihre Nähe mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, einen Ausflug dorthin zu machen. Bevor ich aber von Breisach Abschied nehme, muß ich noch ein Wort über seine Geschichte und das, was dort zu sehen ist, bringen.

Seine vortheilhafte Lage auf einem nach allen Seiten schroff abfallenden Felsen, am Ufer eines so bedeutenden Flusses wie der Rhein, veranlaßte die in der Vorzeit in der dortigen Gegend niedergelassenen alten celtischen und germanischen Volksstämme, aus der Anhöhe einen befestigten Platz zu machen, welcher von den Römern Mons Brisiacus genannt wurde. Ursprünglich diente die Befestigung dazu, sich in dieselbe zu Zeiten der Gefahr zurückziehen zu können; später erwuchs daraus aber die Hauptstadt des Landes, welches man jetzt Breisgau nennt. Breisach wurde in der Folge eine wichtige Stadt, die von den Einen die Warte oder Citadelle des Elsasses, von den Anderen der Schlüssel Deutschlands und von Manchen das Ruhefissen des Hauses Oesterreich genannt wurde. Aber endlich entriß Bernhard von Sachsen, Herzog von Weimar, General der Schwedischen Armee, mit Hilfe französischer Truppen, die von Marschall Guebriant befehligt wurden, dem deutschen Kaiser diesen Platz, den dieser, wie bemerkt, als Ruhefissen betrachtete, und auf welchem, wie man annahm, die Sicherheit seiner Staaten ruhte.

Die Festung wurde im Monat Dezember 1638 nach langem Widerstande genommen. Ich habe während meines Aufenthaltes im Elsaß oft Münzen gesehen, welche während der Belagerung in Breisach geschlagen wurden. Es sind flache Silbermünzen (Bracteaten), auf welchen man, von einem Kreis umschlossen, folgende Worte liest: Moneta nova obsidionis brisiacensis 1638.*) Sie sind offenbar mit einem Stichel gearbeitet, bezw. gezeichnet, denn auf der Rückseite befinden sich weder Figuren noch Schrift. Ich

*) Neue Münze der Belagerung von Breisach 1638.

will hier nicht die Festungswerke Breisachs beschreiben, denn der beigefügte Plan gibt ein volles Bild davon. Ich begnüge mich damit, hier einiges zu berichten, was mir im hiesigen Orte besonders aufgefallen ist.

Die Oberstadt besitzt als hübsche Anlage eigentlich nur eine, aber ziemlich breite Straße, die vom Zugang (Burgweg) zum Schloß, das nördlich liegt, zur Kirche, die südlich ist, führt. Diese Straße*) hat recht schöne Häuser, welche meistens gemalt und mit (alt-) deutschen Fenstern**) versehen sind.

Das Schloß ist ein altes Gebäude, äußerst stark und hat einen hohen viereckigen Thurm mit scharf geschnittenen Steinen. Die Kirche, welche am anderen Ende des Berges steht, ist von mittlerer Größe. Der Hauptaltar hat einen Altaraufsatz von Holz, der mit Strebepfeilern und Ornamenten von feinsten Schnitzerei verziert ist. Auffallend und sonderbar ist aber, daß der Bildhauer sich bemühte, die Haare und bezw. den Bart aller darauf befindlichen Figuren als lange krause und geringelte Locken zu schneiden und zu geben. Er hatte dabei jedenfalls die Absicht, die betreffenden Figuren durch diesen kleinen Kunstgriff ehrwürdiger erscheinen zu lassen. Wenigstens hat die Statue von Gott Vater, welcher in halber Figur aus einer sehr gekräuselten Wolke hervorragt, die beinahe das ganze Giebelfeld ausfüllt, den Bart und die Haare viel reicher und wesentlich weiter absiehend, überhaupt viel geringelter behandelt, als bei St. Gervas und St. Protas, den Patronen dieser Kirche (?),***) welche beide in einer der nebenseitigen Nischen (Altarflügel) links und rechts von dem Hauptaltarbild (Mittelfstück) angebracht sind. Man kann sich denken, daß der Künstler es nicht vergessen hat, auch die Cherubim und Engel, welche Gott Vater in seiner Glorie umgeben, recht hübsch zu kräu-

*) Es galt somit das Ganze als Straße und nicht als Platz, wie man es heute irrtümlich zu nennen beliebt und dabei überdies noch von einem unteren und einem oberen Radbrunnenplatz spricht, als wenn der vordere auf dem Berge und der hintere am Fuß desselben in der Unterstadt gelegen wäre.

**) Also nicht so einfach wie in Eloers Rekonstruktion.

***) Die hl. hl. Gervasius und Protasius sind die Patrone der Stadt. Patron der Kirche ist der hl. Stephanus.

seln. Außer dieser Kirche sind in Breisach drei Klöster mit Bettelmönchen. Es sind dies die Augustiner, die Franziskaner und die Kapuziner. Die Juden haben eine kleine Synagoge, in welcher ihnen gestattet ist, die Gebräuche ihres Gesetzes zu beobachten. Dafür zahlt eine jede ihrer Familien einen besonderen Tribut.

In der Mitte der großen breiten Straße der Oberstadt, zwischen der Kirche und dem Schloß, befindet sich ein viereckiger Thurm, welcher als Überbau eines schönen Brunnens dient, aus dem für das Publikum zweideutige Mädchen zur Strafe Wasser schöpfen müssen. Da Breisach auf einer Anhöhe liegt, so kann man sich denken, daß der besagte Brunnen ungemein tief ist*) und die erwähnte Schöpfarbeit viel Mühe macht. Indessen finden sich immer Soldaten mit freundlichen und mitleidigen Herzen, welche den betreffenden Mädchen bei ihrer Arbeit helfen.

Hinter der Kirche sind Terrassen, von welchen aus man einen Horizont von 10—12 Meilen erblickt. Es erstreckt sich die Aussicht fast ringsherum, namentlich aber gegen Norden, wo nichts den Blick hindert, den Windungen des Rheins zu folgen, und ebenso gegen Süden, wo er durch die hohen Berge der Schweiz begrenzt wird, deren weißen Schimmer man über dem Hartwald hervorleuchten sieht, welcher sich am Flusse mehr als acht Meilen lang gegen den Kanton Basel hinzieht. Der im Osten gelegene Schwarzwald zeigt Berge, die durch ihre ins grünbraune stehende Farbe ich weiß nicht was Schreckliches bieten. Deshalb kommt es uns auch vor, als wären sie ganz in der Nähe der Stadt, obgleich sie 6—7 Meilen weit entfernt sind. An ihrem Fuße sieht man leicht Freiburg im Breisgau und sein Schloß auf einer die Stadt beherrschenden Bergeshöhe. Da die auf diesem Berge befindlichen Ziegelbauten und die daselbst umgegrabene Erde ein röthliches Ansehen haben, so gleicht die Höhe von weitem sehr dem Mont Valerien in der Nähe von Paris. Die schönste

*) Diesen Brunnenschacht ließen schon die Römer 42 Meter tief in den Felsen hauen (Eloer S. 47); noch bedeutender ist der Brunnen auf der sächsischen Festung Königstein, welcher eine Tiefe von 340, manche sagen sogar von 380 Metern hat.

Aussicht von den Terrassen Breisachs hat man nach meinem Dafürhalten gegen Westen, wo man von Süden bis Norden die langgestreckte Vogesenkette sieht. Es schließt dieselbe den Horizont ab und läßt in der Ferne eine Gegend erblicken, reich an Wiesen, Weinbergen, Fruchtfeldern und überdies besät mit einer ungeheuren Menge von Schlössern, Städten und Dörfern, woran das Elsaß so reich ist, und wodurch es unzweifelhaft zu einem der schönsten und besten Länder Europas gemacht wird. Um die Augen etwas ruhen zu lassen, muß man sie ein wenig auf die Unterstadt und die Festungswerke Breisachs richten. Man sieht beide von diesem Punkt aus wie zu seinen Füßen liegen, ebenso die Inseln und Brücken des Rheins. Südlich von der Kirche zeigt sich uns ein Hügel (Eckartsberg) ziemlich so hoch wie jener, auf welchem die Stadt selbst steht. Auf jenem Hügel befindet sich eine Windmühle, umschlossen von guten Festungswerken. Indem ich so in aller Gemüthlichkeit die sowohl durch ihre natürliche Lage, als durch Hilfe der Kunst so feste und starke Stadt betrachtete, verzich ich es in meinem Herzen den Kaiserlichen, welche den Muth nicht hatten, sie zu belagern, sondern während den zwei letzten Monaten des Jahres 1674 und dem Anfange des darauf folgenden Januars sie bloß blockierten, zu einer Zeit, in welcher es in der Festung weder hinreichend Munition, noch gute Kanoniere, ja selbst nur wenig Soldaten gab, um einer eigentlichen langen Belagerung Stand halten zu können. Die Festung ist der Gefahr zwar schön entwischt, es möge für Frankreich aber immerhin als eine gute Lection gelten, sich in Zukunft nicht mehr überraschen zu lassen.

Vorstehendes ist es, was ich von der wichtigen Stadt Breisach zu sagen hatte. Jetzt will ich einen Ausflug nach Freiburg im Breisgau machen.

Ich reiste ein wenig zu spät von Breisach ab, um in Freiburg noch übernachten zu können. Mein Weg führte mich über die Dörfer Rimsingen und Thiengen. Dann gelangte ich in einen Wald, in dem der König



Straßen von 30 Toisen*) Breite hatte herstellen lassen, um sie für den Durchzug der Truppen sicherer zu machen, da die dortigen Wege vorher wahre Räuberhöhlen gewesen sind. Ich war genöthigt, mich in einem kleinen Dorfe aufzuhalten, diesseits Freiburgs, das Sant-Jerg (Sankt Georgen) heißt. Dasselbst fand ich sehr schlechte Unterkunft, nichts zu essen, lediglich Stroh als Lager zum Schlafen und recht grobe Wirthsleute. Deshalb ging ich auch schon vor Sonnenaufgang wieder fort, bestieg mein Pferd und kam früh Morgens an in

Freiburg.

Da man hier gerade die Vorstädte**) einriß, um den Hauptwall besser besetzen zu können, so verirrete ich mich fast in den Häuserresten, als ich die Brücke suchte, über welche man gehen mußte, um in die Stadt zu gelangen. Die Straße, durch welche ich eintrat, schien mir groß, schön und gerade, besonders aber sehr sauber, weil in der Mitte derselben ein kleiner Bach fließt. Dieser entsteht durch das Abwasser (?) von den Brunnen, die an den Kreuzungen der Straßen stehen. Die Häuser sind hier so ziemlich, wie an anderen ähnlichen Orten, nämlich vorn gemalt und mit großen Fenstern versehen. Ich fand die Soldaten der Garnison alle unter den Waffen und den Straßen entlang aufgestellt. Jede Compagnie stand ihrer Fahne gegenüber, die Revue erwartend, welche der Kriegskommissär abhalten sollte. Es gab sehr genaue Inspektoren für die Auswahl der Mannschaften, sowie rücksichtlich der Instandhaltung der Waffen, Kleider und Wäsche. Ich sah, daß jeder Soldat ein zweites zusammengelegtes Hemd am Ende seines Bändeliers hängen hatte. Im „wilden Mann,“***) einem hübschen Wirths-

*) Eine Toise gilt für zwei Meter.

**) Schon im 14. Jahrhundert hatte Freiburg solche Vorstädte, die zusammen beinahe so viel Flächeninhalt hatten, als die innere Stadt selbst. Es waren dieselben gegen Süden die Schneckenvorstadt, gegen Westen die Lehener- und die Prediger-Vorstadt und gegen Norden die sog. Neuburg oder St. Christophsvorstadt.

***) Das jetzige Kagenecksche Haus, Salzstraße No. 5.

haus, stieg ich ab. Nachdem ich meine Reitstiefel ausgezogen hatte, ging ich zur Messe in die große Kirche (Münster), die auf einem schönen Platze steht. Deren Umrisse kann man auf der beigegeführten Zeichnung sehen. Der Kirchenturm (Münsterturm) ist, was die Höhe und Feinheit der Ausführung betrifft, eine wunderbare Arbeit. Obwohl ich die gothischen Gebäude nicht leiden mag, kann ich nicht umhin, diesen Bau zu loben. Es ist eine Pyramide von rothem Stein, ganz à jour gehauen, wie der Kirchenturm von Thann; der von Freiburg ist aber unvergleichlich schöner. Die Thürme von Freiburg und Straßburg sind von demselben Architekten gebaut; aber ich muß hier eine mündliche Überlieferung beifügen. Nach dieser wollte der geschickte Baumeister nach Frankreich gehen, um dort einen andern Thurm aufzuführen, der durch die Schönheit des Entwurfes die drei, welche er in Deutschland gebaut hatte, noch überragen sollte. Um ihn nun daran zu verhindern, seien ihm die Augen ausgestochen worden. Die Kirche von Freiburg hat ein ziemlich schönes Schiff, vom nämlichen rothen Stein, wie der Thurm. Ich betrat sie durch die Vorhalle, welche, sowie das Portal, mit verschiedenen Gemälden und einer Menge Steinstatuen reich geschmückt ist, was dem Auge einen wohlgefälligen Eindruck macht. Das Innere dieser Kirche bietet nichts Besonderes. Das Schiff und der Chor, der ganz mit einer Mauer abgeschlossen ist, sind mit einer Reihe von niederen Säulenschäften umgeben und eingerahmt. Das Bild am Hauptaltar (von Hans Baldung genannt Grien 1516) wird in diesem Lande sehr geschätzt. Was mich betrifft, so finde ich es etwas trockenen Geschmacks, doch kann ich mich irren. Man sieht in der ganzen Kirche Grabmäler von hervorragenden Personen. Überdies sind noch liegende Grabplatten da, die man aber nicht flach nennen kann, da es in Deutschland, wie in Italien, herrschender Gebrauch ist, darauf Figuren in erhabener Arbeit (en relief) anzubringen. Dies scheint mir nicht recht am Platze zu sein. Denn abgesehen davon, daß sie vom Darübergehen abgenützt und verdorben werden,



dienen sie nur dazu, denjenigen, welche sie überschreiten und nicht auf ihre Füße sehen, den Hals brechen zu helfen. Ich las einige der Grabschriften und erinnere mich unter Anderem theilweise noch an eine solche, welche man einem Mann von hoher Geburt gewidmet hatte, der die erste Würde im Basler Domkapitel einnahm. Sie bezeichnet seine tiefe Demuth in den unterwürfigsten, wegwerfendsten Ausdrücken und gibt uns eine rührende Lehre von der Nichtigkeit des Menschen. Ich wollte, ich hätte den Namen und Stand dieses hohen Verstorbenen behalten. Es scheint, als höre man ihn zum vorübergehenden Leser sagen: „Im Leben war ich einst ein Graf von . . . und Probst an der Basler Stiftskirche; jetzt bin ich unter der Erde und wurde zu Staub, Asche und Würmern, zu einem Nichts.“*)

Es darf nicht übersehen werden, hier hervorzuheben, daß seit Einführung der Reformation in der Stadt Basel der Bischof dieses Stuhles sich nach Pruntrut zurückzog, von welchem er weltlicher Fürst ist, während seine Domherren, um ihr Kapitel zu erhalten, die Kirche in Freiburg im Breisgau wählten, deren Chor sie mittelst einer Summe Geldes erwarben. Aber seit der Unterwerfung dieser Stadt unter den König von Frankreich haben sich die Herren unter dem Vorwande schlechter Behandlung, welche sie bei der Einnahme von den Franzosen erlitten haben wollen, zurückgezogen, um sich in Arlesheim im Kanton Basel in der Schweiz niederzulassen. Befagter Ort ist jedoch nur ein Dorf, und sie lassen sich deshalb eine Kirche und Wohnungen daselbst bauen.

Ich machte dann einen Spaziergang durch die ganze Stadt, die, wie schon bemerkt, sehr hübsch und ihrer laufenden Brunnen wegen, deren Bäche ständig das Pflaster rein halten, recht sauber ist. Es gibt in der That eine Menge schöner Häuser, mehrere Kirchen und Klöster, deren Namen ich mir aber nicht gemerkt habe. Mein Weg führte mich durch

*) Olim fui in saeculo comes ab . . . , in ecclesia basiliensi praepositus, nunc in terra sum pulvis, stercus, vermis, nihil.

das St. Christophsthor,^{*)} und ich fand vor demselben die schöne Vorstadt dieses Namens niedergedrückt, gleichwie auch jene auf der Seite von Dreifach. Einige Bürger, die ich anredete, sagten mir seufzend und aus tiefstem Herzen, daß die Vorstädte gerade so groß und gerade so bevölkert, wie die Stadt selbst, gewesen seien. An den neuen Befestigungen wurde dort tüchtig gearbeitet. Ich betrachtete bequem und gemüthlich die Forts und die verschiedenen Arbeiten, mit welchen man den Berg bedeckt hat, an dessen Fuß Freiburg liegt. Mein Plan gibt alle Namen der einzelnen Werke, sowie auch jene der Bastionen an, und aus meiner Zeichnung kann man ein vollständiges Bild gewinnen. Aus beiden kann man weiter entnehmen, daß die Dreifach dem südlichen Glacis entlang fließt. Da ich nur einen Sonntag in dieser Stadt verlebt habe, so sah ich die Läden mit jenen Arbeiten nicht, welche weithin bekannt sind. Diese Arbeiten bestehen nämlich im Schneiden von kostbaren Steinen und besonders von Achat, wovon Vasen, Messerhefte, Knöpfe und verschiedene andere hübsche Kleinigkeiten gemacht werden. Besagte Steine werden in den umliegenden Bergen gefunden. Die Gold- und Silberschmiede sind besonders wegen der von ihnen hergestellten vergoldeten Silbergegenstände bekannt; ihr Silber ist aber von geringem Werth.

Sehenswerth ist das Gebäude der Universität, welches letztere eine der berühmtesten von ganz Deutschland ist; auch hat ihr Rektor den Titel „Magnificenz.“ Sie wurde ums Jahr 1450 (richtig i. J. 1456) gegründet durch Albert VI., genannt der Gute, Herzog von Oesterreich. Es bewilligte dieser den Studenten so viele Freiheiten und Privilegien, daß sie dieselben mißbrauchten und man genöthigt war, ihnen einen Theil davon wieder zu entziehen. Ja, man behauptet sogar, wie mir ein Advokat erzählte, der dort studiert hatte, daß beim öffentlichen Vorlesen besagter Privilegien alle Glocken der Stadt in Bewegung gesetzt wurden, nicht um die betreffende Handlung feierlicher zu gestalten, sondern um durch das

*) Ungefähr dort, wo heute das Siegesdenkmal auf dem Wilhelmsplatz vor der Karlskaserne errichtet ist, soll das Christophsthor gestanden haben.

Geläute zu verhindern, daß die Zöglinge die Verkündigung des Herolds verstehen.

Die Fürsten von Oesterreich sind im Jahr 1386 (1368) die Herren Freiburgs geworden, nach dem sich die Bürger gegen das Haus Fürstenberg aufgelehnt hatten, welche ihre Erwerbung auf eine Heirath mit Agnes von Fähringen stützten. Eine Meile von der Stadt entfernt, am Eingange des Schwarzwaldes, war es, wo Louis Prinz von Condé, der damals nur Herzog von Enghien war, die Barrikaden erstürmte, mittelst welcher sich die bayerischen Truppen verschanzt hatten. Die Erstürmung erfolgte nach einem dreitägigen heftigen Kampfe, der am 3., 4. und 5. August 1640 (1644) wüthete.

Dieser Sieg^{*)} kostete mehrere Tausend der tapfersten Männer Frankreichs, und die Deutschen sprechen von einer für sie vortheilhaften Waffenthat und gaben diesem Schlachtfeld den Namen „Franzosenfriedhof.“ Nun sind die Kaiserlichen dadurch sehr gedemüthigt, Freiburg jetzt in unserer Gewalt zu sehen.^{**)} Der Herzog von Créqui nahm es am 17. November 1677 nach siebenätziger Belagerung.

Die alten Schriftsteller sprechen nicht von dieser Stadt,^{***)} wohl aber kennen sie den Schwarzwald, der östlich davon liegt. Da dieser Wald auf hohen Bergen gepflanzt ist, so nennen sie ihn manchmal Abnoba Mons, häufiger aber noch Martiana Sylva. Er ist mehr als 15 deutsche Meilen von Norden nach Süden lang und 6—7 Meilen breit. Dieser Landstrich, so

*) Diesen Sieg können übrigens die Franzosen bekanntermaßen gar nicht für sich verzeichnen. Nachdem sie in die feindlichen Verschanzungen eingedrungen waren, stiegen die bayerischen Kürassiere vom Pferde und trieben mit dem Säbel in der Hand die Franzosen zurück (vgl. C. Geres, Kaspar Mercys Heldentod, Schaumland IX, s. 59 ff.), welche letztere im ganzen 4000 Mann verloren haben, während nur 1200 Bayern gefallen sind. Die angeblich siegreichen Franzosen, deren Fußvolk über die Hälfte vernichtet war, zogen ab, was jedenfalls nicht geschehen sein würde, wenn sie nicht unterlegen wären. Freiburg selbst gehörte wieder den Oesterreichern.

***) Dies geschah aber nicht sogleich auf den falschlichen Sieg hin, wie man in Folge der Textverbindung meinen könnte, sondern erst 33 Jahre nachher.

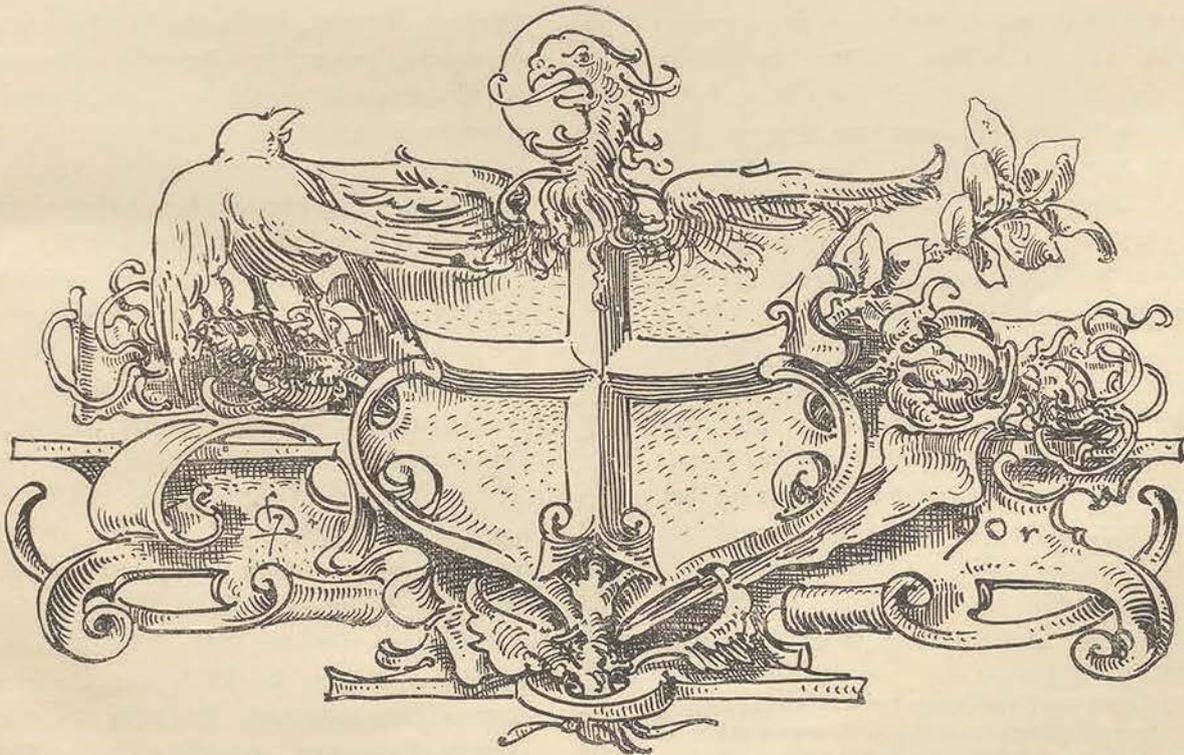
***) Freiburg wurde eben erst im Jahre 1120 gegründet.

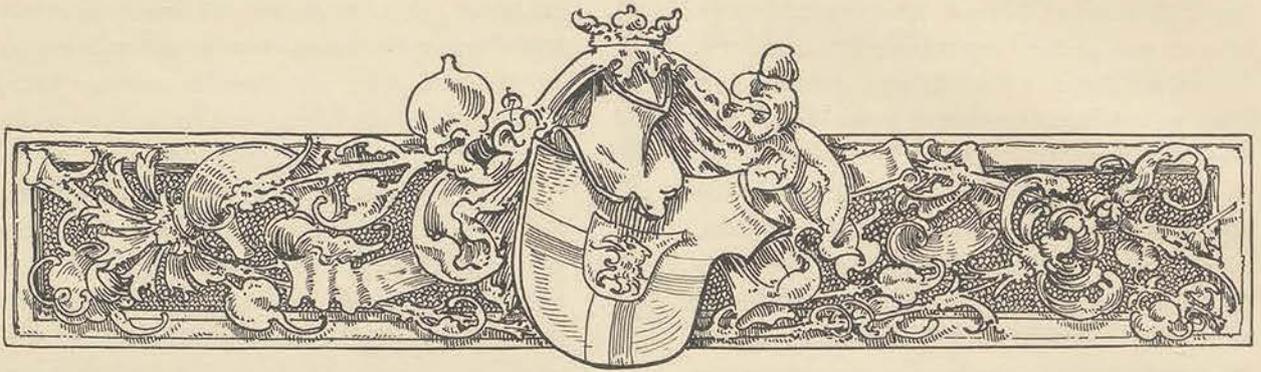
schrecklich er ist, ist dennoch bewohnt, aber lediglich nur von groben und brutalen Bauern, die, man möchte sagen, wilden Thieren gleichen; auch sind, wie ich erzählen hörte, unter ihnen viele aussätzige Familien.

Nachdem ich mich in allen Stadttheilen Freiburgs bis zur Langenweile umgesehen hatte, reiste ich um 3 Uhr Mittags ab, um über Breisach zurückzugehen. Ich erreichte das letztere auf einem kürzeren Wege, als dem gestrigen, weil ich über einen Hügel (Tuniberg) ging, um dessen Ende ich beim Kommen den Weg genommen hatte. Bevor ich Breisach wieder betrete, dürfte es angezeigt sein, den schönen Marsch zu erwähnen, welchen Monseigneur le Dauphin mit seiner Armee auf der rechten Rheinseite machte, wie man es auch noch auf unserer elsässischen Karte sehen kann. Er ging über Rimsingen, — ein Dorf auf meiner Freiburger Route —, und sein Lager war in Wyhl, nur 3 Meilen von da entfernt. Als ich in Breisach ankam, begegnete ich meinem Advokaten, mit dem ich sodann im Gasthaus „Klein-Paris“, einer guten Wirthschaft, zu

Nacht aß. Den folgenden Morgen verließ ich diese Stadt bei Sonnenaufgang, und nachdem ich alle Brücken, Forts und Vorposten passiert hatte, setzte ich die Reise durch die Harth (Harthwald) nach Altkirch bezw. Ensisheim fort.“

Es folgt nun die Beschreibung der Rückreise, die unseren Verfasser zunächst nach Ensisheim führte, welches, wie überhaupt ein großer Theil der durchwanderten Gegenden und Orte des Elsasses, mit Breisach schon von langem her in engeren Beziehungen stand und insofern Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit hätte. Ungeachtet dessen wollen wir hier unsere Mittheilungen schließen und nur noch anführen, daß nach Inhalt der uns vorliegenden Reiseerinnerungen der oberste Provinzial-Gerichtshof für das Elsaß vom König von Frankreich im Jahre 1673 wegen des ausgebrochenen Krieges und weil Ensisheim für nicht genug widerstandsfähig galt, von da nach Breisach verlegt worden ist. Im Ubrigen soll es uns freuen, wenn unsere Leser dem ihnen in die Vergangenheit eröffneten Blick einiges Interesse abgewonnen haben sollten.





Eine Bürgermeisterwahl zu Freiburg i. B. anno 1772.

In den Rathsprötkollen der Stadt ist eine ausführliche Beschreibung der Bürgermeisterwahl vom 17. Juni 1772 enthalten, welche wir zur Charakterisierung der damaligen Verhältnisse und der städtischen Verfassung unten im vollen Wortlaute folgen lassen werden.

Am 3. des genannten Monats war der regierende Bürgermeister Gaudentius von Carneri*) plötzlich an einer damals grassirenden epidemischen Seuche, dem sogenannten faulen Gallenfieber, gestorben, nachdem er kaum zwei Jahre lang in seinem Amte gewirkt hatte. Seiner Wahl, die am 15. November 1770 stattfand, war ein anderthalbjähriges Interregnum vorausgegangen, in welchem die Stadt ohne Bürgermeister geblieben war wegen zwiefacher Spaltung der Bürgerschaft, welche es immer noch nicht verschmerzen konnte, daß im Jahre 1756 die alte stadtfreiburgische Verfassung gestürzt worden war. Vorher nämlich wurde die Verwaltung der Stadt durch die sogenannten drei Stadthäupter geführt, den Bürgermeister als Vorsitzenden des Stadtraths, den Schultheißen als Stadtrichter und den Obristzunftmeister als den Führer der Bürgerschaft, welche durch die Zünfte repräsentiert war,

*) Carneri war ein gebürtiger Tyroler; sein vollständiger Titel lautete Gaudentius Carneri von Ebenfelden und Bergfelden. Längere Zeit vor seiner Erwählung zum Bürgermeister war er städt. Kanzlei-Verwalter gewesen.

vergleichbar nach heutigen Begriffen etwa mit dem Vorsitzenden des geschäftsleitenden Ausschusses unserer Stadtverordneten. Nach der ältesten Verfassung sollten die beiden ersten Stellen durch den eingefessenen Stadttadel, den Patriar, und die Klasse der Kaufleute besetzt werden; aus diesen beiden Klassen allein, welche für sich einen geschlossenen Ring der rathsfähigen Geschlechter bildeten, gingen die Mitglieder des Stadtraths hervor; als aber diese rathsfähigen Geschlechter theils ausgestorben, theils zu vornehm geworden waren, mit den Zunftmeistern die Regierung der Stadt oder wie man kurz sagte, das Stadtr Regiment zu theilen, kam dieses völlig in die Hand der Zünfte. Nun wurde es Usus, daß Bürgermeister, Schultheiß und Obristzunftmeister alle Jahre am Tage der Rathserneuerung, am 24. Juni, alternierten, so zwar daß der bisherige Schultheiß zum Bürgermeister aufrückte, der Obristzunftmeister zum Schultheißen, während der Bürgermeister wieder zum Zunftmeister wurde. Allem diesem machte das Allerhöchste Einrichtungs-normale vom Jahre 1756, welches für die Breisgauischen Städte, soweit sie österreichisch waren, eine neue Städte-Ordnung verfügte, ein unerwartetes und plötzliches Ende. Die Alternation wurde aufgehoben, die Stelle des Obristzunftmeisters ganz abgeschafft und dafür ein zweiter Schultheiß eingesetzt, wenigstens für die nächsten Jahre.

Diese Maaßregel verursachte unter der Bürgerschaft eine gewaltige Erbitterung, welche im August 1757 in höchst tumultuose Auftritte ausartete und zur Erstürmung des Rathhauses und des städtischen Gefängnisses behufs gewaltsamer Befreiung der festgenommenen Rädelsführer Peter Tschlin und Martin Imberg führte. Die Unruhen legten sich zwar bald wieder, aber noch viele Jahre nachher gährte es stille unter den Zünften weiter, und im Stadtrath selbst stellten sich die beiden Mitglieder desselben D. Baumann und Dominicus Gaes in offene Opposition zur Landesregierung.

Schon bei der Wahl Carneris war es zu offenen Conflicten zwischen den Anhängern der alten und neuen Stadtverfassung und Aemterbesetzung gekommen, wobei die letztere Partei den Sieg davon getragen hatte. Man übergieng nämlich den bisherigen im städtischen Dienst ergrauten Schultheißen Klumpp, obwohl er um die Stelle des Bürgermeisters candidierte, und wählte statt dessen den bisherigen Kanzlei-Verwalter von Carneri, obgleich er nicht einmal Vollbürger, sondern nur ein sog. Saßburger war. Das war hart für die alteingesessene Bürgerschaft. Jetzt war Carneri nach so kurzer Zeit plötzlich gestorben. Es ist begreiflich, daß man mit Spannung der Neuwahl entgegen sah und in Erinnerung an die letztvergangenen Jahre, welche in Folge der langanhaltenden Zwistigkeiten nicht zum Wohl des Gemeindefensens beigetragen hatten, die Wahl möglichst beschleunigte.

Ein anderer und geheimer Beweggrund, die Bürgermeisterwahl möglichst zu beschleunigen, lag in dem Umstande, daß die Stadt schon seit vielen Jahren mit der Universität im Streite lag wegen des Vortrittes des stadträthlichen Collegiums bei der Frohnleichnamsprozession. Man mußte absolut zu diesem feierlichen Akte einen Bürgermeister haben, um ja nicht noch einmal für fünfjährige Zeiten einen ungünstigen Präcedenzfall zu schaffen.

Unverweilt that man daher bei der hohen Landesregierung die einleitenden Schritte zur Anordnung einer Neuwahl und ersuchte den damaligen Regierungspräsidenten Freiherrn von Ulm,

zur Erhöhung der Feierlichkeit mit noch einem Mitglied der Regierung beim Wahlakt in Person zu erscheinen.

Dieses Ansuchen fand gnädiges Gehör unter ausdrücklicher Betonung von Seiten des Präsidenten, daß hoffentlich ein löblicher Magistrat diese hohe Ehre zu schätzen wissen werde.

Der Stadtrath selbst bestand nach dem oben erwähnten Einführungsnormale damals aus einem sog. inneren und äußeren Rath. Zum inneren Rath zählte der Bürgermeister als Vorsitzender des gesammten Magistrats, der Schultheiß als Stadtrichter, zwei sog. Deputationsräthe, welche mit dem Bürgermeister und dem Schultheißen die wirthschaftlichen Angelegenheiten der Stadt in engerer Commission, der Wirthschaftsdeputation, ordneten; alsdann 4 Mitglieder des beständigen Rathes, welche fast durchweg Juristen waren.

Zum äußeren Rath gehörten die 12 Zunftmeister, welche nur in ganz besonderen wichtigen Sachen zum Gesammtmagistrat oder „Ganzen Rath“ versammelt wurden.

Nun zur Wahl und Beschreibung der begleitenden Feierlichkeiten!

Zur näheren Erklärung der letzteren müssen wir vorausschicken, daß der Stadtrath damals noch über einen vierspännigen Galawagen zu verfügen hatte, dessen Stallung und Remise sich im sog. Zapfen oder Zapfenhof, dem städtischen Ökonomiegebäude, befanden.

Auf dem hohen Bock thronten der Kutscher und ein Stadtdiener, halbschichtig in die Stadtfarben weiß und roth gekleidet, so zwar daß die ganze rechte Hälfte dieser würdigen Repräsentanten roth anzusehen war, die andere Hälfte weiß.

Die Herren Bürgermeister und Räte kleideten sich nach damaligem Schnitt in weite schwarzseidene Tressenröcke mit Seitentaschen, lange, gestickte Westen, kurze, seidene Hosen und seidene Strümpfe mit Schnallenschuhen; das Haupt zierte die kurzgelockte Puder-Perücke mit niedlichem Topfe und ein Tressenhut in Form eines sogenannten Nebelspalters.

Daß der Stockdegen nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst.

Der Bericht lautet:

Nachdem in Unser Lieben Frauen Münster-
Kirche früh um sechs Uhr Magistratus dem ab-
gehaltenen Hochamt de Sancto Spiritu beyge-
wohnet, so hat sich derselbe nach Beendigung
desselben nach dem Rathshof in gewöhnlicher Ord-
nung begeben. Dasselbst wurden die vier älteren
inneren Rathsglieder, als Deputationsrath Kupfer-
schmid, Johann Gg. Schächtele, Caspar Schuh-
macher und Licenziat Wannwarth (die drei
letzteren als Mitglieder des beständigen Rathes)
zu Abholung der landesfürstlichen Commission
deputirt, welche sich in einer vierspännigen Statt-
chaisen nach der Behausung des P. T. Herrn Re-
gierungs- und Kammerpräsidenten Freiherrn von
Ulm Excellenz verfügt und sind auch nach einer
kurzen Weil dem eigenen Wagen hochgedachter
Sr. Excellenz, bei hochwelchem der B. A. Vorder-
Oestr. Regierungs- und Kammerrath Herrn Carl
Joseph von Bückler und Runcel Gnaden als
Commissarius gefessen, vorherfahrend bey dem
Rathshoff wiederum angelanget. Bey daselbstiger
Ankunft der hochbesagten landesfürstlichen Herren
Commissarien wurden hochdieselben bey dem (gro-
ßen) Rathshofthor von dem ganzen Magistrat
empfangen, complimentiret und in die Rathsstu-
ben eingeführt.

Allda haben des landesfürstlichen Herrn
Commissarii Principalis Excellenz sammt tit.
Herrn Commissario ihren besonders zugerichteten
Platz eingenommen und mittelst einer so bündig
angebrachten als bestmeinend, ja väterlich lau-
tenden Anrede dem Magistrat zugesprochen, wo-
mit, da es nun um die Erwählung eines Bürger-
meistern zu thun seye, sammtliche Votanten auf
ein solches Subjectum zu verfallen hätten, von
dessen gutten Eigenschaften, christlichem Wandel
und erforderlicher Fähigkeit man sich zum voraus
versichert halten könne, daß dessen Augenmerke
alleinig zur Beförderung der Ehre Gottes, des
allerhöchsten Dienstes und des gemeynen Besten
gerichtet seyn werde; überhaupt aber wurde Ma-
gistratui*) eine unpartheyische Justizadministration,
Schätzung von Wittwen und Waisen, Besorgen
deren milden Stiftungen und Einführung und

*) Magistratui ist der Dativ oder Zweckfall von
„Magistratus,“ heißt also hier „dem Magistrate.“

Erhaltung einer gutten Manns- und Kinderzucht
auf das nachdrucksamste anempfohlen.

Von dem Canzleyverwalter Doctore Umber
wurde sodann wegen hoher Anwesenheit beeder
landesfürstlichen Herren Commissarien Excellenz
und Gnaden nomine Magistratus**) der unter-
thänigst gehorsamste Dank erstattet und die
theuerste Versicherung gegeben, daß sich Magis-
tratus äußerst angelegen halten werde, die von
einer hohen landesfürstlichen Commission gemachte
Ermahnung sowohl bey der vorhabenden Bür-
germeisterwahl als in allen vorkommenden Agendis
in die genaueste Erfüllung zu bringen.

Nach diesem hatte eine hohe landesfürstliche
Commission unseren Schultheissen Klumpp gewöhn-
lichermaßen in den Abstand verwiesen und sodann
den anwesenden Magistrat viritim***) befraget,
obe man wider den Schultheissen etwas flagbares
anzubringen wisse? Die hierauf erhaltenen Ant-
worten bestunden aber uniformiter****) in deme,
das man von ihme Schultheissen nichts als liebes
und guttes zu sagen wisse, daß er in seinem Dienste
bis dahin emsig und getreu gewesen, und daß zu
wünschen wäre, daß selber um 20 Jahre jünger
wäre, oder daß ihme so viele Jahre gekauffet
werden könnten.

Nach diesem wurde der Schultheiß wiederum
von dem Abstand herein beruffen und von einer
hohen landesfürstlichen Commission an seinen vori-
gen Platz gewiesen, sofort zur Vornahm der
Bürgermeisterwahl selbstem geschritten und zu dem
Ende der ganze Magistrat bis auf den alleinigen
Canzleyverwalter mit deme in den Abstand ver-
wiesen worden, daß die gesammten Gliedern des
inneren Rathes zu dem vacanten und nun zu er-
setzenden Bürgermeisteramt eligibiles†) seyen und
dahero einer nach dem andern in behöriger Ord-
nung sein freyes Votum abzugeben habe. Facto
scrutinio††) und nach zurück in die Rathsstuben
beruffenem gesammten Magistrat wurde von einer
hohen landesfürstlichen Commission die Publication
dahin gemachet, daß per vota unanimia†††)

*) Im Namen des Magistrats.

**) viritim = einzeln, Mann für Mann.

***) gleichförmig.

†) eligibiles = wählbar.

††) facto scrutinio = nach geschעהener Wahl.

†††) einstimmig.

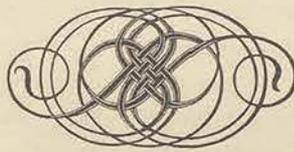
Schultheiß Franz Xaver Klumpp zum Bürgermeister erwöhlet worden seye.

Nach diesem hatte sich eine hohe landesfürstliche Commission von der Rathsstube nach der Franziskaner-Kirche erhoben, wohin des Herrn Principal-Commissarii Excellenz von dem Herrn Commissario zur rechten „und von dem neügewählten Bürgermeister zur linken Seite“ von dem gesammten Magistrats-Personali aber in gewöhnlicher Ordnung begleitet worden, von wannen sich hochdieselbe nach unter Trompeten und Pauken-



schall abgesungenem Te deum laudamus unter obiger magistratischer Begleitung zu der Nebenthüre hinausbegeben, daselbsten ihren eigenen Wagen mit Herren Commissario bestiegen und unter Vorfahrung deren oben benannten vier städtischen Deputirten nacher Hause gefahren sind, womit denn auch dieser zu offenbahr gezeigten magistratischen Freude und Vergnügen vorgegangene Wahlact sich geendiget hatte.

Poinsignon.



❖ Ein geschnitztes Bildwerk ❖

aus dem 16. Jahrhundert.

Als ich vor zwei Jahren das Skizzenbuch eines jungen Bildhauers durchblätterte, welches auf seinen verschiedenfarbigen Blättern ein buntes Durcheinander von launigen Szenen des Alltagslebens und mythologischen Motiven, von Akzeichnungen und religiösen Darstellungen, von Charakterköpfen und — Bierflecken enthielt, fiel mir die Skizze einer Figur auf, welche nach Darstellung und Behandlung an die Sculpturen des 16. Jahrhunderts erinnerte. Durch diesen Zufall bekam ich Kenntniß von einem schönen in Holz geschnitzten Hochreliefbild, welchem die Figur entnommen war, und welches sich im Besitze der Kirche in Waldkirch bei Waldshut befindet. Es war ein schöner Spätsommertag, als ich mich in Begleitung des jungen Künstlers auf den Weg machte, um das Bildwerk zu sehen; das mitgeführte Gepäck bestand in einem photographischen Apparate, welcher ja mit Recht ein unvermeidliches Instrument des Kunstliebhabers geworden



ist. Der Weg führte uns nach Lenzkirch, Schluchsee und dann über Höchenschwand nach Waldkirch, einem niedlichen, von den schönsten Feldern und obstreichen Gärten umrahmten Dörfchen. Der Geistliche des Ortes, ein Verwandter meines Gefährten, Herr Dekan Amann, gab in zuvorkommendster Weise die Erlaubniß, das alte Bildwerk zum Zwecke der Veröffentlichung in der Zeitschrift Schauinsland zu photographieren und ließ es sich nicht nehmen, uns die liebenswürdigste Gastfreundschaft zu erweisen.

Das geschnitzte Hochrelief, welches wir unten wiedergeben, war ohne Zweifel ein Altarblatt und hat einen Flächeninhalt von nicht ganz einem Quadratmeter. Der Bildschneider oder „Bredschneider“ (wie solche Künstler auch genannt wurden) hat seinen Entwurf von Albrecht Dürer entlehnt; dies zeigt auf den ersten Blick die Vergleichung mit der nebenstehenden Dürer'schen Composition: der Darstellung Jesu im Tempel.

Bei Betrachtung des Reliefs fällt uns zunächst die Gestalt des greisen Simeon in die Augen, welcher das Jesuskind in den Armen hält und vor allem Volke zeigt. Freilich hat sich der Bildschnitzer nicht genau an das Dürer'sche Original gehalten und aus technischen Gründen von der Darstellung der großen Volksmenge abgesehen; um so kräftiger und klarer treten dafür die Hauptfiguren hervor. Das Kind ist ziemlich treu dem Dürer'schen nachgebildet, es wendet seinen Blick nach der Mutter. Diese erscheint in traditioneller, strenger Auffassung. Ihr Begleiter und Beschützer, der hl. Joseph, trägt Stab und Wanderstab in den Händen (wie bei Dürer) zum Zeichen, daß er als Wandersmann und Pilger nach Jerusalem gekommen. Es entspricht einer alten Legende, daß der Zimmermann von Nazareth die Maria an Jahren weit übertrifft; mindestens wird sein greises Haupt demjenigen Simeons an Alter nichts nachgeben. —

Die knieende Figur im Vordergrunde ist ein Weib aus dem Volke. Sie trägt weniger edle Züge und faßt das Jesuskind scharf ins Auge, indem sie die Opfergabe, nach dem Mosaikischen Gesetze ein paar junge Tauben, auf den Altar bringt. Zur Rechten Simeons steht die Prophetin Anna, den Eltern Jesu zugewendet. Sie deutet bei Dürer mit dem rechten Zeigefinger auf Maria, wie wenn sie dem

Volke zeigen wollte, jene sei die glückliche Mutter des Heilandes. Auf dem Holzbilde dagegen erhebt die greise Prophetin die ganze Hand und kann man in dieser Bewegung den Ausdruck der Verwunderung oder die Andeutung einer Prophezeiung des Leidenschicksales des Kindes sehen. Die Männer links sind Gesetzeslehrer der Juden,

welche Zeugen der Opferhandlung waren. Der eine von ihnen umfaßt mit seinem rechten Arme eine Säule des Tempels — ein Motiv, das der Künstler zunächst wohl nur aus ästhetischen Gründen verwendete, um die langen, das ganze Bild durchschneidenden Linien der Säule angenehm zu unterbrechen. Will man dabei Symbolik erkennen, so dürfte (wie mir ein Theologe freundlichst mittheilte) diese Stellung der Figur darauf hinweisen, daß den Rabbinen das Erscheinen des Jesuskindes mit banger Ahnung erfüllt: er möchte die Säule stützen, auf welcher der alte Kult des Tempels und des Gesetzes ruht. Im

Hintergrunde rechts ist ein Mann zu sehen, welcher ein aufgeschlagenes Buch in der Hand hält, in welchem offenbar die auf die Handlung bezüglichen Vorschriften des Gesetzes verzeichnet sind. — Der würdige Frauenkopf zwischen Simeon und Anna ist durch den ernsten, fast schwermüthigen Gesichtsausdruck von der Dürer'schen Zeichnung verschieden. Noch größerer Unterschied zwischen Dürer und unserem Meister liegt in der Haltung



Aus Albrecht Dürers Marienleben.

und Individualisierung des Männerkopfes, der über die Häupter von Joseph und Maria hervorragt. Der Träger dieser Züge blickt mit ernstem, fast ärgerlichem Ausdruck nach den an der Säule stehenden Gesetzeslehrern.

Die Köpfe des Bildwerkes sind insgesamt vortrefflich charakterisiert und tragen das Gepräge der Naturwahrheit; hierin besonders zeigt sich die Künstler-schaft des Verfertigers, welcher aus seinem eigenen Geiste u. aus der Welt der Wirklichkeit geschöpft hat.

Die Perspektive der Tempel-halle ist correct und nicht ohne Reiz. Die Halle erscheint auf unserem Relief beträchtlich niedriger als bei Dürer, ohne jedoch den Eindruck des Gedrückten beim Beschauer hervorzubringen. Zu dieser Beschränkung mag der Bildner wohl nur durch zu knapp zugemessenen

Raum veranlaßt worden sein. Die hübschen Ornamente, welche die Kapitäle auf dem Dürer'schen Entwürfe zieren, sind auf dem Holzbilde weggelassen. Dürfen wir den wenigen vorhandenen Spuren glauben, so war das Bild ursprünglich polychromiert. Vielleicht wäre heute noch auf diese Frage sichere Antwort zu geben, hätte nicht das Unglück einer neueren „Restauration“ unser Schnitzwerk betroffen.



Geschnitztes Holzbild im Besitze der Kirche in Waldkirch.

Zur Erklärung der Entstehung des Werkes sei die bekannte Thatsache erwähnt, daß die gedankenreichen Schöpfungen Dürers vielen Künstlern des 16. Jahrhunderts Anregung und Stoff zur Thätigkeit gaben; bekannt und geschätzt waren sie ja allenthalben. Ihrer Verbreitung in den weitesten Kreisen kam insbesondere der Umstand

zu statten, daß Dürer seine Entwürfe auf Holzplatten aufzeichnete und diese, nachdem sie von ihm selbst oder von einem Holzstecher geschnitten waren, als

Druckplatten für die Vervielfältigung durch die Buchdruckpresse verwendet wurden.

Die Dürer'schen Holzschnittfolgen der Passion, der Geheimen Offenbarung des Johannes und des Marienlebens kamen so rasch in die Hände der Künstler.

In einer schaffensfreudigen Zeit, wie jener, mußten sie zur Thätigkeit auf-

fordern, und Nachahmungen in den verschiedensten Stoffen konnten nicht ausbleiben.



Über die Person unseres Künstlers ist mir Nichts bekannt geworden; ebensowenig erfuhre ich, wie die Kirche in Waldkirch in den Besitz des

Bildwerkes kam. Die Pfarrei stand unter dem Patronate von Rheinau und später von Säckingen; daher wäre die Vermuthung nicht ungerechtfertigt, daß das Bild aus einem der beiden



Klöster an den jetzigen Ort gekommen. Am Bilde selbst fehlt die alte Umrahmung und jedes Zeichen, das zur Bestimmung der Herkunft dienen könnte.

Anmerkung. In ähnlicher Weise, wie unser Künstler, hat sich ein anderer Meister durch eine jener wundervollen Dürer'schen Darstellungen „stillen Mutterglücks inmitten des Friedens einer idyllischen Landschaft“, durch den bekannten Kupferstich der sog. Madonna mit der Meerkatze, zu einer Nachbildung in Holz anregen lassen, die durch den Ankauf der Sammlung Gimbel in Baden vor Kurzem in den Besitz der Vereinigten Sammlungen in Karlsruhe übergegangen ist.

Fr. Sieglcr.





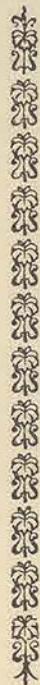
Die Herren von Ow als Besitzer des Schlosses Sponneck
 von Theodor Schörrer

Das 15. Jahrhundert war für den schwäbischen Landadel im Allgemeinen keine glückliche Zeit. Eine Reihe von Familien mußte wegen mislicher Vermögensverhältnisse die Stammgüter veräußern. Die Käufer waren in vielen Fällen die Grafen, später Herzöge von Württemberg, welche durch eine weise Finanzwirthschaft es verstanden, des Hauses Besitz zu mehren und zu stärken.

Auch eine Linie des noch heute im freiherrlichen Stande fortblühenden Geschlechtes von Ow sah sich genöthigt, den durch Jahrhunderte besessenen Stammsitz zu veräußern. Im

Jahre 1453 verkaufte Caspar von Ow an den Grafen Ulrich von Württemberg seinen Antheil an den Dörfern Stein, Bodelshausen, Sickingen und Bechholdsweller (alle am Fuße der Alb nicht ferne von der Misenstadt Tübingen gelegen) um 3100 Gulden, von denen ihm der Graf 2600 schuldig blieb.*) (Z. A.) Auch erhielt er vom Käufer für sich und seinen Sohn Balthasar 70 Gulden Dienstgeld. (G.)

Der Sohn des Verkäufers, Balthasar, sah sich genöthigt, sich und seiner ihm zwischen 1451 und 1455 angetrauten Gattin Dorothea von Wisnegg eine neue Heimath zu schaffen. Seine Be-



ziehungen zum Hause Württemberg erleichterten ihm dies, und so finden wir ihn denn bereits 10 Jahre nach dem Verkauf von Bodelshausen als württembergischen Lehensmann auf der Burg Sponneck am Rhein sitzen. (Z. A.) Um diesen neuen Besitz zu erwerben, bedurfte es natürlich nicht unbedeutender Geldopfer. Damit er diese sich verschaffe, hatte Balthasar sich des erheiratheten Besitzes entäußert, indem er am Dienstag nach St. Wilhelmstag 1455 seinen Antheil am Dorf Schlüpfingen und den Häcklinshof bei Nieder-Immendingen verkaufte. (G. L. A.) Auch verkaufte er am 20. Mai desselben Jahres gemeinsam mit Heinrich von Falkenstein, dem Gatten seiner Schwägerin Ennli, Tochter des † Hamann von Wisnegg, die 2 Maigerthume zu Waldkirch und Buchholz an das St. Magarethenstift in Waldkirch. (G. L. A.) Doch muß er in oder um Waldkirch noch Besitz behalten haben, da er nach

*) Im Folgenden bedeutet H. A. fürstliches Domänenarchiv von Hohenzollern-Hechingen, St. A. Geheimes Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart, G. Gabelkovers Colleetaneen im letztern Archiv, G. L. A. Generallandesarchiv in Karlsruhe, I. A. Innsbrucker Statthaltereiarchiv, F. A. Freiburger Stadtarchiv, B. A. Basler Staatsarchiv.

einer Urkunde vom 4. April 1468 und einer andern von 1490 Lehensmann der Abtei Waldkirch war. (G. L. A.) Auch erscheint er im selben Jahre im Verzeichniß der vorderösterreichischen Ständeglieder (Landleutzedel in dem Elsaß, Sunggaw und Bryßgaw und auff dem Swartzwald, 1468). Als im folgenden Jahr am 16. März die vorderösterreichischen Ständeglieder zum 1. Landtag nach Nürwenburg im Breisgau einberufen wurden, war unter ihnen auch Balthasar. (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XII, S. 470 u. 472.)

Als Lehensmann von Württemberg und zugleich vorderösterreichisches Ständeglied boten sich Balthasar mannichfache Aussichten auf Verdiensten bei den beiden fürstlichen Häusern, durch welche er seine Vermögenslage verbessern konnte. Nach dem allerdings nicht durchaus zuverlässigen Crusius war Balthasar 1487 im Gefolge Graf Eberhards von Württemberg auf dem Reichstag zu Nürnberg. Sicher ist, daß der Schlossherr von Sponneck frühzeitig in die Dienste des Erzherzogs Sigismund von Osterreich trat. Schon eine Urkunde vom 6. October 1478 nennt ihn erzherzoglich österreichischen Rath. (G. L. A.) Erzherzog Sigismund, dessen ungemessene Freigebigkeit von Günstlingen und Frauen schamlos ausgebeutet wurde, dessen Auslagen die Finanzkräfte seiner Länder erschöpften, war ein Herr, bei welchem ein ehrlicher Diener Gefahr lief, selbst finanzielle Verluste zu erleiden. So mußte denn auch Balthasar die Erfahrung machen, daß seine gerechten Ansprüche auf das Dienstgeld auf Hindernisse stießen. Am 15. April 1479 bekannte er, nachdem der Erzherzog seinen Verpflichtungen nachgekommen war, daß er auf alle Ansprüche gegenüber demselben verzichtete. (J. A.) Doch schon 1481 erfolgte wieder ein Spruch zwischen Erzherzog Sigismund und Balthasar um des letztern Anspruch (J. A.), indem am 21. September Abt Caspar von St. Georgenberg, Martin von Staufen, Ulrich von Schlandersberg, Burkart von Rndringen, Leopold von Spies, Verwalter des Marschallamts, Jörg Heel, Kammermeister, Christoph von Firmian, Salzmaier, Heinrich von Rumbalang, Doctor Jörg Burgmaier, Doctor Burkart Horneck, Ruprecht Rindsmaul dahin entscheiden, daß der Erzherzog dem Herrn von Ow um alle

Ansprüche vor der beschriebenen Quittung, dann um Vogtei und Haus nichts zu thun schuldig sei, dagegen dessen Tochter so halten solle, wie Seine Gnaden dergleichen Jungfrauen halter. (Es war demnach Balthasars Tochter am erzherzoglichen Hof in dem „Frauenzimmer“. Die Aufnahme in dasselbe war lediglich Gnadensache. Heirathete die Jungfrau, so erhielt sie in der Regel eine fürstliche Beisteuer zum Heirathsgut.) Bei dem Spruch 1481 heißt es sodann weiter: „Die Bestallung solle, wenn Balthasar von Ow es will, bleiben, wie früher“. Ein Jahr später, am 1. Juni 1482, bekennt Balthasar, daß er mit der Abfindungssumme, welche ihm Sigismund für verschiedene Ansprüche und Forderungen gegeben habe, zufrieden sei, und 4 Tage später bekennt er, daß er mit demselben übereingekommen sei, daß ihm derselbe für alle seine Ansprüche in 2 Fristen bis nächsten Sonntag Invocavit 2500 Gulden zahlen solle. Es hatte Balthasar offenbar dem geldbedürftigen Fürsten Baargeld vorgeschossen. Denn am 23. Juni 1482 quittiert er demselben den Empfang von 1550 rheinischen Gulden, die ihm zu Freiburg im Breisgau ausgezahlt wurden, wogegen er ihm einen Schuldbrief von 2000 Gulden ausfolgte. Am 29. März 1483 bekennt er, daß er 800 Gulden, welche ihm Erzherzog Sigismund noch schuldig geblieben war, durch dessen Rath Ulrich Ryederer zu Freiburg erhalten habe. (J. A.) Hiermit endigen Balthasars Beziehungen zum Erzherzog, der am 16. März 1490 die Regierung niederlegte. Zur Besserung der offenbar von Anfang an nicht glänzenden Vermögenslage Balthasars trug sein Verhältniß zu Sigismund sicher nicht bei, wenn schließlich auch seine Ansprüche befriedigt wurden.

Auch sonst hatte Balthasar mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. 1493 klagt er als Lehensträger des Schlosses Sponneck am Rhein bei seinem Lehnsherrn Graf Eberhard dem jüngern, daß ihm von Graf Eberhard (dem ältern) zu Tübingen vielfältig Eintrag geschehe, und daß er, wenn man ihm nicht anders die Hand bieten wolle, die Unkosten nicht zu tragen wisse und das Lehen übergeben und sich an den Hof begeben wolle. (G.) Es scheint übrigens Balthasar etwas streitsüchtiger Natur gewesen

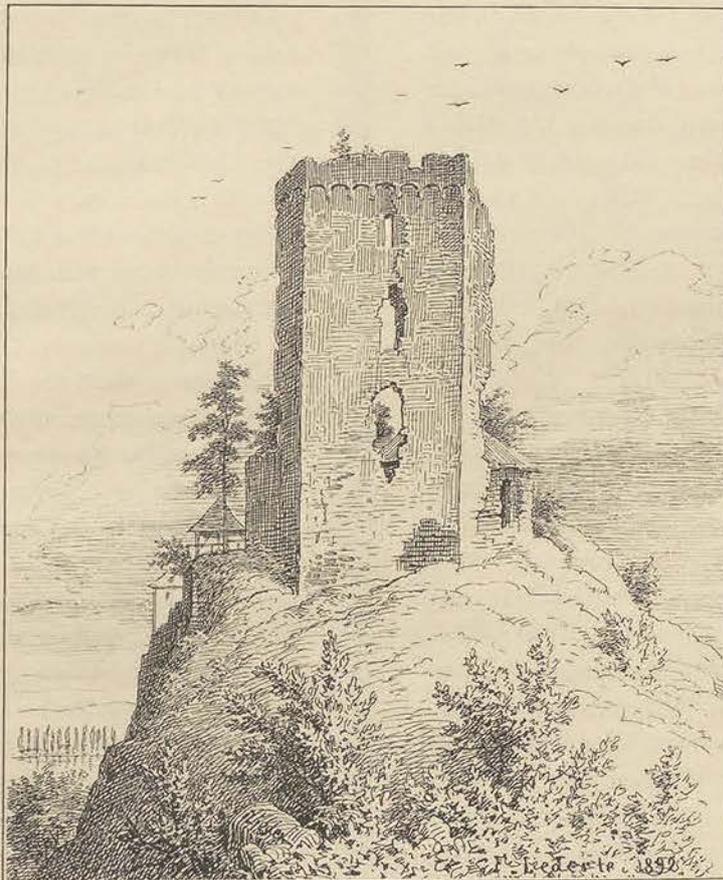
zu sein, er gerieth mit allen möglichen Leuten in Zwist, welche dann gegen ihn Sprüche beim Hofgericht zu Rottweil erwirkten. Letztere wurden dann regelmäßig der Stadt Freiburg mitgetheilt und ihr verboten, Balthasar Unterschlupf zu geben. Als solche Gegner Balthasars erscheinen am 23. Oct. 1473 Michel Dambach, Bürger zu Straßburg, 29. Nov. 1477 Hans Graf zu Freiburg, 22. Jan.

1478 Hans Stainmayer zu Freiburg, 5. Mai 1482 Ritter Bernhard von Eptingen, 3. Juni 1486 Ulrich Sattler zu Kempfen, 17. Dez. 1498 der veste Jacob von Ampzingen, 20. Dez. 1498 Hans Ambrosser, Bürger zu Rottweil, endlich 16. Nov. 1498 Ulrich Volmar, der Wirth zu Schiltach. (S. A.) Auch lag Balthasar von Ow mit dem St. Margarethenstift in Waldkirch im Streit. Am 15. März 1494 entschied Freiherr Caspar von Mörsperg u. Befort als oberster Hauptmann und Landvogt dahin, daß Balthasar von Ow, welcher wegen ihm zustehender Korn- u. Weingülten

mit dem St. Margarethenstift zu Waldkirch in Rechtfertigung stand, sich nicht mit der Vorlage einer Copie des Testaments des Friedrich von Tigesheim zu begnügen brauche, sondern die Produktion des Originals verlangen könne. (G. L. A.) Am 20. März 1494 deponieren die Abtissin und drei Klosterfrauen von Wonnenenthal vor Notar und Zeugen auf Anrufen des Propstes zu Waldkirch, Jörg von Landegg, was ihnen in der Rechtsache des St. Margarethenstifts mit Balthasar von Ow hinsichtlich einer Gült von 20 Mutt Korn

bekannt sei. Balthasar von Ow hatte diese Gült aus dem Zehnten in Denzlingen bisher vom Stift bezogen. Das Stift will sie ablösen, worauf er aber nicht eingeht. Bei diesem Anlaß sollen von obigen 20 Mutt 10 Mutt abgezogen werden, welche Friedrich von Tigesheim (Dygensheim) und Hanmann von Wisnegks seeligen Kinder nach Wonnenenthal gestiftet haben. Die Abtissin sagt dar-

bei aus, ihr sei bekannt, daß diese Gült ursprünglich von der Spörlin herstamme. Die Mutter des Friedrich sei eine Spörlin gewesen und habe Elisabeth geheißen, Hanmann von Wisnegks Mutter sei eine von Tigesheim gewesen. (G. L. A.) Anlaß zu den vielen Streitigkeiten Balthasars mögen die Geldgeschäfte, Käufe und Verkäufe seinerseits gewesen sein. So leistete nach einer Urkunde vom 20. Mai 1464 Ritter Thüring von Hallweil für Graf Jos. Niclas zu Zollern bei Balthasar von Ow wegen 800 Gulden Bürgschaft. (S. A.) Am 8. Januar 1473 bekennen Jörg von



Burg Sponeck.

Landeck, Probst des Stifts St. Margarethen bei Waldkirch, Kirchherr zu Emmendingen, und Ludwig von Landeck, sein Vater, daß Adam Hummel von Staufenberg ihr rechter Mitschuldner gegenüber Balthasar von Ow für 100 Gulden geworden sei. (Oberrh. Zeitschr. V, 480.) Am 12. Juni 1478 verkaufen Schulteissen, Bürgermeister, Vögte, Räte, Bürger und Gemeinden der Städte Ensisheim, Waldshut, Neuenburg, Emdingen und Säckingen als Hauptverkäufer, sodann Freiherr Martin von Staufen, Otmar von Blumenau, Jacob von

Ampringen, Hans Michael von Neuenfels, Jacob von Blumenau und Balthasar von Ow als Mitverkäufer dem Augustinerkloster zu Basel 19 Pfund jährlichen Zinses um 304 Gulden unter dem Vorbehalt des Wiederkaufs. (B. A.) Am 12. Juni 1478 verkaufen Balthasar von Ow und die andern an Mathis Eberler den jüngern, Bürger zu Basel, 40 Gulden jährlichen Zinses um 800 Gulden unter gleichem Vorbehalt. (Urk. Buch der Landschaft Basel III, S. 1091.) Am 19. April 1481 verkaufen Heinrich und Wolfgang, Grafen von Fürstenberg Gebrüder, dem festen Balthasar von Ow um 100 Gulden Rheinisch jährlichen Zinses, fällig auf St. Philipp und St. Jacob. (Fürstenb. Urk. Buch IV, 64.) Am 7. Mai 1490 erlauben die beiden Grafen dem Kloster St. Agnes zu Freiburg, 50 Gulden Gült von Balthasar von Ow um 1000 Gulden zu kaufen (ebenda IV, 64, Anmerkung 2).

Die vielen Streitigkeiten, in denen Balthasar verwickelt war, minderten keineswegs sein Ansehen. Streitigkeiten der Edelleute mit den Bürgern waren an der Tagesordnung. Mit Recht bemerkt O. T. von Zefner in seinem bairischen Antiquarius II, S. 125 f.: „Der Bürger war Jahrhunderte lang der geborene Feind des Edelmannes; beide haben sich jede wirkliche oder vorgeschützte Unbill nach Kräften vergolten.“ Ungerecht wäre es entschieden, wie es frühere Geschichtsschreiber thaten, für jene Fehden allein die Edelleute verantwortlich zu machen. Die notorischen Wuchergeschäfte, die gar manche Städte trieben, die Auswucherung des Adels durch dieselben — ich erinnere nur an das Verhältniß der Grafen von Helfenstein zu Ulm — sind hinlänglich zur Entschuldigung der Übergriffe der Edelleute gegen die Bürger. Auch Balthasar von Ow, dessen Vermögenslage stets eine schwierige war, hatte jedenfalls auch von seinen Gläubigern viel zu leiden und schaffte sich ganz im Geiste der Zeit selbst Recht. Daß er dadurch in Conflict mit dem kaiserlichen Hofgericht gerieth, haben wir oben gesehen. Wie wenig dies aber ihm in den Augen der Zeitgenossen schadete, beweisen folgende Daten. Am 26. Mai 1483, nachdem er bereits vier Mal vom Landgericht geächtet worden war, ist

er unter den Schiedsleuten, welche den Streit zwischen der Stadt und dem Stift Waldkirch wegen Trieb und Trott entscheiden. (G. L. A.) Ebenso bringt er am 17. August 1490 einen Vergleich zwischen denselben zu Stande. (Oberrh. Zeitschr. XXXVI, 232.) Als am 18. Mai 1498 Bürgermeister und Rath der Stadt Basel in Folge Commission des Kaisers Maximilian den Streit zwischen Rudolf von Blumeneck und dem Convent St. Georg auf dem Schwarzwald schlichten sollen, laden sie Balthasar von Ow auf einen bestimmten Rechtstag nach Basel vor sich, um Rundschaft und Zeugniß zu geben. (Urk. Buch der Landschaft Basel III, S. 10 (91) 92.) Die letzte Urkunde zeigt, daß Balthasar von Ow selbst in der Fremde als ein glaubwürdiger Zeuge galt. Dieser friedlichen, concilianten Thätigkeit Balthasars entspricht der fromme Sinn, welcher ihn bewog am 28. November 1458 im Gemeinsam mit seiner Frau an die Messpfründe des heiligen Kreuzes im St. Margarethenmünster in Waldkirch seinen Baumgarten in der obern Stadt, in der Letzengasse gelegen, für lediges Eigenthum abzüglich einer Jahresgült von 6 Schilling, die das Stift bezieht, zu stiften. (Oberrh. Zeitschr. XXXVI, 444.) Balthasar von Ow, dem nach einer im Freiherrlich von Schauenburgischen Archiv zu Gaisbach befindlichen Urkunde vom 8. September 1483 die Gebrüder Freiherrn Truprecht und Martin von Staufen für Hans von Baldeck um 200 Pfund Roggen verschrieben, starb 1499 oder 1500. Er hatte 2 Kinder, 1) eine Tochter, welche Hartmann von Keppenbach heirathete, aber schon 1498 todt war, — der Ehe entstammte ein Sohn Simon (G. L. A.) — und 2) einen Sohn Hans, welcher dem Vater im Lehen Sponeck nachfolgte. 1500 empfing derselbe Sponeck das Schloß nebst Zugehör. Dagegen hat er viele Güter um Horburg zu Lehen gemacht. (G.) Am 11. März 1500 stellte er gegen Herzog Ulrich von Württemberg einen Lehenrevers aus um das Schloß Sponeck mit dem Salmensfang, auch einer Gült und Gütern zu Neuershausen, Kinzingen, Sasbach, Kugel, Buchholz, Sigel, Münzingen, Uchringen und Omolten. (St. A.) Doch schon 1502 verkauften er und seine „Geschwistrig“ (Balthasar hatte demnach außer Frau von Keppenbach und Hans noch weitere

Binder*) Schloß Sponeck nebst Zugehör, dem Salmenfang, dem Fischwasser und der Fährre um 900 Gulden an Herzog Ulrich von Württemberg. (G.) Hans von Ow schied somit aus dem Lebensverhältniß zu Württemberg aus, blieb aber nach einer Urkunde vom 26. Februar 1505 Lehensmann der Abtei Waldkirch. (G. L. A.) Am 17. Februar 1504 stellte König Maximilian ihm und Freiherrn Leo von Stauffen, Ludwig von Reinach, Hans von Schönau, Caspar und Ludwig von Blumenegg, Eucharis von Neuenfels, Biedt von Pfirdt und den Kindern des † Jacob von Ampringen, die sich neben Ihrer Majestät um etliche Schuld verpflichtet haben, einen Schadlosbrief aus. (Freiherlich von Schauenburgisches Archiv in Gaisbach.) Still verließ sonst im Gegensatz zu seinem Vater das Leben des Hans von Ow. Im anmuthig gelegenen Waldkirch verlebte er auf seinem Anstz den Rest seiner Tage. In guten Verhältnissen stand er zu seinen Mitbürgern, welche ihn gerne bei Rechtsgeschäften als Siegler heranzogen. So siegelte am 17. Januar 1510 Junker Hans von Ow, jetzo zu Waldkirch gefessen, auf Bitte eines dortigen Bürgers Heinrich Köbin des Jüngern einen Erblehenrevers (G. L. A.), ebenso 12. März 1514, 7. Januar 1516 weitere Urkunden. Im Jahre 1524 ist er todt und war Ambrosius Armbroster, Stadtschreiber zu Freiburg im Breisgau, Vormund seiner Kinder. (G.) Dieselben müssen offenbar früh gestorben sein, da sich trotz eifrigen Suchens keine Spur von denselben findet.

Vielleicht gehörte auch dem Zweig der von Ow auf Sponeck etwa als Tochter Balthasars an Lugkgart von Ow, welche nach einer Urkunde vom 31. Januar 1482 Gattin des Hans Bernhard von Epringen, Ritters von Brattelen, war (B. A.) und wohl identisch ist mit Luitgard von Ow, vermählt um 1500 mit Hermann

*) Zu diesen gehört wohl Ursula von Ow, deren Ehemann Jörg Stähelin von Stockburg sie am 2. October 1500 mit Genehmigung des Grafen Wolfgang von Fürstenberg wegen 500 Gulden Widerlegung auf das Lehen Sindelstein versichert. (Fürstenb. U. B. IV, 223, Anm. 3.) Sie ist wohl identisch mit Ursula von Ow, Wittve des Michael von Berstett, der 1528 beim Kammergericht gegen Adam von Berstett prozessirte und noch am 21. Aug. 1537 lebte. (Spitalarchiv Zagenau.)

Schaler in Basel. (Wurstisen, Basler Chronik liber I, caput VI.) In Freiburg im Breisgau in der sogenannten zweiten Kaiserkapelle des Kapellenkranzes im Chor des Münsters befindet sich eine Gedenktafel, die Krönung Mariä darstellend, umgeben von 16 Ahnen des 1576 verstorbenen Dekans des Basler Domstifts Nikolaus von Brinikoffen, welcher allda beigesezt ist. Auf der linken Seite des Bildes, zur Rechten des Beschauers, sind die 8 Ahnenwappen mütterlicherseits in folgender Ordnung:

Pater	Matris	Mater
Brattelen Epringen (ein schwarzer Adler im goldenen Schild) von Auw von Kotpurg von Granwiler	zu Rijnn Meier von Zuningen von Dornach von Frisenn	

Die Mutter des Nikolaus war somit eine Tochter des Hans Bernhard von Epringen, Ritters von Brattelen, und der Lugkgart von Ow.

Auch im Elsaß über dem Rhein erinnerte bis in die neuere Zeit eine Gedenktafel an die Herren von Ow zu Sponeck. In der Kirche zu Berstett befand sich auf einer alten Tafel ein Herr von Berstett und seine Gattin (eine von Ow dem Wappen nach) hinter ihrem Schild knieend. (Collectanea genealogica in der Bibliothek des Freiherrn Zorn von Bulach in Osthausen.) Es bezieht sich die Tafel natürlich auf Michel von Berstett und seine Gattin Ursula von Ow.

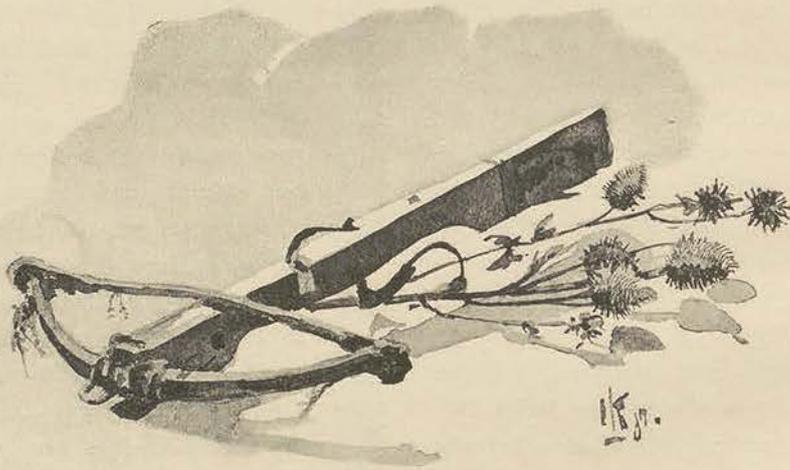
Von 1463 bis 1502 war Schloß Sponeck im Besitz der Herren von Ow. Dann verschwindet das Geschlecht aus den Reihen des Breisgauer Adels, um erst in unserm Jahrhundert wieder, 1884 nach Aussterben der Freiherrn von Gleichenstein, in den Besitz der Grundherrschaft Buchholz zu gelangen. Der Zufall wollte es, daß die Herren von Ow-Sponeck bereits in Buchholz begütert waren, demnach alter Besitz wieder in die Hände des Geschlechts gelangte.

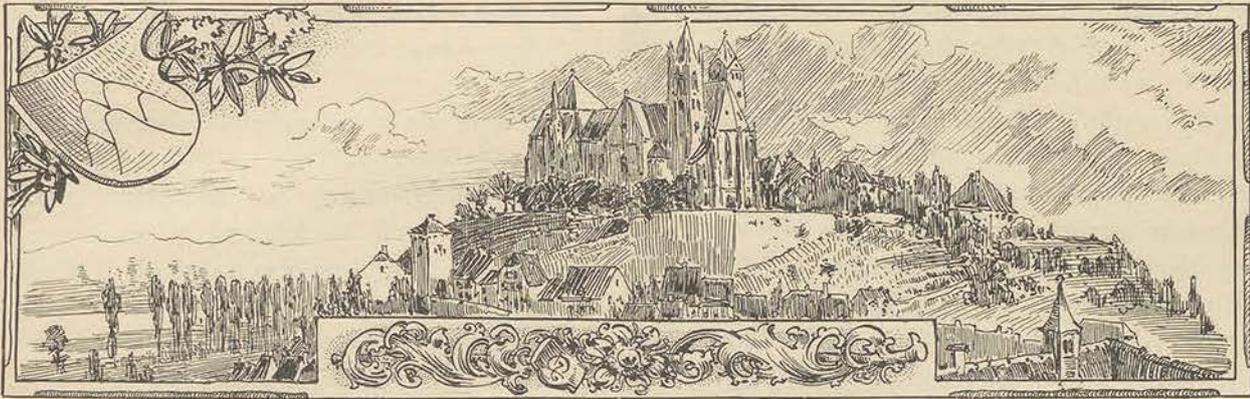
Nicht unwerth einer eingehenden Schilderung ist trotz der kurzen Dauer die Sponeck'sche Linie der Herren von Ow. In Balthasar von Ow treten uns entgegen alle Eigenschaften des damaligen Landadels, die Sehdelust, dabei aber auch

der fromme Sinn, das Streben selbst unter schwierigen Verhältnissen den Besitz zu mehren. Ist letzteres Balthasar nicht in vollem Maaße geglückt, mußte sein Sohn sogar den vererbten Besitz veräußern, so war daran entschieden die Ungunst der Zeiten schuld. Bei der allmählig gesteigerten Entwerthung des Geldes war der Adel nicht mehr im Stande mit den reichen Bürgern im äußern Glanz es gleich zu thun. Das Bestreben, dies dennoch zu erreichen, stürzte ihn in Schulden. Auch sanken die Dienste, durch die er sich den Fürsten werth und nützlich gemacht hatte, im Werthe. Die Ausbildung der Feuerwaffe hatte die Bedeutung der schweren geharnischten Reiterei erheblich gemindert. Die Edel-



leute, welche auf ihren Sitzen nach der Väter Sitte weiter lebten und es unter ihrer Würde hielten, sich als Söldnerführer Reichthum, Ehre und Ansehen zu verschaffen, verarmten. Dies war auch das Loos der Herren von Ow zu Sponeck. Daß Hans von Ow auch nach Veräußerung des Besitzes in Sponeck als schlichter Einwohner zu Waldkirch sich eines gewissen Ansehens erfreute, daß sein Name und Siegel einer Urkunde besondere Beweiskraft verschaffte und er als Siegler gerne begehrt wurde, beweist, daß derselbe sich auch bei veränderter Vermögenslage bei seinen Mitbürgern die gebührende Achtung zu verschaffen wußte und er sein Mißgeschick mit Würde zu tragen verstand.





Altbreisach.

Das Rheinthor in Altbreisach.

Von Otto Langer.

Am Jahre 1893 werden es hundert Jahre, seitdem Altbreisach ohne vorausgegangene Kriegserklärung auf Befehl des Pariser Convents in Brand und Asche geschossen wurde. Die französischen Machthaber wollten Schrecken verbreiten, und dies gelang ihnen in besagtem Falle leider nur zu gut. Breisach war damals, wenn es auch eine österreichische Garnison hatte, immerhin eine offene Stadt, da die Festungswerke nach dem Antritt der Regierung der Kaiserin Maria Theresia (1740) geschleift worden waren, um, wie es hieß, dem fortdauernden Streit um den Besitz dieser Veste, als eines ewigen Sankapfels der benachbarten Völker, ein Ende zu machen. Was die Österreicher an den bestandenenen Werken noch verschonten, das wurde im Jahr 1744 von den Franzosen, als diese behufs der Belagerung und Gewinnung von Freiburg den Rhein überschritten, vollends zerstört. Auf diese Zerstörung der Festungswerke folgte, wie eingangs bemerkt, fünfzig Jahre später jene der Stadt selbst.

Unbeschädigt blieb dabei nichts, erhalten nur die Münsterkirche und das Rheinthor, alles andere fiel der Beschießung zum Opfer und wurde ein Raub der Flammen. Münster und Rheinthor erwecken aber heute noch das allge-



meinste Interesse. Jenes hat den Vorzug, zu jeder Zeit ungehindert betrachtet werden zu können; dieses läßt sich dagegen nicht immer ohne Weiteres in Augenschein nehmen, da seine Hauptfassade gegen die Rheinseite gerichtet ist und man nur dann trockenen Fußes dahin gelangen kann, wenn das Bett des angrenzenden Seitenarmes in Folge niederen Wasserstandes des Rheines nicht überfluthet ist. Einen großen Theil des Jahres muß man sich eines Rahnes bedienen, um die Westseite des Thores besichtigen zu können, wovon übrigens auch ausgiebiger Gebrauch gemacht wird.

Breisach war nicht immer auf der elsässischen Seite vom Rheine umflossen, es nahm dieser wiederholt auch auf der Ostseite seinen Weg, wenn nicht, wie dies zeitweise geschah, sich beiderseits Rheinarme befanden und Breisach zur Insel wurde. Die Hügel von Breisach müssen überhaupt ursprünglich lediglich als Inseln gedacht werden, und aus diesem Grunde schon stellten sie sich als einen abgeschlossenen, sicheren und demgemäß gewiß sehr gesuchten Platz dar. Die Besiedelung fand deshalb auch offenbar zuerst auf den höchst gelegenen Theilen der Anhöhe statt, eine eigentliche Befestigung der größer gewordenen Stätte lag vermuthlich aber längere Zeit nur auf und

um den gegen Norden gelegenen sog. Schloßberg vor. Erst im Jahre 1215 erlaubte es König Friedrich II, daß die Stadt selbst mit Mauern umgeben wurde. Die Ausdehnung der Befestigung der Stadt, welche letztere sich erst später mit zunehmender Bevölkerung auch auf die unteren Theile verbreitete, schritt in gleicher Weise von oben nach unten herab, so daß man schließlich von drei besonderen Festungen, der oberen, mittleren und unteren sprach, welche durch Thore unter einander abgeschlossen waren. Die oberste Fläche des Berges bis zu dessen mittlerer Höhe umfaßte die älteste Festung und hatte ihren Zugang durch das Kapfthor, Windbruchthor und jenes am Augustinerberg. Schon nach einer Verordnung König Heinrichs († 1242), des Sohnes König Friedrichs II, sollten in dieser Oberstadt nur die älteren und angeseheneren Geschlechter, sowie die Kaufleute Wohnungen haben. Um den untern Theil des Berges zog sich der zweite Festungsgürtel, und dort befanden sich das Postthor (westlicher Eingang der Judengasse), das Muggensturmthor (am alten Friedhof), das Gutgesellenthor und das Grünthor in der Nähe des heutigen „Kränzle“, einer der bekannten vorzüglichen Dreifacher Weingewirtschaften. Als dritte Linie treten hinzu die untern Werke mit den langgestreckten Bastionen, Wällen, Gräben, Schanzen, Vor- und Außenwerken. Hier vermittelten den Ausgang das Kupferthor im Norden und das Rheinthor im Westen, wozu noch das erst im dreißigjährigen Krieg erbaute Neuthor (1637) im Süden trat. Bis zur Errichtung des letzteren hatte Dreifach auffallender Weise nur einen einzigen Landzugang, nämlich den durch das Kupferthor.

Der allerälteste befestigte Theil also befand sich auf dem sog. Schloßplatz. Es bestand daselbst schon zu den Römerzeiten ein Wirththum, an dessen Stelle von Berthold IV von Zähringen, nachdem er das ihm feindlich gesinnte Burgund verwüstet und verlassen hatte, ein mächtiger Schloßthurm erbaut wurde (1155), dort, wo jetzt das im Jahr 1874 errichtete Tulladenkmal steht. Das viereckige feste Thor trug die Inschrift:

Hanc dux Bertholdus portam struxisse notatur,
A quo pro fraude Burgundia depopulatur.

Zu deutsch nach einer alten Übertragung:

„Der Herzog Berthold hat zwar dieses Thor
gebaut,
Doch ist er's, den Burgund als sein'n Verheerer
schaute.“^{*)}

Dazu kamen sodann die Schloßbauten, das Ritterhaus nebst Zugehördten, in welchen der Zähringer Herzog mit seinen Keisigen den Sitz nahm. Das Schloß bildete eine Veste für sich und war von sehr breitem Graben (Zwinger) umgeben, der heute noch zum Theil offen liegt. Der Schloßbau wurde von König Heinrich VI (1190—1197), sowie von Bischof Berthold von Basel 1254 wesentlich erweitert, nachdem er auch von König Konrad IV (1250—1254) nebst der Stadt vielfältig verschönert worden war. Das Schloß und der Schloßthurm bestehen nicht mehr, den letzteren sprengten die Franzosen schon im Jahre 1744. Ueberhaupt sind von den genannten und einer ziemlichen Anzahl anderer Wach- und Vertheidigungsthürme und Thore (Zerenthurm, Gaisthurm etc.) außer den Überresten des Kapfthores, des Windbruchthores (fälschlich^{**)} auch als Hagenbachthurm bezeichnet), des Gutgesellen- oder Grefenthors, des Thurms an der Kapelle des alten Friedhofs (auch Schwedenthurm genannt) und des Kupferthors, nur das Rheinthor vorhanden, welches als eine Erinnerung an die vergangene Zeit, als ein Denkmal französischer Geschmacks, wie auch französischer Stolz übrig blieb. Dieses Rheinthor ist es nun, welches uns hier besonders beschäftigen soll.

Ein solches Thor wurde bereits im Jahre 1315 errichtet und führte zu der im Jahr 1741 von den Oesterreichern zerstörten uralten Tothbrücke

^{*)} Diese Inschrift wird auch auf Berthold V bezogen, und mit einer andern in Verbindung gebracht, welche derselbe als kaiserl. Rector von Burgund (ursprünglich beiderseits des Jura) zur Verewigung seines Sieges über die aufständischen Großen daselbst, in Burgdorf (Schweiz), seiner gewöhnlichen dortigen Residenz, an einem Thore (Triumphpforte) anbringen ließ. Diese Inschrift lautete in ziemlicher Übereinstimmung mit der Dreifacher, wie folgt: Berchtoldus, dux Zeringie, qui vicit Burgundiones, fecit hanc portam. (Berthold, Herzog von Zähringen, der die Burgunder besiegte, hat dieses Thor erbaut.)

^{**)} S. dagegen L. Geres, Schaunland. 14. Jahrl. S. 10 f. Eine Begründung seiner Ansicht stellt der Verf. für spätere Gelegenheit in Aussicht. D. L.

über den Rhein. Ein Bild von diesem Thor gibt uns Tafel 23 eines Kupferstichwerkes, welches in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienen ist. Das Titelblatt desselben lautet: „Curioses Staats und Kriegs Theatrum am Rhein, durch unterschiedliche Geographische, Topographische und Historische Land-Carten, Grundrisse, und Prospect Erläutert. Verlegt und zuzufinden bey Gabriel Hondenehr Kupferstecher in Augspurg.“ Besagtes Thor bestand in einem mehrstöckigen ziemlich umfangreichen Bau, dessen Mitte von einem hohen viereckigen Thurm überragt wurde, an welchen sich gegen den Rhein ein Vorbau anschloß, durch den ein Thorausgang auf die Rheinbrücke führte. Ein in der Dreifacher Gemeinderathskanzlei befindliches altes Ölgemälde von der Westseite der Stadt enthält ebenfalls eine Darstellung des früheren Bestandes dieses Thores. Es war dies aber schwerlich das älteste Rheinthor. Ein Stadtiegel vom Jahr 1266 (Sigillum Burgensium de Brisacho) zeigt uns bereits ein in einer mit Schießscharten versehenen zinnengekrönten Ringmauer befindliches einfaches Thor, ohne jedes Thorgebäude. Oben ist dasselbe mit einem runden Bogen geschlossen, zwei weitgeöffnete Thorflügel gestatten den Ausgang auf die Rheinbrücke, und stark bewegte Wellen geben ein recht lebendiges Bild von dem vorbeifließenden großen Strom.

Auffallend ist, daß die Stadt und Festung, wie oben schon erwähnt, bis zum Jahr 1637 gegen die Landseite überhaupt nur einen Ausgang, nämlich durch das im Norden befindliche Kupferthor hatte, gegen den Rhein sodann jenen im nordwestlichen Theile der Stadt, durch das Rheinthor. Es läßt dies vermuthen, daß der Platz ursprünglich am Nordende zugänglicher und dort zuerst besiedelt war. Was den Rheinübergang insbesondere betrifft, so kann weiter angenommen werden, daß er von frühester Zeit an an gleicher Stelle stattgefunden haben wird, wie zur letzten Zeit des Bestandes der Jochbrücke, und daß also der Eintritt von Westen her immer dort war, wo sich das Rheinthor befindet. Als Grund dafür möchten wir das Vorhandensein der heute noch zwischen dem Rheinthor und dem elsässischen Ufer bestehenden großen Insel (Spichgrund) an-

führen, die ihre Lage im Verlaufe der Zeit nur wenig geändert und verschoben hat. Diese verhältnißmäßig breite Insel ermöglichte es, einen großen Theil der Verbindung beider Ufer über festes Gelände gehen zu lassen, und dadurch wurden die Kosten für Herstellung und Erhaltung der eigentlichen Brücke auf ein wesentlich geringeres Maß beschränkt. Spuren der Jochbrücke zeigten bei niederem Wasserstande bis vor nicht langer Zeit die Richtung, welche die Brücke nahm, und auch gegenwärtig sind, wenn der Rhein nicht groß ist, in der Nähe des Rheinthores noch eine große Zahl von Pfahlresten sichtbar. Aus dem angegebenen Grunde ist zu vermuthen, daß auch die Schiffbrücke, welche Rudolf von Habsburg im Jahr 1268 über den Rhein schlug, sich an der gleichen Stelle befand. In Folge der Wasserbauten ist jetzt freilich der Hauptstrom des Rheines (Thalweg), welcher sonst die Stadt mit ihren Ringmauern unmittelbar bespülte, auf die linke Rheinseite hingedrängt, so daß das Rheinthor nur noch von einem Hinter- oder Seitenarme des Rheines bei wasserreicherer Zeit berührt wird.

Von diesem Rheinthor nun, welches gegen Osten an einem größeren Platz, dem Rheinthorplatz, liegt, von dem aus der Hauptausgang auf den Berg, „Langer-Weg“ genannt, ausgeht, wird angegeben, es sei im Jahr 1654 von den Franzosen an Stelle des alten, von ihnen beseitigten Thorgebäudes errichtet worden. Desgleichen wird erzählt, daß der Plan dazu von dem bekannten französischen Baumeister François Mansard (1598 bis 1666) herrühre. Das Thor führt durch ein dreistöckiges Gebäude, welches gegen die Landseite ziemlich einfach gehalten ist, und gegen 30 Meter in der Länge hat, die durch einige Lisenen hübsch unterbrochen wird. Das Hauptgewicht wurde jedoch auf die Front gegen den Rhein gelegt. Es besteht diese Seite aus einer massiven Steinfassade von der Tiefe des Rheines an bis hinauf über das höchste Stockwerk. Diese Fassade ist es, welche die ungetheilte Aufmerksamkeit auf sich zieht, und dies mit vollem Recht. Denn sie ist in ebenso wohlwogenen, für das Auge wohlthuenden Verhältnissen ausgeführt, als auch aufs Reichste bildnerisch ausgestattet. Das Ganze steht

als ein in jeder Hinsicht gelungenes Bauwerk da, hat einen monumentalen Charakter und ist berechtigt einen bedeutenden architektonischen Rang für sich in Anspruch zu nehmen.

Die Festung, welche schon im Mittelalter als eine der stärksten bezeichnet wurde und für un-
einnehmbar galt, kam nach dem westfälischen Frieden an die Krone Frankreich. Sie war eigentlich schon zehn Jahre früher, vom Jahre 1638 an von den Franzosen besetzt, und diese bemühten sich die vorhandenen Werke nicht nur zu verstärken, sondern auch zu erweitern. Alle diese unter dem französischen Marschall und berühmten Kriegsbaumeister Sébastien le Prêtre de Vauban (1633—1707) vollendeten Arbeiten und sonstigen Bauten, wie z. B. Kasernen zur Aufnahme von 20 000 Mann Besatzung, Magazine, Zeughäuser, Gießereien etc., sollen einen Aufwand von 92 Millionen Franken verursacht haben. Daß die unter Ludwig XIV errichteten Bauten jeder Art in großem Stile angelegt und ausgeführt worden sein müssen, davon gibt uns gerade das Rheinthor einen sprechenden Beweis.

Eine ausführliche und eingehende Beschreibung dieses Thores ist uns nicht bekannt. Kosmann erwähnt dasselbe in seiner Geschichte der Stadt Breisach (1851) nur ziemlich kurz, ebenso auch Clorer in seinem geschichtlichen Überblick (1883). Kosmann sagt darüber auf Seite 425: „Um diese Zeit (nach 1653) begann der in der Befestigungskunst noch nicht übertroffene französische Marschall Vauban an der Rheinbrücke den Bau des noch bestehenden Rheinthores zum Schutze des Landes, zur Tiersde der Stadt und zum Ruhme der französischen Waffen, aber auch als Zeugniß der französischen Prahlerei, indem er auf der Seite gegen Frankreich (Elsaß) die Flüsse Rhein und Donau in colossaler Größe personificiert darstellte, gefesselt von dem mit französischen Wappen gezierten Kriegsgott, unter ihnen das Distichon:

Limes eram Gallis, nunc pons et janua fio,
Si pergunt Galli, nullibi limes erit.“

Clorer schreibt auf Seite 19: „Ludwig XIV ließ sofort (1648) die Festungswerke durch den berühmten Ingenieur Vauban nach allen Seiten hin erweitern etc. Ebenso wurde das frühere

Rheinthor ganz entfernt und das jetzt noch gut erhaltene Thor in Einklang mit der Festung gebracht, an welchem noch die Bilder französischen Hochmuths zu sehen sind. Über dem Thore war ehemals eine lateinische Inschrift, welche in deutscher Übertragung lautet:

„Einst der Gallier Grenze, bin jetzt ihnen Thor
ich und Brücke.
Fahren die Gallier fort, gib's keine Grenzen
für sie.“

Neben dem Thor sind Nischen mit Standbildern des Herkules und Cäsars, darüber die Medaillons des Königs und der Königin angebracht. Über der Brückenfront erheben sich die Colossalstandbilder gefesselter Germanen und Rhein und Donau in Ketten.“

Auf Seite 56 findet sich bei Clorer die weitere Angabe: „Erbauung des Rheinthors durch Ludwig XIV im Jahre 1654.“

Versuchen wir nun an der Hand der vorliegenden Abbildung eine neue Beschreibung. Die vorzüglich gelungene, von Herrn Zahnarzt Günther in Freiburg i. B. herrührende photographische Aufnahme ist ganz dazu angethan, uns ein anschauliches Bild der Westseite des Rheinthores zu geben. In der nachstehenden Darstellung folgen wir, was den architektonischen Theil betrifft, namentlich den uns von Herrn Architekten Albert Hofmann in Berlin gütigst mitgetheilten Angaben.

Die Westseite des Rheinthores in Altbreisach zeigt in ihrer Gesamtconception Anklänge an die Veroneser Festungsthore der Hochrenaissance. Über dem kräftig entwickelten Sockel, der nach Art der venetianischen Wassersockel nach oben eine stark ausgesprochene Anziehung hat und durch einen kräftigen Wulst abgeschlossen ist, erhebt sich das über zwei Stockwerke sich erstreckende Hauptgeschoß, dessen mittlere Hauptfläche durch vier Paare rechtwinkelig vortretender dorischer Wandpfeiler gegliedert ist. Diese Partie hat zu beiden Seiten in der gleichen Formgebung gehaltene Anbauten, die je aus einem länglichen Felde mit Steinfüllungen und aus einem aus Quadern gebildeten Eckwandpfeiler (Ante) bestehen. Das Hauptgeschoß wird durch ein dreitheiliges Con-



Das Rheinthur in Altdreisach.

solengebälk, bestehend aus Architrav, glattem Fries und Consolengefims, abgeschlossen. Oberhalb des Hauptgesimses erhebt sich über den beiden äußersten Pilasterpaaren je ein mächtig entwickelter pyramidaler Obelisk. Diese Spitzsäulen sind nicht aus einem einzigen Felsblocke gearbeitet, sondern durch Aufmauerung zusammengesetzt und wirken durch ihre schönen Verhältnisse an dem vorliegenden Platze ganz vorzüglich. Der bildnerische Schmuck ihrer Vorderseiten, ein kleiner, von Strahlen umgebener Kopf (Sonne, Sonnenkönig!), darunter eine Krone und ein Monogramm von zwei verschlungenen L



und endlich mehrere kurze römische Schwerter zum Theil überdeckt von einem runden Schilde, weist deutlich darauf hin, wer der kriegerische Bauherr gewesen, der sich hier selbst ein Ehrendenkmal schuf. Zu beiden Seiten der Obelisken, mit dem Rücken daran gelehnt, kauern gefesselte Germanen von etwas unverhältnißmäßiger Größe.*) Die ganze durch die beiden innern Pilasterpaare umrahmte Mittelpartie wird, ohne

*) Zur letzten Figur links fehlt der Kopf; er soll herabgefallen sein und lange im Wasser gelegen haben, ohne daß man sich die Mühe gegeben, ihn herauszufischen und wieder an Ort und Stelle zu verbringen.

daß das Hauptgesims verkröpft wäre, durch ein giebelgeschmücktes Halbgeschosß zur Maskierung des Daches, eine sog. Attika, bekrönt. Diese trägt an den Seiten volutenartige Ansätze, welche den Übergang zu der oberen Fläche des Hauptgesimses vermitteln. Sie ist durch kurze, gedrungene Pilasterpaare gegliedert, deren freier behandelte Kapitälcr mit Palmetten und Rosetten verziert sind. Das mittlere Feld zeigt eine Steintafelumrahmung, welche die oben schon erwähnte, jetzt nicht mehr vorhandene lateinische Inschrift trug; wenigstens weiß man für sie keine andere Stelle anzugeben, und ist diese, wenn das frühere Vorhandensein fraglicher Inschrift nicht überhaupt auf einer bloßen Sage beruht, dafür wohl auch der einzig geeignete und wahrscheinliche Platz. Den oberen Abschluß bildet ein einfaches Gesims mit Giebel, dessen Tympanon (Giebelfeld) mit dem gekrönten französischen Lilienwappen und allerlei kriegerischen Emblemen geschmückt ist, und auf welchem in starken Größenverhältnissen ausgeführte Figuren liegen, Rosmanns und Clorers Rhein und Donau in Ketten! Das Hauptgeschosß zeigt in der Hauptachse eine halbrunde Thorbogenöffnung, welche zu der s. S. bestandenen Jochbrücke Zugang gab. Umgeschlossen wird die Thorbogenöffnung durch ein Viereck, dessen oberer Abschluß aus einer scheinbaren Entlastung mit Keilsteinen besteht, und in welches vielleicht einmal eine Zugbrücke eingeschlagen haben dürfte. Unmittelbar über dem scheinbaren Entlastungsbogen zieht sich ein schwach vortretendes Band durch das ganze Geschosß, welches in der Hauptachse ein halbkreisförmiges, wappengeschmücktes Rundbogenfeld (Tympanon) trägt, auf den beiden symmetrischen Nebenachsen jedoch eine längliche, schwach vortretende Blendarkade in zwei Theile theilt, in deren untern Nischen sich stark überlebensgroße, stehende Figuren befinden, während der obere halbkreisförmig abgeschlossene Theil Raum bietet für zwei Relieffportraits (Brustbilder).

Das Material des ganzen Fassadenbaues ist grauschwarzer Basalt (Dolerit), wie er in den Steinbrüchen am Achfarrer Schloßberg (Kaiserstuhl) gewonnen wird; jenes der Bildnereien ist gelber Sandstein. Die Architekturformen zeigen gewisse Übereinstimmungen mit den unter Lud-

wig XIV in Paris ausgeführten Bauten des gemäßigten Barockstils.

Unter dem bildnerischen Schmucke der Fassade befinden sich entschieden recht beachtenswerthe und gelungene Leistungen, die eine eingehendere Behandlung verdienen, schon aus dem Grunde, weil die Deutungen Rosmanns und Clorers höchst zweifelhaft, ja zum Theil völlig unhaltbar sind. Der beschränkte Raum nöthigt uns jedoch, für diesmal davon abzusehen und uns eine ausführlichere Besprechung der Skulpturen und Kritik der Überlieferung für später vorzubehalten.

Der durch das Thorgebäude führende Durchgang konnte nicht nur durch schwere, feste Thore geschlossen werden, wofür die noch vorhandenen Angeln sprechen, sondern auch noch durch Fallgatter (Sarazine, Herse) abgesperrt werden. Der heutige Abschluß gegen die Rheinseite besteht in einem neu angefertigten, hübsch mit Eisen beschlagenen Thore, welches vor einigen Jahren gelegentlich der Ausbesserung der Westfassade angebracht worden ist. Zu dieser Ausbesserung, welche dringlich geboten war, haben in anerkennenswerther Weise Staat und Stadt die nöthigen Mittel bewilligt und dadurch für die Erhaltung des interessanten alten Bauwerks gesorgt und es vor Zerfall geschützt.*)

Wie oben bemerkt, läßt Rosmann das Rheinthor um die Zeit von 1653 durch Vauban errichten (S. 425), Clorer gibt das Jahr 1654 an (S. 54), nennt König Ludwig XIV als den Erbauer und bezeichnet die erwähnten Medaillons als die Porträts des Königs und der Königin (S. 19). Die Zuverlässigkeit dieser Angaben möge darnach beurtheilt werden, daß Vauban im Jahre 1653 erst 20 Lebensjahre zählte, und wenn er auch schon frühe ein tüchtiger Ingenieur gewesen ist, er mit 20 Jahren doch noch sehr jung und überdies kein Architekt war. König Ludwig war im selben Jahre aber erst 15 Jahre alt und noch unvermählt; er verheirathete sich erst im Jahre 1660, und somit könnte weder im Jahre 1653 noch im Jahre 1654 ein Bildniß seiner Ge-

*) Die Veranlassung zu dieser Reparatur gab das Conservatorium der inländischen Kunstdenkmale und Alterthümer zu Karlsruhe (Führer durch Altbreisach und Umgebung 1888, S. 9).

mahlin, der Königin, geschaffen worden sein, die damals überdies erst 14 Jahre zählte. Warum soll dies Thor aber schon 5 Jahre nach der Überlassung der Stadt an die Franzosen errichtet worden sein? Es ist bekannt, daß die letzteren die Festung (Alt-)Breisach ungemein verstärkten und erweiterten, und daß diese Arbeiten im Jahre 1681 noch nicht vollendet waren (Breisacher Ztg. 1890 No. 108 ff.); es ist deshalb sehr unwahrscheinlich, daß das Rheinthor, ein Prachtbau, gleich in der ersten Zeit erstellt worden ist; es muß vielmehr angenommen werden, daß es zu den letzten, zu den Vollendungsarbeiten gehörte, und wenn wir mit Dr. Weiß das Jahr 1670 als das Erbauungsjahr der Fassade bezeichnen, so werden wir der Wahrscheinlichkeit viel näher kommen.

Das Thorgebäude selbst diente schon zu den verschiedensten Zwecken. Ursprünglich war es Kaserne für die Thorwache, später Militärlazareth, woher der noch jetzt geläufige Name Soldatenhospital rührt. Der kleine Anbau (gegen Süden) enthielt die Todtenkammer, heute noch Todtenhäuschen genannt. Anfangs der 1830er Jahre diente das Hauptgebäude wieder als Kaserne für eine Abtheilung Soldaten, welche zu dem an der Landesgrenze wegen der damals ausgebrochenen Cholera gezogenen Militärcordon gehörten. Später bildete es ein Miethhaus, bis dann in der Mitte der 30er Jahre, nach dem Zustandekommen des Zollvereins durch einen französischen Unternehmer eine Tapetenfabrik darin gegründet wurde, die in deutschen Händen heute noch blüht, nachdem sie im Verlaufe der folgenden Jahrzehnte in neu errichtete größere Gebäulichkeiten verlegt worden ist. Von da an bis jetzt wird das Thorgebäude als Armenhaus und in Ermangelung eines städtischen Steighauses gewöhnlich auch für die Übungen der freiwilligen Feuerwehr benützt.

Die Brücke führte, wie oben schon angegeben, zunächst auf eine Rheininsel und von dieser auf das linksrheinische Ufer. Auf dieser Rheininsel (Spichgrund) mündete sie in ein Ravelin („italienisches Ravelin“ genannt), d. i. in einen sog. Halbmond mit Flanken, ein Außenwerk, dessen Spitze gegen das Feld gekehrt ist. An der anderen Seite der Insel setzte sich die Brücke fort und wurde an dem jenseitigen Ufer von der St. Ja-

cobs-Schanze, einem ausgedehnten mit Wall und Graben versehenen Bollwerke, aufgenommen. Diese beiden Schutz- und Vertheidigungswerke, von welchen das letztere im 30jährigen Kriege auch Wickheusel-Schanze genannt worden ist, wurden von den Franzosen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gründlich umgebaut und wesentlich verstärkt, man kann sagen, zu förmlichen Forts umgeschaffen. Alle zwei Brückenabtheilungen besaßen je eine Zugbrücke, und etwa 60 Schritte südlich und nördlich vom Rheinthor sprangen auf der rechten Rheinseite zum Schutze der Brücke heute noch in erheblichen Restbeständen vorhandene runde Bastionen (Brückenköpfe?) aus der Ringmauerlinie hervor, gewaltige Rondelle, deren massive Construction ungeachtet umfangreicher und tiefer Bohrlöcher den seinerzeitigen Sprengversuchen widerstanden hat. Es ist zu bedauern, daß für die bessere Ausstattung dieser Rondelle nichts geschieht. Durch eine einfache Brustwehr um den oberen Rand, versehen mit Zinnen oder Schießcharten, wie dies in Breisach sonst so üblich ist (man sehe z. B. nur den Eckartsberg), könnte man dem Ganzen ein würdiges Aussehen geben. Statt dessen muß man zusehen, wie die Abtragung versucht wird.

Nicht weit von dem Platze, wo sich die vorhin erwähnte St. Jakobs-Schanze befand, steht jetzt das Fort Mortier, nachträglich so benannt nach Marschall Edouard Adolphe Casimir Mortier, Herzog von Treviso, Pair von Frankreich. Dasselbe wurde schon um das Jahr 1700 durch Vauban gleichzeitig mit Neubreisach erbaut, nachdem der Friede von Ryswyk (1697) den Rhein wieder zur Grenze gemacht hatte und (Alt-)Breisach von den Franzosen geräumt werden mußte. In diesem Fort Mortier fand sich früher die Inschrift:

„Brysach, Brysach, fürchte Dich,
Fort Mortier frisst Dich.“

Und in der That haben seine Geschütze im Jahre 1793, wie auch später im Jahre 1870, gegen die Stadt ihr Feuer wirken lassen, das zweite Mal glücklicherweise ohne großen Schaden anzurichten.

Im Jahre 1673 unternahm König Ludwig XIV seine erste Reise in das Elsaß und bei

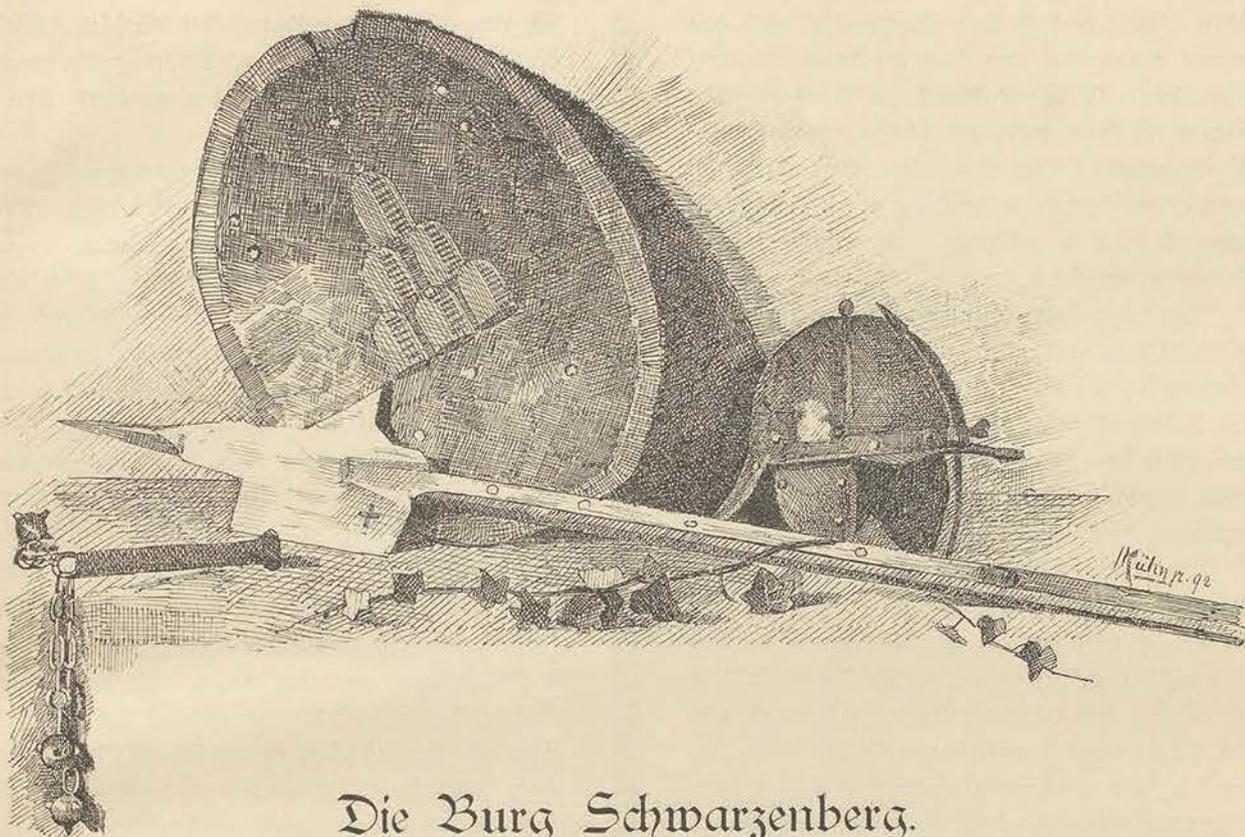
dieser Gelegenheit auch nach Breisach. Er hielt hier selbst am 1. September 1673 feierlichen Einzug, und es begleiteten ihn dabei die Königin Maria Theresia, seine Gemahlin, eine Prinzessin von Spanien, ferner die Mademoiselle d'Orleans, eine Tochter des Herzogs Gaston d'Orleans, eines Onkels des Königs, sowie die königliche Favoritin Herzogin Louise Françoise de la Vallière und ein glänzender Hofstaat. Der soeben erwähnten Herzogin von Orleans wird eine Beschreibung der damaligen Rheinbrücke zugeschrieben folgendermaßen lautend: „Als wir in Breisach eintrafen, bekam ich einen großen Schrecken über die entsetzliche Höhe der Rheinbrücke, deren es eigentlich zwei sind, die durch einen ziemlichen Raum, welcher eine Insel bildet, von einander getrennt werden. Diese Brücken sind von sehr großer Länge, ohne jegliches Geländer, was mir bei der überraschenden Höhe, ich gestehe es, eine schreckliche Angst verursachte. Ganz runde, gar nicht aufgenagelte Tannenbäume dienen zum Boden, zwischen hindurch das strömende Wasser erblicken lassend. Es ist begreiflich, wenn die muthvollsten Personen dadurch bedenklich gemacht wurden und unangenehm überrascht waren. Der Rhein ist sehr reißend, und sein Rauschen erschreckte die Pferde so sehr, daß zu befürchten war, sie möchten in die Kluthen stürzen. Ich gieng daher zu Fuß über die Brücke, wie es die meisten und klügeren machten. Der König blieb zu Pferde, worüber ich sehr ungehalten war, denn mir bangte für ihn.“ (Breis. Zeitg. No. 9—12 v. J. 1880.)

In diese Zeit wird auch die Äußerung der Königin von Frankreich über die ungeheuern

Summen fallen, welche die Festungsbauten von Breisach verschlangen, und von deren Verwendung damals verhältnißmäßig noch wenig zu Tage trat. Sie sprach nämlich beim Besteigen des Berges in der Nähe des Kapsthores die Vermuthung aus, es müsse die Oberstadt mit Gold (Louis d'or) gepflastert sein. Seit diesem Momente trägt, wie man sich erzählt, die vom Kapsthor weiter ansteigende Gasse den heute noch bestehenden Namen „goldene Gasse.“

Nachdem in Vorstehendem das Rheinthor im Allgemeinen einer Besprechung unterzogen und zugleich dasjenige, was mit demselben in engerer oder weiterer Verbindung steht, erwähnt worden ist, würde sich noch erübrigen, den bildnerischen Schmuck besonders zu behandeln. Allein es soll dies, wie oben schon bemerkt, für jetzt aufgeschoben und für jenen Zeitpunkt vorbehalten bleiben, in welchem der Text, namentlich bezüglich des Figuralen, durch Einzelaufnahmen in größerem Maßstabe unterstützt werden kann. Soviel dürfte aber für den Augenblick schon dargethan sein, daß kaum ein älterer Profanbau, nicht nur in der Nähe, sondern selbst auf größere Entfernung vorhanden sein wird, dessen Äußeres mit der monumentalen Westfassade des Rheinthores einen Vergleich aushielte. Wir wünschen nun nur, daß durch entsprechende Vorrichtungen eine jederzeitige, bequeme und ungehinderte Besichtigung dieses Bauwerks ermöglicht werde, das als ein Denkmal aus einer Zeit tiefster Erniedrigung für die kommenden Geschlechter eine stete Mahnung sein mag, allzeit einig und getreu zu wachen über der wiedergewonnenen Macht und Größe des Vaterlands.





Die Burg Schwarzenberg.

Von Heinrich Maurer.

Auf einem Vorsprung des Randels in einer Höhe von 658 Meter über dem Meere, 450 Meter über der vorliegenden Ebene befinden sich die Trümmer der ehemaligen Burg Schwarzenberg. Da sie rings von Wald umschlossen ist, kann man sie von unten nicht sehen. Die Wege hinauf sind steil und von einem Fremden nicht leicht zu finden.

Man erreicht sie entweder von Waldkirch durch das Dettlenbachtal oder von Buchholz durch das Suggenthal oder von Denzlingen durch das Glotterthal. Letzteres verläßt man bei dem Wirthshaus zur Sonne, wo der Weg ins Glotterbad abzweigt, und steigt durch das Luterbachthälchen — so hieß ehemals das Thälchen, in welchem das Bad liegt, — auf die Anhöhe des Lufers, wo der Weg vom Suggenthal mit dem vom Glotterthal zusammentrifft. Von hier gelangt man bequem in 20 Minuten zu der Burg.

Dieselbe ist gründlich zerstört, ein Haufen Steine, aus welchem hie und da ein Stück Mauer hervorragt. Über einen mit Trümmern ausgefüllten Grabeneinschnitt, welcher die Burg von dem rückwärts liegenden Berge trennt, schreitet man in den ehemaligen Vorhof, an welchen sich das auf den Felsen gegründete, feste Wohnhaus angeschlossen. Daneben zeigen sich noch die Spuren eines viereckigen Thurmes. Die Burg war nicht geräumig, aber ziemlich fest, da sie in bedeutender Höhe liegt und auf drei Seiten von steilen Abhängen geschützt ist. Die vierte Seite war durch den erwähnten Grabeneinschnitt befestigt.

Die Besitzer der Burg waren die Freivögte des S. Margarethenstifts bei Waldkirch. Freivögte hießen sie, weil die Frauen von S. Margarethen das Recht hatten, ihren Vogt frei zu wählen. Da zu den Besitzungen der Abtei nicht nur das ganze Elzthal mit allen Seitenthälern von der Schneeschleife bis Buchholz herab ge-

hörte, sondern auch das Suggenthal und das untere Glotterthal von dem Kirchplatz bis zum Einbollen,¹⁾ so ist der Zweck der Burg deutlich: Schutz der Besitzungen des Klosters, insbesondere im Suggenthal. Die Güter im Glotterthal selbst wurden von dem in diesem Thale liegenden Schlosse Winterbach²⁾ gesichert, das Elzthal vom Schlosse Kastelberg.

Die Burg Schwarzenberg scheint ursprünglich in Beziehung gestanden zu sein mit den Silberbergwerken im Suggenthal, welche im 12. und 13. Jahrhundert in Blüthe standen, aber durch eine furchtbare Überschwemmung in Folge eines Wolkenbruches am Ende des 13. Jahrhunderts vernichtet wurden.

Nach einer alten Aufzeichnung soll Herzog Berthold II von Zähringen im Jahr 1092 die Gruben im Suggenthal, welches damals Reichenthal hieß, angelegt haben. „Im Jahre 1099 ist die Silber- und Bleigrube bei der Martinskapelle (im Suggenthal) aufgethan und das Schmelzwerk an der Elz erbaut worden. Die Erzgänge erstreckten sich aufwärts über die Salzs Spitze und den Lauenbrunnen bis gegen das Kastell Schwarzenberg.“³⁾ Wie weit diese Angabe richtig ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Spuren des Bergbaues finden sich nicht nur im Thale selbst, sondern auch auf der Höhe südwestlich vom Luser, welche heute Schlosseck heißt, und in unmittelbarer Nähe der Burg Schwarzenberg. Der oben genannte Lauenbrunnen ist wahrscheinlich die Quelle des Luterbaches unterhalb des Lusers.

Die älteste urkundliche Nachricht über die Silbergruben stammt aus dem 13. Jahrhundert. Graf Egeno III von Freiburg erlaubte im Jahr 1274 den Freiburger Bürgern Burkhart dem Turner, Heinrich Wolleben, Konrad Rotermellin und allen ihren „Gefellen“ zu den Silberbergen zu Suggenthal und zum Herzogenberg einen Wassergraben über die Güter des Klosters S. Peter, dessen Vogt er war, zu führen.⁴⁾ Von den Gütern des Klosters S. Peter, durch welche der Wassergraben geführt wurde, kann hier nur der obere Theil des Luterbachthales in Frage kommen, in welchem jetzt das Glotterbad liegt. Letzteres hieß früher Luterbad. Dabei befand

sich eine Kapelle, das Luterbader Kirchlein, filial der Kirche zu Gloter.⁵⁾ Der Graben wurde zwar hergestellt, aber durch die oben erwähnte Überschwemmung wieder zerstört.

Vogt des Klosters S. Margarethen war im Anfang des 12. Jahrhunderts Konrad von Waldkirch. Dieser Conradus advocatus de Waltchilchen kommt zuerst im Jahr 1111 als Zeuge vor bei einer Vergabung von Gütern an das Kloster S. Georgen. Desgleichen erscheint er mehrmals bei Vergabungen an das Kloster S. Peter zur Zeit der Herzoge Berthold III und Konrad von Zähringen. Er war ein adeliger Herr. Nach dem Jahr 1122 bis zum Jahr 1152 erscheint ein anderer Konrad Advokat von Waldkirch, welcher aber „von Schwarzenberg“ zubenannt wird. Wahrscheinlich ist er der Sohn des ersteren und wurde die Burg, nach welcher er sich nannte, von ihm erbaut. Er hatte zwei Söhne, Konrad und Werner. Sein Enkel, welcher ebenfalls Konrad hieß, schloß sich im Jahr 1202 einer Abtheilung Kreuzfahrer an und begab sich auf den Weg nach Palästina, nachdem er seine Güter zu Mündingen, Vörsstetten und Runsthal (bei Villingen) verkauft hatte. Er soll ein sehr frommer Mann gewesen sein. An diesem Zuge nahm auch der letzte der Grafen von Nümburg Theil, welcher seine Besitzungen, Nümburg, Theiningen, Emmendingen, Zecklingen mit Lichteneck und die Vogtei der Klöster S. Ulrich und Sölden dem Hochstifte Straßburg verkauft hatte. Während aber das Hauptheer der Kreuzfahrer sich über Venedig nach Konstantinopel begab und diese Stadt einnahm, schifften sich die Deutschen in Apulien ein und landeten in Palästina. Im Herbst des Jahres 1203 wurde Konrad von Schwarzenberg mit dem Abt Martin von Paris (Elfaß) von ihren Gefährten nach Konstantinopel geschickt, um bei den dortigen Kreuzfahrern Hilfe zu suchen; sie mußten aber unverrichteter Dinge umkehren. Der Graf von Nümburg blieb mit seinem Sohne in Palästina, wo er verschollen ist, Konrad von Schwarzenberg aber kehrte wieder nach Hause zurück. Im Jahr 1207 treffen wir ihn im Gefolge des Königs Philipp zu Basel, er starb aber einige Jahre nachher. Seine Wittve Mathilde, die Advokarissa, soll im Jahr 1215 dem deutschen



Burg Schwarzenberg von der Nordseite.

Orden ein Haus zu Straßburg geschenkt haben mit der Verpflichtung für den Hochmeister Hermann von Salza, ihr zum Ankauf eines Landesbesitzes bei Straßburg 400 Mark Silber zu leihen.

In der Geschichte der Herren von Schwarzenberg und der Klostervögte folgt nunmehr eine Lücke von 70 Jahren.⁶⁾ Erst vom Jahr 1279 an treten wieder zwei Herren von Schwarzenberg auf, Johann der ältere und Wilhelm der jüngere, sie sind aber nicht Brüder, sondern Vettern. Johann wohnte auf dem Schlosse Kastelberg bei Waldkirch, Wilhelm zu Schwarzenberg. Die Städtchen Waldkirch und Elzach besaßen sie gemeinschaftlich, aber nicht als Eigenthum, sondern als österreichische Lehen; ebenso war Kastelberg Lehen, Schwarzenberg hingegen ledig Eigen. Wilhelm, der Besitzer von Schwarzenberg, war freivoigt des Klosters.

Etwas Licht in die Verhältnisse nach dem Tode Konrads von Schwarzenberg bringt die

Urkunde König Friedrichs II, welche am 31. März 1213 in Konstanz für das Kloster Salem ausgestellt wurde.⁷⁾ Wir erfahren daraus, daß der damals schon verstorbene Konrad von Schwarzenberg es ähnlich gemacht hatte, wie sein Genosse bei dem Kreuzzug, Graf Berthold von Nimbung. Er hatte nämlich seine Güter im Jahr 1195 dem Kaiser Heinrich übertragen und von demselben wieder zu Lehen erhalten. Darum ließen sich die Klöster Salem und Tennenbach, welche nachher einen Theil derselben zu Mundingen, Vörsstetten und Villingen (Kunsthäl) gekauft hatten, diese von dem Sohne Heinrichs als Nachfolger des Lehenherren bestätigen. Schon im Jahr 1210 erwirkte das Kloster Tennenbach bei König Friedrich von Sicilien die Bestätigung seines Gutes in Mundingen, welches Konrad an die Johanniter (hospitalarii) und letztere an Tennenbach verkauft hatten. Der König that es „pro remedio animarum quondam parentum nostrorum divorum augusto-

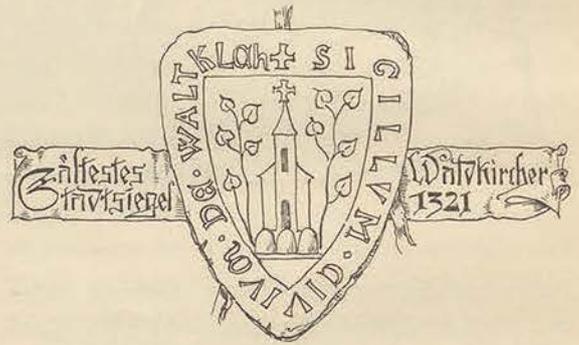
rum memoriae recolendae“. Es war also nicht Reichs-, sondern Hausgut der Hohenstaufen. Ebenso verzichtete er im Jahr 1216 zu Konstanz auf seine Rechte zu Vörsstetten zu Gunsten dieses Klosters und bestätigte demselben wiederholt das Gut zu Mündingen, welche Güter sie gekauft hätten „a fideli nostro bonae memoriae C. advocato de Swarzenberg“.

Konrad selbst scheint keine Söhne gehabt zu haben. Es wird nur eine Tochter von ihm erwähnt. Es liegt nun die Annahme nahe, daß nicht nur seine Güter, sondern auch die Advokatie über das Kloster an Kaiser Friedrich gefallen seien, und daß die Oberlebensherrlichkeit über Kastelberg, Waldkirch, Elzach, Prechtal, Simonswald und andere Orte nach dem Aussterben der Hohenstaufen König Rudolf von Habsburg an sein Haus gebracht habe. Die späteren Herren von Schwarzenberg, welche wie die früheren zu den Edeln (nobiles) gehörten, sind wahrscheinlich eine Seitenlinie der Älteren.



Erstere waren verwandt mit den Grafen von Freiburg, den Markgrafen von Hochberg, den Herren von Geroldseck, insbesondere aber mit denen von Ufenberg. Johann von Schwarzenberg war verheirathet mit Ute oder Udehilt, der Tochter Hesso IV von Ufenberg-Endingen; Wilhelms Gemahlin war Heilika, Tochter Hartmanns von Tierstein, deren Mutter eine Schwester des Konrad von Lichtenberg, Bischofs von Straßburg, war. Durch den Einfluß dieses Bischofs und der übrigen Verwandten scheint Wilhelm in den Besitz der Klostersvogtei gekommen zu sein. Das Kloster hatte nämlich, wie oben bemerkt, das Recht der freien Wahl seines Advokaten, ein Recht, welches ihm zuletzt noch im Jahr 1275 von König Rudolf bestätigt worden war.

Bezüglich des Rechtsverhältnisses des Klosters zu seinen Vögten ist folgendes zu bemerken. Die Vogtei erstreckte sich ursprünglich sowohl über das Kloster selbst als auch über dessen Güter und Leute. Über die letzteren hatte der Vogt das Blutgericht und bezog von ihnen die gewöhnliche Vogtsteuer. Die Vogtei über das Kloster war keine Kastvogtei, d. h. der Vogt hatte kein Recht der Verfügung über die Einkünfte desselben, sondern sie war nur eine Schutzvogtei. Mit der Zeit wurden diese beiden Arten der Vogtei getrennt: das Gericht über die Leute verwandelte sich in ein erbliches Herrschaftsrecht und wurde von der Vogtei über das Kloster selbst getrennt. So geschah es, daß aus dem reichen Güterbesitz des Klosters, welcher ursprünglich eine Immunität war, sich zwei Herrschaften bildeten, Kastelberg und Schwarzenberg.



Im Jahr 1300 verließen Johann und Wilhelm von Schwarzenberg ihrer Stadt Waldkirch Freiburger Recht. Die Bürgerschaft selbst hatten sie schon vorher in zwei Theile getheilt, deren einer dem Gericht Johannis, der andere dem Wilhelms unterworfen war. Das Kloster selbst lag außerhalb der Stadt, ebenso ein Haus des Ritters Egenolf Kuchelin von Freiburg, welches „von Alters her nach luter lantrecht“ gelegen war, also nicht unter der Jurisdiktion der Herren von Schwarzenberg stand. Wilhelm von Schwarzenberg starb bald nach dem Jahr 1306. Er hinterließ einen Sohn Namens Heinrich, welcher das Amt des Schirmvogtes des Klosters erbt und zu Schwarzenberg seinen Wohnsitz hatte. Er war verheirathet mit einer Schwester Hugos von

Ufenberg-Kenzingen. Im Jahr 1316 versicherte er der Stadt Freiburg im Einverständniß mit der Äbtissin von Waldkirch, Katharina von Stoffeln, gegen eine Summe von 50 Mark Silber, nicht gestatten zu wollen, daß ein Karren- oder Wagenweg durch das Simonswälderthal angelegt werde. Die Stadt Freiburg war nämlich bestrebt, nur den Weg durch das Dreisamthal auf den Schwarzwald offen zu halten und keine Konkurrenzstraße aufkommen zu lassen. Im Jahr 1324 genehmigte er als Klostersvogt den Verkauf des dem Kloster Waldkirch gehörenden Hofes zu Wyhl an das Kloster S. Märgen, trat im folgenden Jahr gleichzeitig mit seinem Schwager Friedrich von Ufenberg in den Dienst der Stadt Freiburg, wobei er seinen Herrn, Herzog Leopold von Österreich, ausnahm. Bald nach dem Jahr 1328, wo er zum letzten Mal erwähnt wird, scheint er gestorben zu sein. Jedenfalls fällt sein Tod vor das Jahr 1335.

Er hinterließ einen Sohn, Ulrich, und zwei Töchter, Adelheid, welche sich mit dem Grafen Berthold von Sulz vermählte, und Anna, welche in das Kloster Waldkirch eintrat, Äbtissin wurde und 1380 starb.⁸⁾ Ulrich selbst heirathete Johanna von Signau, Tochter des Freiherren Ulrich von Signau und einer Gräfin von Bucheck, Schwester des Bischofs Berthold von Straßburg († 1353). Dadurch verschwägerte er sich mit dem Grafen Konrad III von Freiburg, welcher die Schwester seiner Gemahlin geheirathet hatte. Er starb aber schon im Jahr 1347 kinderlos, und seine Wittve heirathete im folgenden Jahr den Grafen Hans von Fürstenberg.

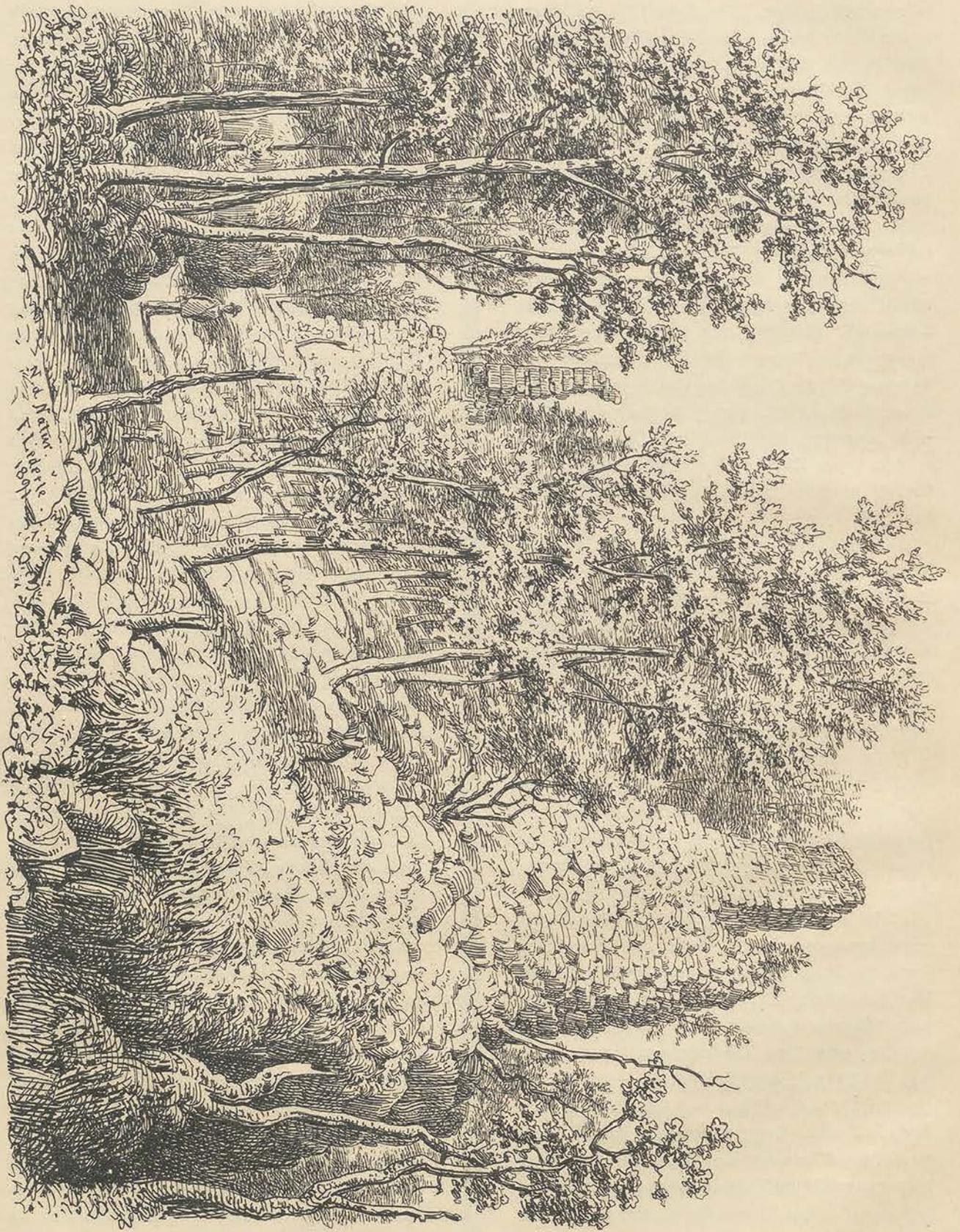
Mit Ulrich war die jüngere Linie der Herren von Schwarzenberg ausgestorben, und seine Lehen sowie die Burg Schwarzenberg und die Vogtei über das Kloster S. Margarethen kamen an die noch blühende ältere Linie.

Johann, der Stammvater der letzteren, war im Jahr 1315 gestorben mit Hinterlassung zweier Söhne, Walther und Ulrich, und einer Tochter Anna. Letztere vermählte sich mit einem Grafen von Montfort, starb aber schon am 1. April 1320 und wurde bei den Dominikanern zu Freiburg begraben.⁹⁾ Ihre Mutter Udehilt stiftete im Jahr 1322 den Frauen von S. Agnesen zu Freiburg

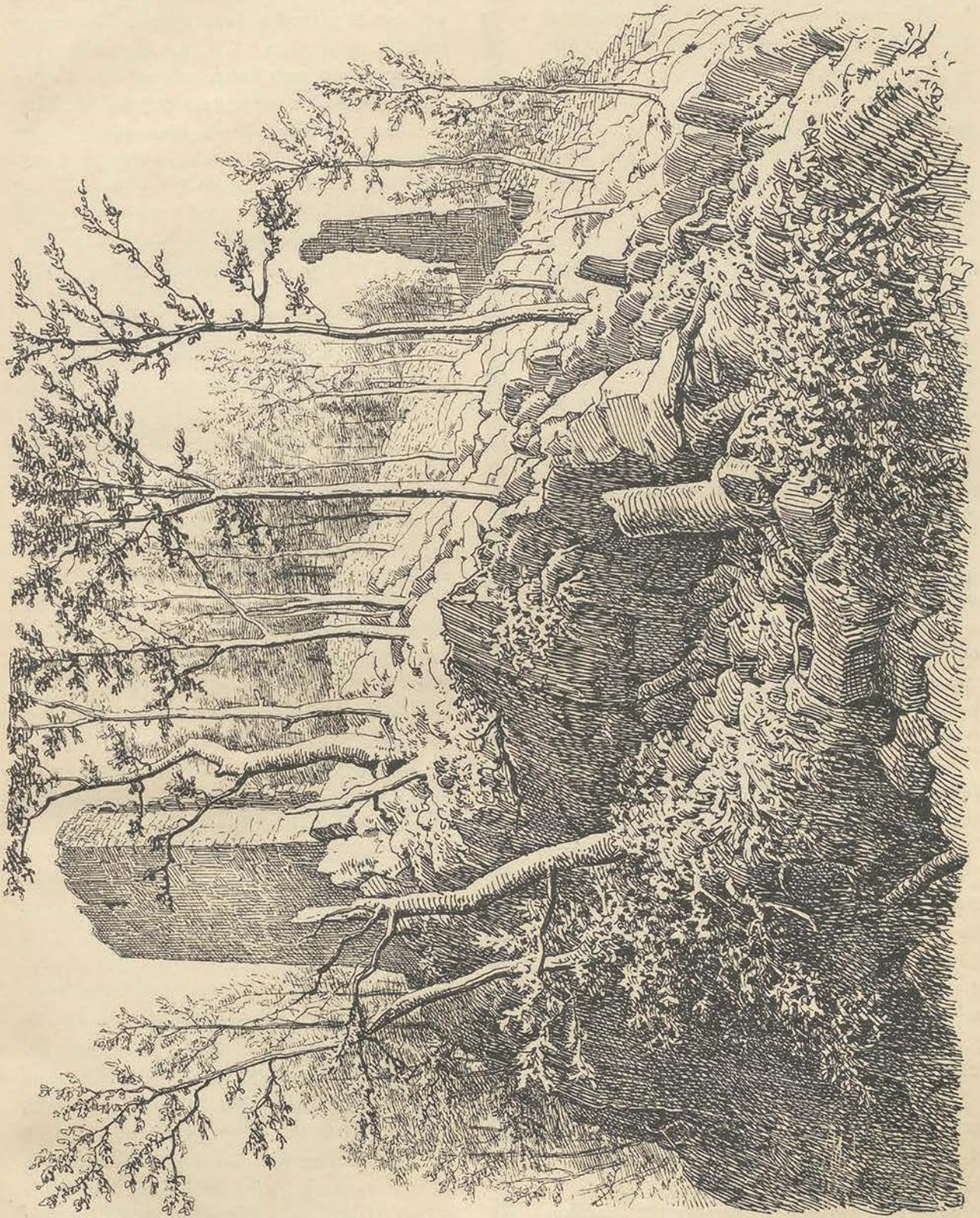
ein Pfund Pfennig gewöhnlicher Breisgauer und einen Saum Wein jährlichen Geldes (Zinses) zu einem ewigen Seelgerette nach ihrem Tode, damit die Frauen ihre, ihres verstorbenen Mannes und ihrer Tochter seligen von Montfort Jahreszeiten begeben sollten mit Singen und Lesen. Das Pfund Pfennig war versichert auf einen Hof zu Hufen bei Kenzingen, den Saum Wein gab jährlich der Richter Konrad Kruschli von Eendingen. Ulrich starb ebenfalls schon frühe, am 5. April 1327. Er war verheirathet mit Ida von Fürstenberg, welche ihm am 22. Februar 1332 im Tode folgte. Beide fanden ebenfalls bei den Dominikanern zu Freiburg ihre letzte Ruhestätte.¹⁰⁾

Der Adel auf dem Lande lebte damals in einer schlimmen Zeit. In Folge des Fehdewesens und der auf dem Lande herrschenden Unsicherheit hatte sich alles, was Kapital besaß, in die Städte gezogen. Letztere wurden reich und mächtig, der Landadel verarmte. Er war genöthigt, um das gewohnte ritterliche Leben fortsetzen zu können, seine regelmäßigen Einkünfte zu verkaufen, während neue Quellen der Einnahme ihm nicht offen standen oder der Adelsstolz ihn hinderte, solche flüssig zu machen. Dazu kam, daß die Kriegsführung der damaligen Zeit darin gipfelte, einander möglichst vielen Schaden zu thun, den Bauern die Häuser zu verbrennen und das Vieh wegzutreiben, damit der Herr keinen Zins erhielt, die Wohlhabenden zu fangen und zu „schätzen“, d. h. ein möglichst hohes Lösegeld zu erpressen. Der Landadel war genöthigt, Anlehen zu machen; Geld aber konnte er nur bei den reichen Kaufleuten in der Stadt erhalten. Daher kam es, daß nicht nur Gülden und Zinsen der Herren aus ihren ländlichen Besitzungen, Steuern, Ungeld u. dergl., sondern auch Güter, Schlösser, Dörfer, ja ganze Herrschaften von den Städten damals aufgekauft wurden, daß der Landadel größtentheils zu Grunde gieng und der aus reichen Kaufleuten entstandene Stadtradel sich an dessen Stelle setzte.

Auch die Herren von Schwarzenberg waren damals genöthigt, Anlehen zu machen, ihre Einkünfte zu verpfänden, zuletzt einen Theil ihrer Herrschaft zu verkaufen. Schon waren sie nahe daran, auch ihre Stammburg Schwarzenberg zu verlieren, als der Sieg des Grafen Egeno, dem



Zung Schwarzenberg von der Südseite.



Burg Schwarzenberg von der Westseite.

sie sich angeschlossen hatten, über seine Stadt Freiburg das Äußerste abwendete.

Schon vor dem Jahre 1316 war der Stadt Waldkirch das sogenannte Ungeld (Weinstener), das von den Wirthen erhoben zu werden pflegte, nämlich von jedem für den Wein erlösten Schilling 2 Pfennig, verpfändet worden. Im Jahr 1321 verkaufte Walther und sein Bruder Ulrich dem Dietrich von Weißweil, Edelknecht zu Freiburg, 10 Mark Silber jährlich von der Steuer zu Waldkirch um 100 Mark S. In demselben Jahre versetzten Frau Udehilt und ihre Söhne Walther und Ulrich dem Schultheißen zu Waldkirch (d. h. der Stadt W. selbst) 10 Mark S. von der Steuer zu Kollnau, Kohlenbach, Gutach, Riedern und Buchholz ebenfalls für 100 Mark S. Im Jahr 1324 hatte Walther das Unglück im Dienste seines Herrn, des Herzogs Leopold von Östreich, vom Grafen Rudolf von Nidau gefangen und um 400 Mark S. geschätzt zu werden. Um das Geld aufzubringen, überließ er dem Herzog Leopold die Burg Kastelberg, seinen Theil an Waldkirch, Simonswald und alles, was er von ihm zu Lehen trug, gegen 400 Mark S. auf Wiederlösung. Sein Vetter Heinrich brachte diese Pfandschaft oder einen Theil davon an sich und ließ sich von den Bürgern von Waldkirch huldigen, nachdem er ihre Rechte bestätigt hatte. Walther wurde so arm, daß er, als er im Jahr 1328 von Burkhard von Keppenbach zwei Pferde kaufte, die 12 Pfund Pfennige, die sie kosteten, nicht zahlen konnte und dem Verkäufer eine Gült von einem Pfund und 5 Schillingen, die er hatte „ze den Eggen bei Bäterkropf“ (Busengraben im Brettenthal) zu rechtem Lehen verpfändete mit der Bedingung, die Gült in den nächsten sechs Jahren wieder lösen zu dürfen. Unter den Zeugen dieses Handels erscheint Ulrich, seines Veters Heinrichs Sohn von Schwarzenberg, Berthold der Toginger, Schultheiß zu Waldkirch und Berthold der Schultheiß von Elzach.¹¹⁾

Walther starb nicht lange nachher mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes Johann, welcher erst im Jahr 1347 „zu seinen Tagen kam“, d. h. mündig wurde. Seine Vormünder, Herr Heinrich von Kappolstein, welcher sich „nächster Vattermag“ nennt (er war wahrscheinlich der

Bruder seiner Mutter), ferner der Ritter Kozge von Freiburg, Herrn Meinwarts sel. Tochtermann, und der Schultheiß Johann Snewelin, waren bedacht, während der Zeit ihrer Verwaltung die veretzten und verpfändeten Güter des Hauses wieder einzulösen. Das gelang ihnen mit Hilfe der Stadt Freiburg. Für das vorgestreckte Geld mußten sie aber sich mittels des Schlosses Kastelberg und der Stadt Waldkirch mit Freiburg auf ewige Zeiten verbünden, sodaß die Freiburger in beiden Plätzen Besatzungsrecht erhielten und dieselben ihnen jederzeit offen standen. Das geschah im Jahr 1343.

Bald darauf verheirathete sich Johann mit Anna, der Tochter des Grafen Hans von Fürstberg-Kaslach, und als sein Vetter Ulrich, der letzte Sproß der jüngeren Linie, im Jahr 1347 kinderlos gestorben war, trat er in den Besitz von dessen Lehen, erbt das väterliche Stammhaus, die Burg Schwarzenberg, und wurde durch die Gunst seiner „Muhme“, der Abtissin Anna von S. Margarethen, Nachfolger seines Veters in Amte des Kloostervogtes.

Trotz dieses Zuwachses war er nicht in der Lage, seine Herrschaft ganz zu behaupten und sah sich deshalb im Jahr 1354 genöthigt, den größeren Theil derselben zu verkaufen. Käufer war der angesehene und grundreiche Freiburger Rathsherr Johannes der Malterer; derselbe erwarb die Herrschaft für seinen Sohn Martin Malterer, welcher, da er damals noch minderjährig war, auf Grund eines „Gemächtes“ (Testamentes) seiner Eltern unter der Pflegschaft einiger Freiburger Patrizier stand. Der Kaufvertrag kam am 21. Dezember 1354 zu Stande. Gegen die Summe von 2140 Mark Silber verkaufte Hans von Schwarzenberg mit Wissen und Willen seiner Freunde und seiner Frau dem Ritter Hasso Snewelin Im Hof, Dietrich von Falkenstein und Martin, Johans des Malterers Sohn, die Herrschaft Kastelberg, die Burg mit Mauern und Gräben, mit Berg, Fels, Grund und Grat, Brücken, Weg und Steg, ferner Waldkirch die Stadt sammt dem Schultheißenamt daselbst, Dübe und Frevel, Zwing und Bann, die Mühle in dem Graben, einen Hof in der Stadt, die Orte Oberwinden, halb Sygmarswald, das

Ungeld daselbst, Bleybach und Gueta, die Mühle daselbst, Kiedern, Kolnawe, Kolnabach und die Säge in der Auwe, die Archarwe und das Suggenthal mit Wildbannen, Zinsen und allem, was dazu gehörte. Da die Herrschaft österreichisches Lehen war, versprach der Verkäufer seine Beihilfe, daß den Käusern das verkaufte Gut von dem Lehensherrschaften geliehen werde. Die Herrschaft war belastet mit 14 M. S. jährlicher Gült auf Waldkirch an Heinrich Röchelin und 10 M. S. jährlicher Gült auf Gurach und Kolnau an Dierrich von Weißweil. Die Belehnung der Käufer erfolgte im Jahr 1355.

Dem Herrn von Schwarzenberg verblieb außer seiner Stammburg nur das untere Glotterthal, Kenweiler, Stahlhof, Siegelau, Siensbach, Ohrensbach, Katzenmoos und Nach, außerdem das Städtchen Elzach, welches ihm um 1000 M. S. verpfändet war, und die Freivogtei.

Der Schlund seiner Schulden war aber mit diesem Verkaufe noch nicht ausgefüllt. Einige Jahre nachher sah er sich genöthigt, sogar seine Stammburg selbst und das Städtchen Elzach der Stadt Freiburg gegen die Summe von 300 M. S. zu öffnen und sich mit derselben zu verbünden. Da die hierüber aufgestellte Verbündnißurkunde die einzige Urkunde ist, welche wir über die Burg Schwarzenberg besitzen, überhaupt die einzige geschichtliche Nachricht von der Existenz derselben, so lasse ich sie hier wörtlich folgen:

1358 S. Ottmarstag (16. Nov.).

Ich Johans here von Swarzenberg tue kint allen den, die disen brier sehent oder horent lesen, und vergehe öffentlich, daz ich mich mit gutem, wolbedachtem müte zu den vesten, wysen lüten, dem Burgermeister, dem Räte, den Burgern und der gemende gemeinliche der Stat ze Friburg in Brisgow mit Swarzenberg der Burg, mit Elza der stat und mit allen den lüten und gütern, die bedesit darzu gehörent, ewelichen verbunden habe für mich und alle min erben und nachkomen, und verbinde mich jez inen mit disem gegenwertigen brieve. Also daz ich und alle min erben und nachkomen, wer dann du vorbenannten vestina inne hat, inen und allen iren nachkomen mit denselben vestina und mit den lüten und gütern, die bedesit darzu gehörent, warten sollent, und daz wir inen da mit eweliche geraten und beholffen sollent sin, und daz wir sie und die iren vffen die selben vestina in und vffe sollent lazzen mit lützel und mit vil, wann und wie dick sie wellent, zu ellen iren sachen, wie denn der Rat oder der mertheil des Rates ze Friburg es erkennet vff den eyt ane geuerde. Und sollent och wir die selbe vestina behüten und sie schaffen behüter getruwliche und angeuarliche. Ich noch mine erben oder nachkomen sollent och Swarzenberg die vestin, die eigen ist, und Elza die stat noch ir deheime sunder noch sament hinanthin ewelichen niemert weder verseyen noch verköffen noch enweg geben noch niemanne liben noch sü ze leben liben, noch sollent sunderlichen die vestin Swarzenberg ze keine leben machen noch von iemanne ze leben empfangen, noch sollent vns der beider vestina in deheimen weg entwingen, empfrömden noch ab tün ane des Rates ze Friburg oder des meren theiles des Rates wissende

und willen. Und were och, daz wir vns derselben vestina in deheimen weg ab weltent tün mit irem willen, so sollent wir doch die selben vestina noch ir deheime niemanne in antwurten, er habe sich denn vorhin da mit zu den von Friburg verbunden mit brieve und mit eiden in aller der wyse, als ich mich da mit zu inen verbunden han. Und fügte es sich, daz dar nach der selben vestina deheime wider vmb keme in minen oder in miner erben oder nachkommen hant, so sollent wir aber den von Friburg da mit warten und gebunden sin nach dieses brieves bewisunge als nu, ane geuerde. Jar vmb so hat mir der Rat von Friburg von der selben Stette wegen gegeben drühundert margt silbers lötiges und gebes, Friburger brandes und geweges, der ich von inen bin gewert und in minen nutz und fromen komen sint gar und genglichen. Beschehe es och, da: Elza die Stat vmb mich oder vmb mine erben oder nachkomen erlöset würde mit tusent margt silbers Friburger brandes und geweges, mit nacher sollent och wir ze löbende geben, so sollent wir dem Räte und der Stat ze Friburg von der selben losunge wider vmb geben hundert margt silbers, und sol der, dem wir dann die stat Elza in antwurteide werdent, sich vorhin mit derselben stat zu den von Friburg verbinden in aller wyse, als sü ine iezge verbunden ist, e dann wir sie iemanne in antwurten. Ich han och den obgenannten von Friburg gelobt und han mich also zug inen verbunden für mich und für alle min erben und nachkomen: Were daz sigende, wann oder wie dick daz beschehe, daz die von Friburg von eims geschelle wegen mit eime volke vff daz velt zegten, wann wir daz inen würden, oder wann wir von inen ermant würden, so sollent wir mit vnserer lüten mit aller macht zu inen zogen und sollent inen geraten und beholffen sin, waz sü angriffent. Würdent och sü deheim gefesse vor deheimer vestin in Brisgow habende, da sollent wir inen beholffen sin und zu inen zogen und bi inen bliben mit unserem süßvolke, daz wir dann erzügen mögent ane alle geuerde; und dar zu mit so vil gerittes volkes, als sü dann an vns vorderent und sü düngket, daz wirs dann erzügen mögent. Und würdent sü och vfferhalb Brisgow ein fesse habende oder einen gezog tün, so sollent wir inen aber beholffen sin und mit inen zogen mit so vil gerittes lütes und süßvolke, als vor bescheiden ist; und sollent aber sü dem geritten volke kosten geben bi inen und wider heim, es sie in Brisgow oder vfferhalb, wo wir mit inen zogen. Were och daz deheime süst deheim geschrey würde in dem lant, das man die von Friburg angriffe, ir lüte vienge, oder daz man in das ir neme, da zu sollent wir hinderlich tün und nachzogen, ob wirs geretten oder gewenden mögent. Were och daz wir von deheimer helfe wegen, so wir den von Friburg teten oder geton hertent von dirre verbündniße wegen, von iemanne deheimen widerseye oder vigentschaft geminnt, do sollent vns die von Friburg, so wir es an sü vorderent, die vorbenannten vestina helfen behüten mit iren kosten, als sü düngket, daz wir sin notdurftig sint ane geuerde. Alle dise vorgeschribenen ding hant ich Johans here von Swarzenberg do vorgeant getan mit willen und gehellunge fröw Annen von Swarzenberg, meiner ehelichen fröwen, und han sü och gelopt und geschworen mit vfferhebter hant, geleert gegen den heiligen und mit gelerten worten, war und stete ze habende und ze tünde und ze vollesürende gütliehen, one alle geuerde, und binde och darzu mit disem brieve mine kint und alle min erben und nachkomen und mit namen also, wann mine kint zu iren tagen komen und selber muntbürtig werdent, so sollen sü dise verbündnus sweren und verbrieuen, stete ze habende nach dis brieves verwisunge a. a. g. Jar vber ze eime offen urkunde und daz alle dise vorgeschribenen dinge von mir und von allen minen erben und nachkomen nū und iemerme war und stete beliben, dar vmb so han ich Johans here von Swarzenberg der vorgeannt min eigen Ingesigel gehenket öffentlich an disen brieve, und wir fröwe Anna von S. die vorgeannte vergehent, daz dise verbündniße und alle dise vorgeschribenen ding mit unserem willen und gehellunge beschehen sint, und gelobent och wir, sü war und stete ze habende und dawider niemer ze redende noch ze tunde mit deheimen sachen bi güten truwen a. a. g. Und das zu eime offen waren urkunde, so hent och wir, die obgenannte fröwe Anna von S. unser eigen Ingesigel gehenket öffentlich an disen brieve. Diz beschach und wart diser brieve gegeben des Jares da man zalt von Gottes geburt drühzehen hundert jar und ehtu und fünfzig jar an Sant Othmarstag.

Vorstehende Urkunde ist nur in einer gleichzeitigen Abschrift im Kopialbuch der Stadt Freiburg I S. 25 erhalten. Das Original selbst wurde nach Maßgabe des Friedensvertrages der Stadt Freiburg mit dem Grafen Egeno III am 30. März 1368 dem Aussteller zurückgegeben und von ihm vernichtet.

Am 25. Januar des Jahres 1359 verkauften Johann von Schwarzenberg und seine Frau dem Freiburger Bürger Dietrich von Wiswile als dem Pfleger der Kinder des verstorbenen Baner-Gebens 62 Saum jährlichen Weinzins zu Eendingen um 60 M. S. Durch diese fortwährenden Verkäufe und Verpfändungen, von denen die uns bekannten sich auf 2500 M. S. beliefen, eine für die damalige Zeit sehr hohe Summe, welche nach unserem Gelde über eine halbe Million Mark beträgt, scheint er sich seiner Schulden in der That erledigt zu haben. Wenigstens kommen in der folgenden Zeit keine Verkäufe mehr vor.

Die Stadt Freiburg täuschte sich jedoch, wenn sie glaubte, in dem Herrn von Schwarzenberg durch den Vertrag vom 16. November 1358 einen Verbündeten gewonnen zu haben. Die Herren, welche damals, durch Noth und Geldmangel gezwungen, ihre Festungen der Stadt Freiburg geöffnet hatten, waren nicht gewillt, ihr Wort und ihre Eidschwüre zu halten und besannen sich keinen Augenblick, feindlich gegen die Stadt aufzutreten, wenn ihnen dabei ein Vortheil entsprang. Gründe, das gegebene Wort zu brechen, fanden sich ja immer. Es ist ein Zeichen der Rohheit und gesunkenen Moralität des damaligen Adels, daß keiner der Herren, welche mit der Stadt Verträge geschlossen hatten, sich auf die Seite der Stadt stellten, als zwischen ihr und ihrem Grafen Krieg ausgebrochen war. Gerade diese Bundesverträge selbst waren für sie der Anlaß, gegen die Stadt feindselig aufzutreten. Am 28. Juni 1367 verbündeten sich Markgraf Otto von Hochberg, Heinrich von Geroldseck-Tübingen, Heinrich von Geroldseck-Lahr, Johann und Hesse von Ufenberg, Johann von Schwarzenberg und der Ritter Martin Malterer mit dem Grafen Egeno von Freiburg gegen die Stadt und gelobten, keinen Frieden mit derselben zu machen, bis ihre Festungen ledig gesagt seien der mit der Stadt geschlossenen

Verbündnisse. Der Krieg nahm für Freiburg einen ungünstigen Verlauf. Die Stadt löste zwar mit großen Opfern ihr bisheriges Verhältniß zu Graf Egeno und stellte sich unter den Schutz des Hauses Habsburg, mußte aber den verbündeten Herren ihre Bündnißbriefe zurückgeben. Das geschah auch mit dem oben angeführten Vertrag, welcher sich deshalb nur in der Abschrift, nicht im Original erhalten hat.

Johann von Schwarzenberg starb im Jahr 1377. Er hinterließ einen Sohn, Ulrich, welcher mit Anna von Simmern, der Tochter Werners, vermählt war, und zwei Töchter, Suse, welche sich mit Hans von Staufenberg verheirathete, und Margarethe, die zu S. Margarethen Klosterfrau wurde.¹²⁾

Die Herren von Schwarzenberg besaßen außer ihren Gütern im Breisgau noch Güter in der Mortenau, insbesondere einen Antheil an der Burg Tierstein, welcher durch Heilika von Tierstein, die Gemahlin Wilhelms, auf sie gekommen war. Im Jahr 1396 verkaufte Ulrich seinen Antheil an Tierstein dem Markgrafen Bernhard von Baden um 200 Gulden; ebenso verzichtete seine Schwester Suse zu Gunsten der Gebrüder Burkhard und Wilhelm Zummel von Staufenberg auf ihre vererbten Rechte auf die Veste Tiersberg und die Besitzungen zu Hofwile, Schutterwald und Richenbach. Dagegen erwarb Ulrich von dem Grafen Konrad von Freiburg das Lösungsrecht des oberen Glotterthales, welches dem Burkhard von Wisnegg um 100 Pfund Pfennig verpfändet war.

Nachdem Ulrich um das Jahr 1410 gestorben war, folgte ihm sein Sohn Johann Werner. Derselbe verheirathete sich mit Beatrix von Geroldseck. Die Rolle der Herren von Schwarzenberg sollte nunmehr bald ausgespielt sein. Wie das früher so reiche Kloster S. Margarethen im Laufe des 14. Jahrhunderts so heruntergekommen war, daß die letzte Klosterfrau aus vornehmerm Geschlecht, Agathe von Ufenberg, „in bitterer Armuth“ im Jahr 1430 starb, so gieng es auch mit den Klostersvägten immer mehr abwärts. Schon Ulrich hatte mit seinen Nachbarn fortwährend in kleinlichen Streitigkeiten gelegen wegen unbedeutender Besitzesangelegenheiten: mit dem Domkapitel zu Konstanz, Inhaber des Mauracher

Hofgutes und der Kirche zu Gloter, deren Nutzen er beanspruchte, mit dem Markgrafen Hesse von Hochberg wegen Güter in Bözgingen und Oberschafhausen. Johann Werner gerieth in Streit im Jahr 1427 mit Hans von Vamerkü (Vangergius), Pfandinhaber von Badenweiler, weil er demselben zwei Leibeigene gefangen genommen hatte, und im folgenden Jahr sogar mit der Abtissin von S. Margarethen, Agathe von Ufenberg. Dieselbe griff zu einem energischen Mittel. Sie gebrauchte das ihr zustehende Recht der freien Einsetzung und Absetzung des Klostersvogtes und kündigte dem Johann Werner dieses Amt. Durch Vermittelung des österreichischen Rathes Ulrich Räufer kam schließlich ein Vergleich zu Stande.

Nach dem Tode der letzten Abtissin wurde das Frauenstift in eine Probstei mit Chorherren umgewandelt. Gegen eine Entschädigung von jährlich 60 Murr Roggen und einem Fuder (8 Saum) Wein gab der Freivogt im Jahr 1431 zu dieser Änderung seine Erlaubniß. Die Kirchenversammlung zu Basel bestätigte die Umwandlung. Im Jahr 1489 verzichtete das Stift zu Gunsten des Erzherzogs Sigismund von Osterreich auf seine oberlehenherrschaftlichen Rechte auf Kastelberg und Waldkirch gegen das Patronatrecht der Pfarrei zu Schönberg in der Grafschaft Hohenberg.

Dreißig Jahre vorher war es aber mit den Herren von Schwarzenberg bereits zu Ende gegangen. Hans Werner hatte einen einzigen Sohn Namens Simon. Derselbe machte sich um das Jahr 1440 auf und zog in die Fremde, um sein Glück zu suchen. Er kehrte aber nicht wieder nach Hause zurück und ist in der Fremde verschollen. Die Tochter Werners, Adelheid, heirathete den Heinrich von Rechberg auf Hohenrechberg. Letzterem fiel nach dem Tode seines Schwiegervaters (26. April 1459)¹²⁾ das Schloß Schwarzenberg mit Zubehör und die Klostersvogtei zu. Im Jahr 1498 ging die Herrschaft Schwarzenberg an die von Ehingen über, deren Erben sie im Jahr 1567 an den Erzherzog Ferdinand verkauften.

Über die Schicksale der Burg Schwarzenberg haben wir durchaus keine Nachrichten; ob sie im

Bauernkrieg oder im dreißigjährigen Krieg untergegangen, oder mangels Unterhaltung zusammengestürzt sei, wissen wir nicht. Der Umstand, daß der Freiburger Patrizier Klaus Werner von Kippenheim sich im Jahr 1663 Herr zu Schwarzenberg nennt bei Gelegenheit der Beurkundung eines Kaufbriefes über Güter im Glotterthal, ist gerade kein zwingender Grund zur Annahme, daß er damals auf der Burg gewohnt habe. Wahrscheinlich hatte er nur die Wildbänne daselbst zu Lehen. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß die Burg schon im Bauernkriege zu Grunde gegangen sei; dafür spricht insbesondere deren so gründliche Zerstörung.

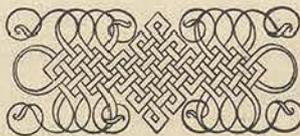
Während die Herrschaft Kastelberg mit der Stadt Waldkirch Lehen von Osterreich war, galt die Burg und die Herrschaft Schwarzenberg als Eigengut. Thatsächlich waren beide Herrschaften ursprünglich Lehen des Klosters Waldkirch. Dasselbe vermochte aber seine Oberlehenherrlichkeit niemals geltend zu machen. Die Lehen, welche die späteren Herren von Schwarzenberg von Osterreich besaßen, werden in der Belehnung vom 1. Sept. 1442 angegeben: das Städtchen Elzach, das Thal „bei der Bach“ (soll wohl Bach heißen), die Wildbänne im Elzthal, Suggenthal und Glotterthal, welche in den Gerichten des Herrn von Schwarzenberg lagen, und der Wildbann zu Neuweiler.

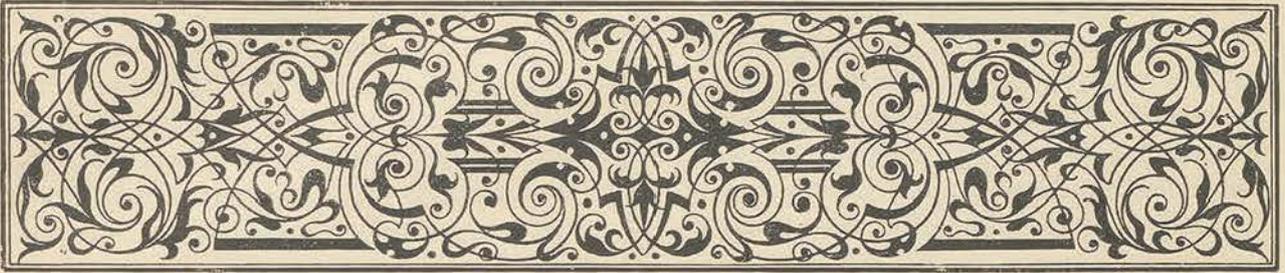
Das Wappen derselben zeigte in dreieckigem Schild 6 Berge zu 3, 2 und 1 übereinandergestellt.

Verschieden von dem breisgauischen Geschlechte der Herren von Schwarzenberg sind: 1) die von Schwarzenberg im Elsaß. Ihre Burg war Lehen vom Hochstift Basel. 2) die Edlen von Schwarzenberg in Rheinpreußen bei Wadern. Letzteren gehörten an: Wilhelm von Schwarzenberg (de nigromonte), welcher um das Jahr 1232 lebte, Johann (1338), ferner ein anderer Johann (1450), der in einem Verzeichniß der Sponheimischen Lehensleute vorkommt, und Melchior und Siegmund (1483), Vasallen der Pfalzgrafen bei Rhein. Ihr Wappen war ein senkrecht durch einen Pfahl getheiltes Schild mit je vier Arcuzen rechts und links.

Anmerkungen.

1. Einbollen heißt der Berg rechts von der Glotter, Denzlingen gegenüber.
2. Das Rittergut Winterbach lag im unteren Glotterthal rechts vom Bache. Es war ein sogenanntes Wasserhaus oder Weiherschloß. Lehnsherr war das Kloster Waldkirch. Im Jahr 1493 besaß es die Familie Krebs von Freiburg. Im Jahr 1507 kam es von den Krebs an die Tegenlin, 1566 an die Weißbecke, 1585 an Junker Gut, 1619 an die Streit, dann an die Zug, Zeller von Buchholz und endlich an die von Kleinbrot. Das Schloß selbst wurde im Bauernkrieg zerstört.
3. Siehe Bader, Gesch. der Stadt Freiburg Bd. I.
4. Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins (O. J.) Bd. XIX, 78.
5. Das Luterbad wird schon im Jahr 1489 erwähnt (O. J. XXI, 114). Klaus Dietrich hieß damals der Badwirth. Es gehörte dem Kloster Waldkirch, beziehungsweise der Herrschaft Schwarzenberg, die Kapelle dabei dem Hochstift Konstanz, die Bauernlehen im Luterbacher Thälchen dem Kloster S. Peter.
6. Eine Nachricht in Kolb, Lexikon von Baden, III, 208 nennt im Jahr 1243 einen Walthar, Advokat von Schwarzenberg, welcher eine Tochter gehabt habe, die den Grafen Rudolf von Habsburg heirathete. Woher dieselbe stammt, ist mir unbekannt. Auffallend ist, daß in der Urkunde vom 21. Decbr. 1249, das Stift Waldkirch betreffend (O. J. XXXVI, 287), die Herren von Geroldseck, Usenberg und Schnabelburg als Zeugen auftreten, dagegen kein Schwarzenberg; ebensowenig erscheint in der Bestätigungsurkunde des Königs Rudolf vom Jahr 1275 (O. J. XVI, 87) ein Schwarzenberger als Zeuge.
7. Fürsteb. Urkundenbuch I, 117. Die nachher erwähnten Urk. finden sich in der O. J. XI, 181 und 184.
8. Die Abtrissin Anna von Schwarzenberg, welche schon 1345 als solche vorkommt und 1380 starb, war die „Nuhme“ Johans, Walthers Sohnes. Das Wort Nuhme entsprach im Mittelalter dem Begriffe „Oheim“. Es bezeichnet also eine entfernte Verwandte. Johans Tante Anna war verheirathet mit einem Grafen von Montfort und im Jahr 1320 gestorben. Die Abtrissin Anna gehört also der jüngeren Linie an. Sie war eine Enkelin Wilhelms von Schwarzenberg.
9. Ihre Grabchrift lautete nach einer alten, aber fehlerhaften Abschrift: Anno dni M^oCCC^oXX^o Kl. April. S. Maria Anna Magdalena de Montford nata de Schwarzenberg. Das Wort, welches der Abschreiber in dieser und in der folgenden Grabchrift Maria gelesen hat, lautete jedenfalls domina, abgekürzt DNÄ. Die Grabchrift ist also folgendermaßen wieder herzustellen: ANNO·DNI·M^oCCC^oXX^o·KL·APRIL·S·DNÄ·ANNA·MAGDALANA·DE·MONTFORT·NATA·DE·SWARZEBERG.
10. Die Abschrift der Grabchrift lautet: Anno Dni M^oCCC^oXXVII^o. nono Kl. S. dō. Rv. de Schwarzēberg, it M^oCCC^oXXXII^o. VIII ut febr' S. Mari. soror de frich de Furstēberg. Die Abschrift ist sehr mangelhaft. Das Wort ut lautete KL mit einem Abkürzungsstrich durch das L, sodaß es wie ein T ausah, ähnlich wie in einer ebenfalls in der Dominikanerkirche früher befindlichen Inschrift vom Jahr 1346 (Niezler, Fürsteb. Urk.-Buch II), in dem Worte soror steckt uxor, in frich der Name Ulrichus. Die Inschrift lautete wahrscheinlich folgendermaßen: ANNO·DNI·M^oCCC^oXXVII^o·NON·APL·S·DNI·VLK·DE·SWARZEBERG·HT·M^oCCC^oXXXII^o·VIII·KL·FEBR'·S·DNÄ·IDÄ(?)·VXOR·D·VLRICI·NATA·DE·FVRSTEBERG. — Das Wort nata scheint abgekürzt gewesen zu sein. — Das Siegel Ulrichs vom Jahr 1321 ist so groß wie ein Zehnpennigstück und zeigt in dreieckigem Schild die 6 Berge mit der Umschrift: † S'·VLRICI·DE·SWARZEBERG.
11. Abschrift der Urk. im Landesarchiv in den Akten des Klosters Tennenbach. Dieselbe ist ausgestellt zu Waldkirch, Freitag vor St. Matheistag (19. Febr.) 1328.
12. Margarethe von Schwarzenberg war die Nachfolgerin Anastasias von Herrenberg, welche im Jahr 1419 gestorben war. Sie selbst starb 1423, und Agathe von Usenberg schloß im Jahr 1430 die Reihe der Abtrissinnen.
13. Er wurde neben seiner Gemahlin im Chor der Franziskanerkirche (jetzt Martinskirche) zu Freiburg begraben. Die Grabchriften lauteten: Anno dni M^oCCCC^oLVIII^o pridie Idus Augusti obiit generosa domina Beatrix de Geroltseck, uxor generosi domini Joannis Weneri de Swarzenberg. — Anno dom. M^oCCCC^oLIX^o. XXVI^o die mensis April. obiit generosus Joäis Wener de Swarzenberg. — Mitgetheilt von Herrn Archivar Poinignon.





Das Unrecht der Nachwelt an Herzog Bertold V von Zähringen.

Von Professor Dr. E. D. Seyck.

Die kritische Methode der Geschichtsforschung, die so unbarmherzig mancher begeisternd erhebenden oder auch einfach hübschen Erzählung und mancher ruhmverklärten Heldengröße die thatsächliche Grundlage hinweggezogen und nichts übrig gelassen hat, als den ethischen und poetischen Werth, der auch der als solche erkannten Sage oder Legende bleibt, sie hat doch nicht bloß zerstört, sondern auch wiederum manche eheliche Gelegenheit gefunden, zu erhalten und neu zu beleben: vergessene edle und große That im Angedenken der Nachfahren zu erneuern, unterschätzte oder mit Unrecht übel beleumdete Personen in Widerlegung der über sie umlaufenden Überlieferung in ein verdienter günstigeres Licht zu rücken. Vielleicht ist das Beispiel hierfür, das ich durch die — früher nirgends geschehene — kritische Prüfung der Überlieferung über den Herzog Bertold V von Zähringen hinzufügen möchte, wegen der stark ausgeprägten Züge dieser Überlieferung und ihrer Besonderheiten eines der anschaulichsten, das überhaupt gefunden werden kann.

Erbaulich ist das Bild gerade nicht, das von dem letzten der Herzoge von Zähringen in der Tradition der Aufzeichnungen und hier und da auch im Volksmunde weiterlebt. Zu Stein ge-

worden, wie das Herz des Lebenden steinern war, sitzt er ohne Erlösung auf ewig in den Berg gebannt; das schauerliche Geraune, er sei ein Menschenfleischesser gewesen, hat an seinen Namen gehängt werden können. Zwei Söhne soll Bertold besessen haben, welche eine dunkle That innerhalb des schuld- und fluchverstrickten Hauses, das Gift der Mutter oder Stiefmutter aus dem Leben geschafft habe. Das alles, um hier zunächst inne zu halten, ist ja freilich jüngeres Rankwerk der Sage, und nur die Erzählung von den beiden Kindern braucht vor dem eigentlichen Thema kurz besprochen zu werden.

Mit Bertold V starb im Jahre 1218 eine Fürstenlinie aus — die Markgrafen von Baden aus dem gleichen Stamme hatten sich von den Herzogen genealogisch wie politisch schon ziemlich entfernt —, die, seit der Welfe Heinrich der Löwe zu Falle gekommen war, das mächtigste Haus neben der Krone gewesen war: von der Ortenau und der rauhen Alb bis Zürich und Lausanne, ja einst bis ans tyrrhenische Meer hinab hatten ihre Fürsten geherrscht, theils als reiche Grund- und Städteherren, als Dynasten mit altererbtem und erkämpftem Herzogstitel — innerhalb des schwäbischen Herzogthums, denn ein eigenes Herzogthum Zähringen hat es thatsächlich nie gegeben, wenn man auch zuweilen kurzweg so

sagte —, theils als die hochgestellten Rectoren, die Statthalter des Kaisers und des deutschen Reiches in Burgund, als welche sie den Adler des deutschen Reiches im Schilde geführt haben, seit das Jahrhundert der Kreuzzüge und des Ritterthums, das zwölfte, die Familienwappen der großen Häuser aufgebracht hatte. Wenn nun aber ein derart großes und mächtiges Haus erlischt, da zittert stets der mächtige Eindruck solchen Ereignisses nach und kann die Sage über seiner Gruft noch keine Ruhe finden. Als mit Kaiser Heinrich II das stolze Sachsenhaus ausstarb, da hat sie sich die Kinderlosigkeit des letzten Ludolfingers nur durch ein Gelübde von ihm und seiner Gemahlin Kunigunde erklären können und niemals wissen wollen, daß Kaiser Heinrich, als er das Bisthum Bamberg gründete, Gebete für sich, seine Voreltern, seine Gemahlin und seine Nachkommenschaft, falls Gott ihm solche noch schenke, gestiftet hatte. Auch später, als das Haus der Staufer dahinging, hat die Nachwelt das gar nicht fassen und begreifen können und wollen und das glanzumflossene Bild des Staufenkaisers festgehalten, der wiederkommen müsse aus dem Kyffhäuser, darin er verzaubert schlafe. Ja, um in kühnem Sprunge ein ganz junges Beispiel aus unserem eigenen aufgeklärtesten aller Jahrhunderte heranzuziehen: hat man es doch kindlich leicht und gerne glauben können und wollen, daß die ältere Linie der Nachkommen Karl Friedrichs von Baden mit Großherzog Karl und seinen beiden Kindern, deren Lebensfränkchen so bald nach ihrer Geburt noch bei ihres Vaters Lebzeiten schon herabgeflackert war, dennoch nicht zu Ende gegangen sei, und hat sich, wenigstens so weit man sich nicht auch nur ein ganz klein wenig um die wirkliche Sachlage kümmerte, mit wahrhaft depressirender Leichtfertigkeit dazu verstanden, der Mär von dem Prinzenrthume eines bayerischen Dorfjungen, des Kaspar Häuser, und so denn auch später noch den nichtswürdigen absichtlichen Wiedererweckungen seines längst erledigten Angedenkens treuherzigen Eingang zu gewähren. — Die Sage von den beiden vergifteten Kindern Herzog Bertolds V gehört auch hierher. Sie taucht für uns erst am Anfange des 15. Jahrhunderts, nämlich bei dem Berner

Chronisten Konrad Justinger auf und hat sich dann, wie es geht, standhaft erhalten und bei späteren Chronisten noch neue Blüten getrieben; sie localisierte sich in Solothurn, wo ein Grabstein, der noch jetzt erhalten ist, das Bild zweier Kinder mit Lamm und Kreuz, aber sonst ohne jegliches zur Deutung benutzbare Abzeichen, aufwies. Er war vorhanden, und man suchte eben nach einer Erklärung — ganz wie bei Kaspar Häuser; und da verfiel man denn, da man ja so gerne alsbald an die Großen der Erde denkt, auf das letzte große Fürstenhaus, das auf dem republicanisch gewordenen schweizerischem Boden und in Solothurn selber gewaltet hatte. Wenn aber die Sage erst Wurzel gefaßt hat, dann haftet das rasche Epheugerank mit zähem Festhalten und immer neuen Trieben und läßt sich nicht vertilgen. Den Stein in Solothurn mögen Archäologen und Iconographen noch weiter deuten; daß er mit den Sähringern nichts zu thun hat, ist jetzt schon gesichert und nicht zum wenigsten hat außer vielen anderen der Umstand dagegen gesprochen, daß diese jüngere Solothurner Überlieferung von der einen sicheren Thatsache gar keine leise Ahnung mehr hatte: daß Bertold V einen Sohn, Namens Bertold, wirklich gehabt hat, der vor ihm ins Grab gesunken ist, und für den in Bern eine Jahrzeit gestiftet war. Über ihn und des Herzogs erst sehr späte Ehe, durch die vielleicht der Mangel weiterer Kinder verschuldet ist, wolle der etwa Näheres suchende Leser meine Geschichte der Herzoge von Sähringen (Freiburg, 1891) vergleichen.

Aber wenden wir uns nun von den jüngeren Sagen weg zu den Berichten und Urtheilen der Früheren und der Zeitgenossen über Bertold V und sein Ende. Sie nennen ihn hart, grausam, habgierig, gottlos und sichern ihm die ewige Verdammniß zu. Am ausführlichsten weiß davon in seinem Mirakelbuche der Cistercienser Casarius von Heisterbach zu berichten, dessen gemüthliches Unterhaltungslatein, wörtlich übersetzt, folgendes erzählt: „Als vor etwa drei Jahren“ (das giebt 1218, da Casarius 1221/1222 schrieb) „ein paar Leute am Berge Gyber sich ergingen, hörten sie, wie eine starke Stimme rief: „Richte den Ofen!“ und nach einer kleinen Weile rief's wieder so. Als aber

die Stimme zum dritten Male rief: „Richte den großen Ofen!“, scholl es zurück: „Für wen soll ich ihn denn richten?“ Darauf die erste wieder: „Unser lieber Freund kommt ja hierher, der Herzog von Zähringen, der so viel für uns gethan hat.“ Die Leute, die das mit angehört hatten, merkten sich Tag und Stunde und schrieben an den König Friedrich (II), ob in seinem Reiche etwa ein gewisser Herzog von Zähringen gestorben sei. Darauf erfuhr man denn, daß zur gleichen Stunde und am gleichen Tage der Herzog Bertold gestorben sei, ein entsetzlicher Tyrann, Ausbeuter des Erbes von Edlen und Geringen und einer, der vom katholischen Glauben gewichen war. Da er keine Nachkommen hatte, war es allein das Laster der Habgucht, das ihn Massen von Geld aufhäufen ließ“, in Anschluß daran der gute Cäsarius eine zweite, nicht minder wohlthunende Anekdote erzählt, wie des Herzogs letzte Herzensfreude gewesen sei, daß über seine Schätze, da er sie doch einmal nicht mit ins Grab nehmen könne, seine zweierlei Erben sich entzweien und gegenseitig vernichten würden.

Übrigens von ermordeten Kindern weiß bezeichnender Weise er, der doch besonders gut in allem Alatsch über Bertold Unterrichete, noch nichts, ebensowenig als die zwei nächsten Jahrhunderte.

Dieselben Histsörchen muß dann auch der etwas spätere Alberich von Troisfontaines gekannt haben, der berichtet, daß man über Bertolds V Ende und Verdammnis schreckliche Dinge zu hören bekommen habe.

Nun waren aber Cäsarius und Alberich beide Cistercienser; in deren Conventen gerade erzählte man sich diese Dinge, während aus ihnen fernerstehenden Orden, aus den zahlreichen Benedictinerklöstern des Schwarzwaldes, nichts derartiges über Bertold V und sein Ende her-

HERZOG



Standbild Herzog Bertolds V im Münster zu Freiburg.

HERZOG

übertönt. Wenn nun Cäsarius genauer angiebt, ein Abt aus dem „Herzogthume Zähringen“, wie er sich mangels genauerer staatsrechtlicher Kenntnisse ausdrückt, habe ihm davon erzählt, so liegt schon von selber die Annahme sehr nahe, diese seine Quelle sei der einzige Cistercienserabt*) aus dem eigentlichen zähringischen Machtgebiet (das Rectoratsland konnte ja keinesfalls als Herzogthum Zähringen bezeichnet werden) gewesen, nämlich der von — Thenenbach.

Auf eben diesen führen nun aber auch andere Spuren. Bertold von Urach, der Abt von Thenenbach, betrachtete und bezeichnete seinen Oheim — der Herzog war der Bruder seiner Mutter — schon im Jahre 1215 als einen mit der Kirche zerfallenen Mann. Damals nämlich erreichte den Abt, der aus Rom von dem großen Lateranconcil Papst Innocenz' III heimkehrte, auf dem Wege vor Freiburg Vorschäft des Herzogs, die ihn zu diesem auf das Freiburger Schloß entbot. Denn der Herzog — ich folge den eigenen Erzählungen des Abtes, wie sie Thenenbach hinterlassen hat — mochte er sich auch äußerlich wie ein brüllender Löwe geberden, war im Innern ein furchtsamer Hase und hatte Angst vor dem Schwerte der Kirche, dem Excommunications spruche, und wartete voll Unruhe auf Nachrichten über das Concil. Der Abt folgte der Aufforderung höchst ungerne, ohne jede Liebe zu einem solchen Oheime, aber um sein Kloster nicht in Schaden zu bringen. Als er in das Burgschloß eintrat,

fand er den Herzog mit seinen Mannen und Rittern in ungetrübter Heiterkeit und fröhlichem Treiben; manche spielten und würfelten, andere übten Reigentänze und sangen die Freude der

*) Alberichs Werk ist zudem überhaupt ein Gebräu gerade von Cisterciensernachrichten. Vgl. Wattenbachs Deutschlands Geschichtsquellen, S. Aufl., II 422.

Welt zum Orgelspiel in fröhlichen Liedern. Flüchtige Begrüßung, dann geht Bertold dem Neffen mit hastigen Fragen nach den Dingen in Rom zu Leibe, vor allem ob dort günstig oder ungünstig über ihn gesprochen worden sei, denn er wisse wohl, daß in Deutschland und auch in wälschen Gebieten übles Gerede über ihn gehe. Den Abt drängt es, wieder hinauszukommen; denn seinem Sinne ist die weltliche Pfalz das Gefängniß und die Einsamkeit das Paradies, drum faßt er sich kurz und sagt muthvoll dem Herzoge rund heraus: ich würde lieber wünschen, auf die Frage nicht zu antworten zu brauchen, denn, wenn ich euch die Wahrheit sage, kann ich kein Bote guter Nachricht sein. Der Herzog geräth in Grimm und fährt ihn an: was denn das sei, worüber er nicht reden wolle? So antwortet denn der Abt: Herr, ihr werdet des Makels des Unglaubens und tyrannischer Wuth bezichtigt, womit ihr lange Zeit und weithin Streit führt und Böses durch Unterdrückung schuldloser Wittwen und Waisen begeht. Als der Herzog das hört, holt er in größter Wuth alle Anwesenden heran und ruft: „Sagt doch, wer anders als der Abt von Thenenbach ist der schlimmste Häretiker“, damit jagt er ihn aus seinen Augen und versichert den Zurückbleibenden, wenn's nicht der Sohn seiner Schwester wäre, so hätte er ihn vom Burgfelsen werfen lassen.

Diese Erzählung ist so eifrig in ihrer Tendenz, daß sie nicht einmal ihre eigenen Widersprüche über die Stimmung des Herzogs merkt. Wir können daher dem Thenenbacher Abte und seiner Umgebung das vorhin erwähnte Gerede über Bertolds Ende schon eher zutrauen. Aber es kommen noch weitere und deutlichere Anhaltspunkte hinzu.

Aus der Ursperger Chronik wissen wir, woher der Haß des Thenenbacher Abtes gegen seinen Oheim stammte. Als dieser, recht gegen seine Neigung, von einigen geistlichen Fürsten im Jahre 1198 wider die Stauferansprüche zum König erkoren werden sollte, hatten seine Wähler ihren unlustigen Candidaten nur gegen Stellung von Geiseln auf kurze Weile vor der angesetzten öffentlichen Wahl aus ihren Händen gelassen und ihm von Cöln aus heimzukehren gestattet.

Diese Geiseln waren aber Bertold und Konrad von Urach, die jungen Neffen des Herzogs gewesen. Dieser selbst war dann doch der Wahl entronnen, hatte seinen Frieden mit Philipp von Schwaben gemacht und seine Neffen allerdings im Stiche gelassen. Jung, wie diese waren, und so plötzlich der hohen Fürstenpolitik als hilflose Opfer gelassen, glaubten sie sich in jeglicher Noth und thaten miteinander das Gelübde, ihr Leben dem mönchischen Wandel zu widmen, falls es aus dieser äußersten Fährlichkeit erlöst würde. In der That kamen sie los, aber an ihnen hielten die enttäuschten Fürsten sich schadlos und ließen sie zahlen, was sie von Bertold V zu ziehen gehofft hatten. So nach jenem Gelübde waren beide Cistercienser und Bertold schließlich Abt von Thenenbach geworden.

Die Ursperger Chronik ist von Prämonstratensern geschrieben, deren Orden ja dem der Cistercienser nahe stand. Sie ist die einzige Quelle, die diese Begebenheit genauer und zwar so ausführlich berichtet, daß auch sie wiederum ihre Nachrichten nur von den Uracher Neffen des Herzogs selber haben kann. Da kann es denn auch nicht verwundern, sondern ist vielmehr nur der Schlußstein unserer Beweisführung, daß auch sie das Thenenbacher Urtheil über Bertold V theilt: er sei aller Schlechtigkeit voll und von schmutzigstem Geize gewesen. Und noch eines spricht für den gemeinsamen Ursprung aller dieser Urtheile des Casarius, Alberichs und der Ursperger: daß sie sogar ganz gleiche Ausdrücke über Bertold noch gemeinsam, und zwar auch mit jener Thenenbacher Erzählung gemeinsam haben: tyrannus, crudelissimus, avarissimus, und die Beschuldigung des Unglaubens.

Der Vorwurf der Habsucht und des Geizes gegen den Herzog läßt sich nicht ganz genau kontrollieren. Seine für uns am deutlichsten erkennbare Stütze ist Bertolds Benehmen bei dem Verzicht auf die Königswahl oder vielmehr das Gerücht darüber. In Cöln erzählte man sich damals von 11000 Mark Silbers, die Philipp von Staufen ihm außer großen Lehen, ja dem Herzogthume Schwaben, baar habe geben müssen; dies Gerücht, das auch in die Cölner Chronik überging, erfuhren damals in Cöln also auch die

vergeißelten Neffen des Herzogs. Thatsächlich erhielt dieser sehr mäßige Entschädigungen: die Reichsvogtei über Schaffhausen und die Alternative der Schleifung von Breisach, der von den eifersüchtigen Stauern absichtlich zur Bedrohung der Zähringer errichteten Feste auf dem trozigen Felskegel am Rheine, oder ihrer Erwerbung durch Bertold als Pfandschaft um 3000 Mark Silbers. Daß er die Neffen im Stiche gelassen habe, und daß sie deshalb selber haben zahlen müssen, um loszukommen, melden wenigstens die ihnen befreundete Ursperger Chronik und der staufferfreundliche Fortsetzer des Otto von Freising, und zwar ohne beizufügen, daß der Herzog ihnen das



stimmt schlecht zu Bertolds von Urach Ausstreuungen. Ein besonderer Förderer der Kirche und der kirchlichen Corporationen war Bertold V immerhin nicht, aber lange nicht in dem Maße ihr Feind und Schädiger, wie manche Zeitgenossen. Weshalb er speciell das Lateranconcil von 1215 so hätte fürchten sollen, wird keineswegs klar. Vielleicht nur, weil der Abt von Thenenbach dahin gepilgert war.

So haben wir denn nach Allem die volle Berechtigung, Herzog Bertold V zwar nicht gerade als ein Lämmlein im weißen Gewande anzusehen, aber ihn unbekümmert um jene Urtheile nur an dem zu messen, was wir sonst von ihm



ersetzt habe. Wir wollen und dürfen letzteres auch nicht etwa von uns aus annehmen, selbst wenn man zur Genüge das weiß, daß die Chroniken damals so ungefähr dasselbe waren, was heutzutage in allerdings viel feinerer und weniger durchsichtiger Weise die großen Zeitungen sind.

Festzuhalten ist mit allem Nachdruck, daß die Erzählungen über Bertolds Charakter und seine Stellung zum Glauben und zur Kirche auf seinen Neffen in Thenenbach zurückgehen, und daß dieser Mann Grund zum persönlichen Haß gegen Bertold hatte, wodurch seine Objectivität bedenklich gemindert wird. Als Bertold V soeben gestorben war, hat man in Rom noch ein Breve an ihn ausgefertigt, das ihm in einer Streitsache verhältnißmäßig günstig ist und ihm auch die Bezeichnung als dilectus filius nicht vorenthält; das



wissen. Er konnte in der That hart sein; der auffässige Burgunderadel und auch das Hochstift Lausanne, das einzige von den drei Bisthümern, die Friedrich Barbarossa den Zähringern einst als Reichsvogtei zur Entschädigung gegeben hatte, das davon nicht losgekommen war, haben es erfahren. Vielleicht war er jähzornig. Aber auch wiederum — mit Jähzorn so oft verträgliche — weichere Züge, die hier nicht alle aufzuzählen sind, können seinem Leben entnommen werden, z. B. die Stiftung von Spitalern in den Städten. Jene Härte ist ein Ausfluß seines eigentümlichen Pflichtgefühls als Herzog und Rector. Er verzichtet auf den Kampf um die Kaiserkrone, er ist überhaupt kein eigensüchtiger Reichspolitiker, dafür nimmt er seine Aufgabe als Landesherr und Statthalter um so ernster und treuer, wie

wir sogleich hinzufügen können, mit Erfolg. Welcher schöne Stolz, das Reich in Burgund und Zürich einfach zu vertreten, spricht aus den Wendungen seiner Züricher Urkunden! Mit welchem Hochgefühl führt er den Adler des Reiches im Ritterschild und als sein Siegel auch im Ringe! All sein Auftreten spricht doch von höherem, wenn nicht idealem Sinne und ist nirgends Art eines Mannes, der nur Vortheil und Schätze erraffen will, wo und wie er sie bekommen kann. Und wie behaglich und hübsch muthet uns wieder das Bild des auf dem Freiburger Schlosse mit den Seinen heitere Kurzweil von Spiel und Sang Treibenden an, das der strenge und widerwillige Cistercienserabt freilich mit Entrüstung betrachtet! Dann wissen wir z. B. von ihm, daß er einen der Reime und zierlich gestellter Worte Kundigen unter seinen Ministerialen, den Bertold von Herzboldheim, veranlaßt und dafür belohnt hat, daß er ein Alexanderlied, die epische Verherrlichung erhabener weltlicher Großthat, dichtet. Und weiter: das 12. Jahrhundert ist ja gerade dasjenige, das in natürlicher Reaction gegen das geistig ganz in die Askese und in Beschaulichkeit vertiefte elfte wieder weltlichen Sinn und ritterliche Art und damit denn auch die fast vergessenen Heldengestalten der Nibelungen und eines Dietrich von Bern, d. h. Theoderichs des großen Goten, dessen Burgen zu Verona und Ravenna standen, hat aufleben lassen. An Verona aber knüpfte sich für das Zähringerhaus noch ein besonderes Gedenken: von ihm hatte, als Kärnthens das Herzogthum Bertolds I war, ein zähringischer Herzogssohn seinen Markgrafentitel getragen, und mit Stolz empfand gerade Bertold V, der Freund deutschen Heldenfanges und epischer Sage, diesen Zusammenhang seines Geschlechts mit der berühmten Stadt des berühmtesten deutschen Helden. Und so hat denn er, als er am Umschwang der Aare in Burgund in ganz ähnlicher Lage, als die Veronas an der Etsch war, seine starke Stadt erbaute, ihr den Namen beigelegt, womit der deutsche Mund die Stadt des großen Dietrich einzig kannte: Berne.

Ob man Bertold V seine gelegentliche erfolgreiche Strenge und Härte übel nehmen kann, ist eine Frage, die die Moralphilosophie entscheiden

mag. Auch jene Härte aber ist nur ein Ausfluß der ganzen persönlichen Entwicklung Bertolds V, die ihn in Allem zu dem directen Widerspiel seines Vaters gemacht hat, wie denn ja oft der Thronerbe solche Kräfte besonders ausgebildet aufweist, die in dem Vater geruht und geschlummert hatten. Tapfer und ideal gesinnt war auch Bertold IV gewesen, aber unentschieden und zu weich: so in der Landesregierung, wo er überall vermittelt, ausöhnt und verzeiht und es daher doch Niemandem auf die Dauer ganz recht macht, so in seiner von ihm über alles ersehnten und geschätzten Theilnahme an den großen Reichsangelegenheiten, wo er in einer Gutherzigkeit sonder Gleichen, die schon eher Schwäche ist, die Demüthigungen der Staufer immer aufs Neue hinnimmt und vergißt. Gerade hieraus ist denn auch seines Sohnes Abneigung gegen Reichsfürstenpolitik und die Beschränkung seiner Kraft und seines ganzen Eifers auf seinen eigenen Machtbezirk zu verstehen. Für die weiteren Einzelheiten auf die im vorigen Jahre gegebene ausführliche Darstellung seiner Regierung hinweisend, möchte ich zum Schluß hervorheben: ganz bis ins Kleinste genau kennen wir auch Bertold V und seinen Charakter nicht, wie man ja überhaupt sehr schwer in die innerste Seele geschichtlicher Persönlichkeiten hinein blicken kann, selbst aus den neueren Zeiten, wo doch Memoiren, Reden und Briefe vorliegen. So wie die Quellen des Mittelalters beschaffen sind, wo meist nur Fernerstehende dürftig berichten, behalten selbst die großen Gestalten eines Karl, eines Otto und Friedrich doch immer etwas Schattenhaftes, etwas Fernes; um wie vieles schwerer vermögen wir uns von einem doch weit weniger sorgfältig beachteten Reichsfürsten ein solches Bild zu machen, als ob er mit uns lebte! Immerhin aber darf doch das gesagt werden: auch Bertold V ist eine Gestalt, an der man Freude zu haben vermag, und es wäre endlich an der Zeit, wie das die von ihm gegründete Stadt Bern in ihrer dankbaren Erinnerung stets gethan hat, einlichteres Bild von ihm festzuhalten, nachdem ohne jede gewissenlose Schönfärberei der schlimme Rost hinweggeputzt werden konnte, dem eine irre geführte Nachwelt erlaubt hat, in immer breiter wuchernden Flecken über das Ehrenschild dieses letzten Nach-

Kommen des Gründers von Freiburg, des letzten herzoglichen Zähringers zu wachsen und seinen einst leuchtenden Stahlglanz zu trüben und zu überdunkeln.

Zu den von der Redaction gütigst hinzugefügten Siegelabbildungen seien noch folgende Bemerkungen gestattet: Auf zähringischen Siegeln begegnet als Wappenbild einzig und allein der Reichsadler und zwar auf verschiedenen Siegelstempeln Bertolds V. Die von seinen Vorgängern herrührenden Siegel weisen keine Wappen auf, sondern stellen, ganz in der Weise der älteren Fürstensegel, in früherer Zeit einen stehenden Mann mit Schwert (Herzog Konrad) oder mit Fahnenlanze (Herzog Bertold IV), in jüngerer Zeit einen Reiter im Sprung des Rosses (die späteren Siegel Bertolds IV) dar. Zu der letzteren Art hat dann also Bertold V das Wappenbild (den Adler) in den Schild des Reiters gefügt.

Einer besonderen Untersuchung bedarf es immer noch, seit wann und worauf gestützt eigentlich die Mär von dem Löwenwappen der

Zähringer aufgekommen ist; dahin zielende Angaben und Abbildungen finden sich nämlich schon in Druckwerken und Manuscripten aus der Zeit vor Schöpflins *Historia Zaringo-Badensis*.*) Schöpflin aber ist es gewesen, der dieser Annahme gewissermaßen erst eine Grundlage gegeben hat, indem er die von ihm gläubig hingenommene Nachricht verbreitete, das Siegel Bertolds IV von 1157 enthalte im Siegelfelde den Löwen; eine Nachricht, die die Inhaber dieses Siegels, die Mönche von Altenryff, ihm, offenbar selber beeinflusst durch die schon vorhandene Annahme eines Löwenwappens, übermittelt hatten. Das Siegel von 1157 (abgebildet in den „*Urkunden, Siegeln und Wappen der Herzoge von Zähringen*“, Freiburg, 1892, Tfl. I) enthält aber thatsächlich gar kein Wappen, sondern eben den vorhin erwähnten stehenden Mann mit Fahnenlanze.

*) An den Löwen zu Füßen Bertolds V auf seinem Grabmal (v. die Abbildung auf S. 53) würde man sich doch nur ungerne klammern; der Löwe ist ja eine bei liegenden Grabstatuen — die Bertolds V wurde erst später aufgerichtet hingestellt — durchaus häufige Figur.





Frau Welt, eine Allegorie des Mittelalters.

Von Karl Schäfer.

EINE die Geschichte neben der Ermittelung von einzelnen Thatsachen auch noch die Aufgabe hat, von dem Geist und der Kultur einer Zeit uns ein Bild zu entwerfen, uns einzuführen in die Werkstatt ihrer Phantasiearbeit, so wird diese Aufgabe wohl nirgends leichter gelöst, als wo sich Bild und Lied in der Überlieferung die Hand reichen. So erhält der mykenische Königspalast für uns seine volle Bedeutung erst durch die Worte Homers, so erhält Dürers Holzschnitt vom Ritter zwischen Tod und Teufel seine Erklärung durch Luthers gleichzeitiges Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“, und so zeugen die Lenz des Heinrich v. Veldeke und die ganze verwandte Dichtung zusammen mit den in ihrer harmlosen Einfachheit so oft mißverstandenen Bildfrieseu unserer romanischen Bauwerke in bezugter Weise von dem durchaus epischen Geist und Empfinden ihrer Entstehungszeit.

Dieses Ineinanderspielen von bildender Kunst und Literatur, dessen geschickte Benutzung schon in allen Gebieten der Kunstgeschichte so bedeutsame Ergebnisse geliefert hat, soll uns Aufklärung geben über eine der interessantesten, wiewohl bisher noch wenig beachteten Phantasieschöpfungen des Mittelalters, die Frau Welt.

Wie schon die sprachliche Form vermuthen läßt, und soweit unsere Erfahrung reicht, ist diese Personifikation ein Geschöpf deutschen Geistes, das, entstanden offenbar unter dem Einfluß klöster-

lich-christlicher Weltanschauung, sich schon zu Walthers von der Vogelweide Zeiten großer Volkshümllichkeit erfreute. Die Auffassung der Welt als verführerischer Frau, als der schönen Gebieterin, welcher der Minnesänger solange dient, bis er ihre nichtige Hohlheit erkannte, diese Auffassung, die einen wichtigen Bestandtheil der Weltanschauung jenes schwärmerisch-religiösen Zeitalters der Kreuzzüge ausmacht, tritt uns in Walthers Liedern zuerst entgegen.

Auch er hatte sich das schöne Weib zur Herrin erkoren und ihr seine besten Lieder geweiht, bis er sich verstümmte in jenem schönen Gedicht von ihr abwendet, nachdem er gründlich mit ihr abgerechnet hat:

Do ich dich gefach reht under ougen,
dô was din schouwen wünnenrich, des
muoz ich jehen al sunder lougen.
Doch was der schanden alse vil,
do ich din hinden wart gewar, daz ich
dich iemer schelten wil.

Die Anschaulichkeit dieser Zeilen ist so groß, daß wir sicher beim Dichter sowohl, als bei seinen Zuhörern vollständige Bekanntheit unserer Allegorie voraussetzen müssen in der Weise, wie sie etwas später Konrad von Würzburg in seinem Liede „von der Welt Lohn“ uns beschreibt. Dieser Minnesänger, in dessen Liedern sich vielfach Gedanken seines Vorbildes, der Nachtigall von der Vogelweide, wiederholen, lebte ungefähr ein Menschenalter nach Walthers Tode zu Basel und

Straßburg, wo er 1287 starb. Die von seinem Meister in den oben angeführten Versen mit Geschick und gutem Geschmack vermiedene eingehende Beschreibung der Frouw Welt, einen zum Sabeln so geeigneten Stoff, konnte sich Konrad nicht entgehen lassen, und wir sind ihm für seine breite Ausführlichkeit auch in der Schilderung des Häßlichen heute dankbar.

Der Ritter Wirnt von Gravenberg, ein Name, hinter dem, wie Wackernagel (Haupt's Zeits. f. deutsches Alterthum Bd. VI p. 151) sehr hübsch vermutet, niemand anders als Walthar von der Vogelweide zu suchen ist, sitzt dichtend in seinem Burggemach, als ihm die Frau erscheint:

Ich spriche daz uf minen touf,
 daz sie noch verre schoener was
 danne Venus oder Pallas
 und alle die götinne,
 die wilen pflügen minne.
 Ir anluzze und ir varwe
 diu waren beidiu garwe
 erliuhtet als ein spiegelin;
 ir schoene gap so liehten schin
 und also wunneklichen glast,
 daz derselbe palast
 von ir lip erliuhtet wart.
 Der wunsch hete niht gespart
 an ir die sine groeste kraft.
 Er hete sine meisterschaft
 mit ganzem vliz an si geleit.
 Swaz man von schoenen wiben seit,
 der übergulde was ir lip;
 es was nie minneklicher wip
 gesehen uf der erde.
 Auch was nach vollem werde
 ir lip gekleider schöne.
 Diu kleider und diu kröne
 die diu schoeniu vrouwe fluoc
 uf unde an ir libe ruoc,
 diu waren also riche,
 daz si halt sicherliche
 nie man vergelten kunde,
 ob man sie veile vunde.

So erscheint sie dem Ritter, der betäubt vom Glanze ihrer Gestalt auf die versprochene Belohnung seiner treuen Dienste harret:

Sus kert' si im den ruggen dar,
 der was an allen enden gar
 bestekket und behangen
 mit ungefuogen slangen,
 kroten unde natteren.
 Ir lip was voller blatteren
 und ungevuoger eizen;
 vliegen und ameizen
 ein wunder drinne säzen.
 Ir vleisch die mäden äzen
 unz uf daz gebeine.
 Sie was so gar unreine,
 daz von ir bloeden libe wac
 ein so angefllicher smac,
 daz nieman kunde erliden.
 Ir richez fleid von siden
 wart übel do gehandelt
 und schiere verwandelt
 in ein boesez tuchelin.*)

Es ist merkwürdig und für den Ästhetiker jedenfalls eine mißliche Thatsache, daß diese von Konrad von Würzburg mit großem Geschick beschriebene Frau Welt auch von der Plastik übernommen wurde und zwar in denselben Formen, in denen sie Konrad schildert, so daß man am liebsten einen unmittelbaren Einfluß der Dichtung auf den Künstler annehmen möchte. Durch ihre moralisierende Symbolik eignete sie sich eben so vorzüglich zur Aufnahme in jene lehrhaften Bildercyklen aus der heiligen Geschichte, die man als sinnenfällige Heilslehre am Portal oder in der Vorhalle des gotischen Doms anzubringen liebte, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir unsere Allegorie neben derjenigen der Kirche und der Synagoge, neben den flugen und thörichten Jungfrauen als beliebte und oft wiederholte Figur an den Bauten des 13. und 14. Jhds. wiederfinden.

Fünf unter sich eng verwandte statuarische Darstellungen sind uns bekannt, wovon die beiden am Südportal des Wormser Doms und an der Sebalduskirche zu Nürnberg nur die Worte Konrads in Stein zu übertragen scheinen: eine

*) Die weiteren litterarischen Belege für die Beliebtheit dieses allegorischen Gedankens sind von Wackernagel a. a. O. mit lobenswerther Vollständigkeit gegeben.

Frau in wallendem Kaltengewand, das den Rücken aber freiläßt, in der höfisch zierlichen, ausgebogenen Haltung, die, solange sie nicht übertrieben wird, die Grazie der gotthischen Bildnerci ausmacht, die Krone auf dem Haupte, ist hinten von einer ganzen

Schaar, soweit es der grobe Stein erlaubt, naturwahr ausgeführten Ungeziefers bedeckt, das zu der königlichen Erscheinung der Vorderseite einen derben Gegensatz bildet. Man kann den Gedanken nicht abweisen, daß die Verse Konrads oder einer verwandten volkstümlichen Dichtung dem Steinmetzen vorschwebten.

— Der Tiefe und Selbstständigkeit seiner Auffassung wegen weit merkwürdiger ist der andere Typus der Personifikation, der in der Vorhalle des Freiburger Münsters seinen ältesten Vertreter und zugleich einen der geistreichsten Gedanken der ganzen, so großartig erfundenen Statuenreihe findet. Für die ins Gotteshaus eintretende, des Lesens unkundige Menge jener Zeit die wirksamste Predigt und zugleich der beste Ersatz für die später in Deutschland und darüber hinaus so volkstümlich gewordenen religiösen Holzschnittfolgen, ist dies steinerne Epos schon nach des alten Schnaase trefflichem Urtheil das schönste und formvollendetste, was die gotthische Plastik in Deutschland hervorgebracht hat.

Zunächst dem Eingang und dem Getriebe des Marktes, am weitesten entfernt vom Brennpunkt der ganzen Composition, der Madonna über der Thür, steht die jugendliche — in unserm Falle männliche Figur in dem langen, glatten



Gewand der Hohenstaufenzeit, auf dem schön gelockten Haar die Krone tragend und hält in etwas gotthisch verrenkter Armhaltung dem Beschauer eine Blume entgegen, eine Geberde, die von einem freundlichen Lächeln des Gesichts begleitet ist.

Kein Mittel hat sich der Künstler entgehen lassen, durch das er den verlockenden Reiz und die eitle Schönheit seiner Gestalt zu erhöhen vermochte: die zierlichen, dem Gewande da und dort aufgenähten Knopfreihen sind sicher die größte Modeneuheit jener Zeit, wo man das lang herabwallende, noch an die Antike erinnernde Idealgewand mit der knappen, zugeknöpften Kleidung der Neuzeit zu vertauschen begann, und vollends zum Stutzer wird der Jüngling durch die zierlich in der Linken gehaltenen Handschuhe. Ebenso wie an jenen beiden, dem 14. Jhd. entstammenden Statuen bedecken „ungewuoge Slangen, krotten und eizen“ den Rücken, so daß wir uns diesen Herrn kaum besser als mit Luthers Wort als den „Fürsten dieser Welt“ übersetzen können. Aber der geniale Baumeister — oder war es ein Geistlicher, in dessen Klosterzelle diese herrliche Bilderbibel der Freiburger Münstervorhalle entstand? — mochte wohl glauben, daß er mit dieser



Aus der Freiburger Münstervorhalle (Phot. v. C. Clare).



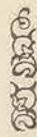
Figur die Verderbtheit und die Sinnenlust der Welt noch nicht genug gezeißelt habe; deshalb gab er ihr noch eine Begleiterin, die in engster Verbindung mit ihr eigentlich nur eine Ergänzung ihres Wesens bildet, die Voluptras.

In den Formen dem nordischen Steinmetz wenig geläufig und daher auch wenig gelungen

spricht diese unseres Wissens in der Gotik nicht wiederkehrende unbekleidete Frauengestalt in ihrer ganzen Auffassung ebenso wie in ihrem Attribut, dem Bocksfell, in beredter Weise für die klassische Bildung ihres Erfinders. Denn obschon die jetzt entfernte Aufschrift sicher erst aus der Restauration des Jahres 1604 stammte, so trifft sie doch das Richtige und beweist, wie wenig sich der gotische Meister von den Anschauungen des römischen Alterthums entfernt hat, das der Voluptas zu Rom ein Heiligtum errichtete und ihrer Statue vielleicht auch die aus dem sinnlich lebenslustigen Kreise des Bacchus und seiner Satyrn übernommene Nebris (Selt des Rehfalbs) zur Bekleidung gab. — Dies sündhafte Ehepaar — denn das meint offenbar die originelle und hochpoetische Auffassung der beiden Statuen — gehört zur Schaar der gefallenen Engel, und wenn die Typen des Höllenschachens und des Teufels, wie das Tympanonrelief des Münsterportals zeigt, nicht um die Mitte des 13. Jhds.

schon völlig ausgebildet erscheinen würden, hätten wir allen Grund, unsern gekrönten Herrn als Satan zu deuten.

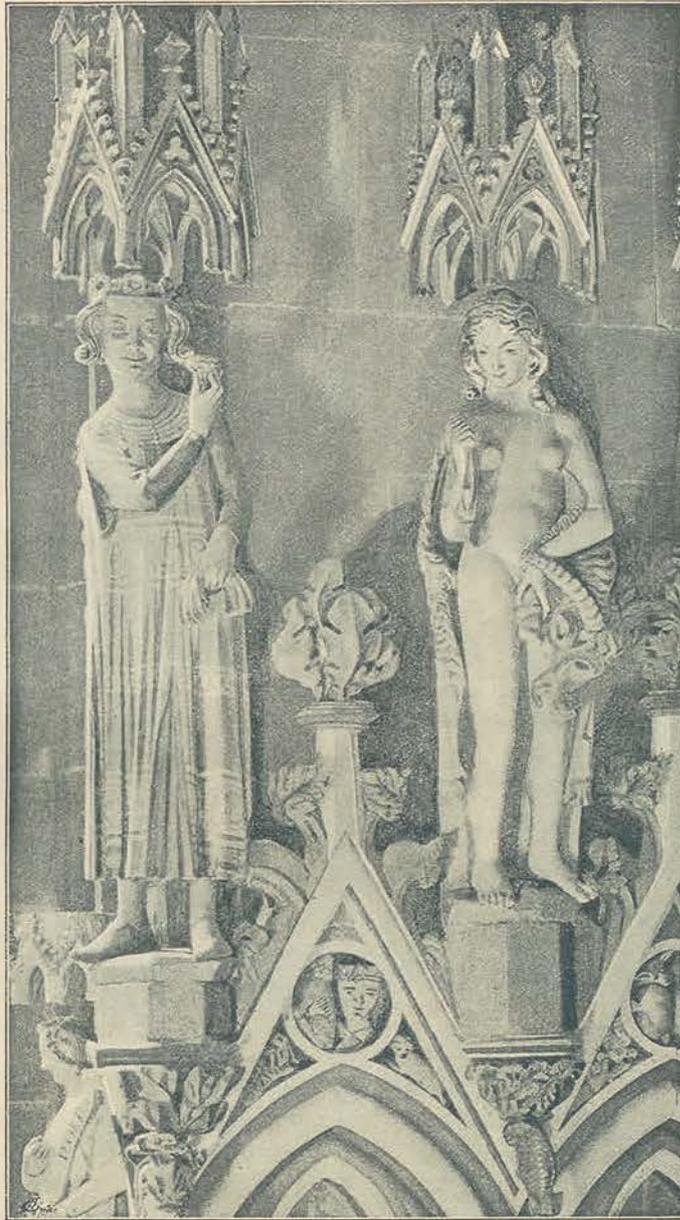
Geht doch auch die wunderbare Schilderung dieser Wesen im zweiten Gesange von Miltons verlorenem Paradies von derselben Anschauung



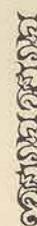
aus: die schöne Gemahlin des Höllenfürsten ist die erst nach dem Fall der Engel zur unteren Hälfte zur Schlange gewordene Sünde, deren scheußliche Brut hungrig am Leibe der eigenen

Mutter nagt. Und der satanische Charakter unserer Figur wird auch noch dadurch belegt, daß an den beiden erhaltenen Kopien neben dem Gewürm, das den Rücken bedeckt, eine Flamme emporzüngelt, die vielleicht auch in der ursprünglichen Bemalung des Freiburger Originals angedeutet war.

Von diesen Wiederholungen, die einerseits einen neuen Beweis für den schon genug bekannten engen Zusammenhang der oberrheinischen Bauhütten geben und anderseits von dem tiefen Eindruck zeugen, den die vollendete Freiburger Vorhalle auf die Nachwelt machte, befindet sich die eine an der Westfront des Baseler Münsters. Der Weltfürst, mit der Voluptas zu beiden Seiten eines Fensters aufgestellt, giebt in der ganzen Anlage sowohl als in allen Einzelheiten eine getreue Kopie (die



Aus der Freiburger Münstervorhalle (Phot. v. C. Clare).



rechte Hand ist modern ohne Blume ergänzt), während die Voluptas sich ein langes Falten- gewand gefallen lassen mußte, weil die Prüderie der Zeit eine nackte Gestalt am Außern der Kirche für unstatthaft hielt, nur die kokette Haltung und die Bewegung der Arme giebt ihrer

Begehrlichkeit Ausdruck und zeigt, daß wir es mit demselben Gedanken zu thun haben. Offenbar sind diese Baseler Skulpturen erst nach dem Erdbeben von 1356 entstanden, hatten also die Statuen am südlichen der drei Hauptportale des Straßburger Münsters zum Vorbild. Denn sowohl die feine technische Ausführung als die geschickte Gruppierung, die in Basel wieder aufgegeben wurde, sprechen für die Originalität der Straßburger Statuen. Sie sind zwar nicht mehr frei



Vom Münster zu Basel.

von der barocken Manier der überschlanen Hochgotik, verrathen aber im Gegensatz zu der etwas handwerksmäßig ausgeführten Kopie eine tüchtige Meisterhand. Zur rechten der Portalnische steht Christus mit drei der klugen Jungfrauen, zur linken zwei Jungfrauen mit gesenkter Lampe und unsere Gruppe. Der junge Herr sieht hier ganz besonders selbstbewußt drein; statt der Blume hat ihm der Steinmetz in sinniger Variation einen Apfel in die Hand gegeben, die Linke ist in die Hüfte gestemmt, die Handschuhe fehlen. Seine Gemahlin, ein Prachtstück von gotischer Gewandfigur, lächelt mit grazios geneigtem Kopfe

zu ihm herüber; die Rechte beginnt das Gewand am Busen aufzustecken, die Linke ist in vornehmer Haltung an der Seite herabgesunken. Zu ihren Füßen liegt ein kleiner räthselhafter Gegenstand, den auch der Baseler Kopist wohl deshalb wegließ, weil er ihn nicht verstand.

Daß der Künstler sein Freiburger Vorbild kannte, ist zweifellos; aber er hat den Gedanken weiter entwickelt, einmal durch die Vereinigung der beiden Gestalten zur Gruppe, die in Freiburg



Vom Münster zu Basel.

noch gar nicht angestrebt war, und dann ist es ihm gelungen, die Voluptas trotz ihres züchtigen Gewandes als Verkörperung verführerischer Sinnlichkeit derb aber vorzüglich zu charakterisieren.

Da sich weitere Verwandte zu den in Raum und Zeit so nahe zusammengedrängten behandelten Darstellungen kaum finden werden,*) besonders

*) Die von Schnaase hierher bezogene Figur am Grabmal des Herzogs Wilhelm von Hessen im Marburger Dom ist die schon halb zum Skelett gewordene Leiche des Verstorbenen, an der allerdings in ähnlicher Weise das Gewürm kriecht. Der Gedanke, für jene Zeit (1509) sehr interessant, hat demnach mit der Frau Welt nichts zu schaffen.

weil sich der Gegenstand für große Malerei oder Buchillustration so wenig als möglich eignete, müssen wir wohl darauf verzichten, den ersten Anfängen dieser eigenartigen Phantasieschöpfung nachzuspüren. Verdrängt wurde sie durch Personifikationen der verschiedensten Art, wie sie die folgende Zeit der Renaissance an ihre Stelle setzte. Als naheliegendes Beispiel diene ein Glasfenster im Rathhaus zu Pfullendorf, das Frau Welt als nacktes gehöhntes Weib ohne weitere Attribute darstellt.

Als Beweis, wie wenig man in späterer Zeit den schönen Gedanken des gotischen Steinmetzen verstand, ist es zu nennen, daß im Jahre 1604, als der Universitätslehrer Dr. Mock die inzwischen offenbar verblichene Bemalung am Statuenschmuck der Münstervorhalle „restaurieren“ ließ, unsere Figur für weiblich gehalten und mit der

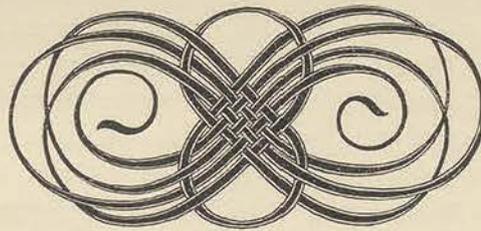


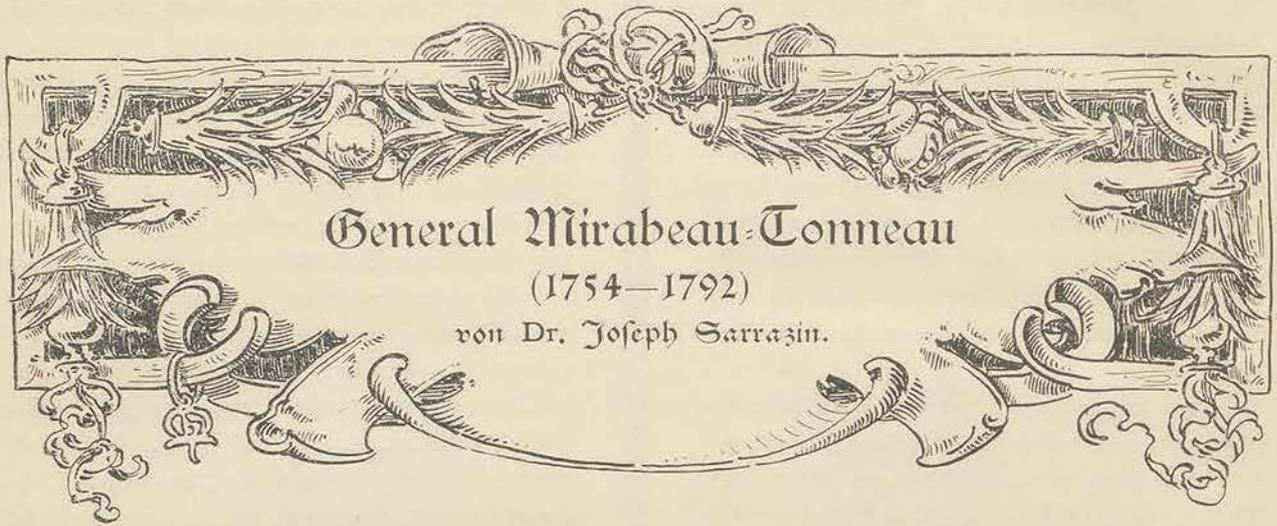
Aufschrift „Calunnia“ versehen wurde. Wir werden uns wohl nicht bemühen müssen, die Gründe zu prüfen, die zu dieser Bezeichnung führten; die Vermuthung J. Burkhardts jedenfalls, der Calunnia als eine Übersetzung des griechischen Diabolia annahm und die Figur so als die naive Abbreviatur der Hölle auffaßte,*) scheint mir für den Kunstmaler Joh. Heberer — oder wer sonst der Schuldige sein sollte — zu viel Ehre. Mit jener Allegorie, die Lucian in der Beschreibung eines Bildes des Apelles überliefert, und die in der Renaissance in Italien sowohl wie in Deutschland so beliebt war, daß auch Dürer beim Entwurf zur Ausschmückung des Nürnberger Rathsaals sie zum Vorbilde nahm, hat die unverständliche Bezeichnung der Welt nichts zu schaffen.

*) Siehe A. Rahn, Geschichte d. bild. Künste i. d. Schweiz, p. 585.

Anmerkung: Die photographischen Aufnahmen der beiden Figuren vom Münster zu Basel verdanken wir der Gefälligkeit des Herrn Hofphotographen Auf.

Im Ubrigen dürfte der „Kleine räthselhafte Gegenstand“ zu Füßen der Straßburger Frauengestalt wohl als die zerbrochene Lampe zu fassen sein, die der zur Voluptas gewordenen thörichten Jungfrau aus der Hand gefallen, als sie erwachend den höllischen Bräutigam vor sich sah. D. L.





M links von der Friedhofskapelle in Freiburg, deren Todtentanzfresken der 16. Jahrlauf dieser Zeitschrift wieder giebt, steht beim fünften Baume, hart am Wege ein einfacher Grabstein mit der kurzen deutschen Inschrift:

General A. B. L. Riquetti,
Vicomte de Mirabeau,
gestorben den 15. September 1792.

Wer die Geschichte des vorigen Jahrhunderts nur einigermaßen kennt, muß sich auf das höchste darüber wundern, daß auf deutscher Erde ein so schlichter Stein einen Namen trägt, der ein halbes Menschenalter hindurch im Munde aller Franzosen war und in der Weltgeschichte für immer einen hervorragenden Platz einnimmt. In Frankreich selbst weiß fast Niemand, daß André Boniface-Louis Riquetti de Mirabeau, der jüngere Bruder des gewaltigen Revolutionsmannes, der Sohn des Marquis Victor de Mirabeau,¹⁾ in Freiburg i. Br. seine Ruhestätte fand. Ein bekanntes Konversations-Lexikon behauptet sogar, er liege in Sasbach (bei Achern) neben Marschall Turenne begraben, so daß eine kurze berichtigende Mittheilung über das Freiburger Grab an die Zeitschrift „La Révolution française“ von dem geschätzten Geschichtsforscher J. A. Mulard sofort als Neuigkeit zur Kenntniß des Leserkreises gebracht wurde.²⁾

Beide Brüder Mirabeau, der größte Redner der Nationalversammlung und der in Freiburg ruhende Emigrantengeneral, hatten von ihren Altvordern eine geistige Abnormität geerbt. Ihr Großvater Jean-Antoine, der erste Mirabeau, welcher den Marquistitel trug,³⁾ war im spanischen Erbfolgekrieg derart zugerichtet worden, daß er bei seiner Vermählung den rechten Arm in der Binde und den Kopf durch ein Silberhalsband gestützt trug. Trotz dieser Verstümmelung führte der Marquis Col d'argent („Marquis Silbertragen“), — wie ihn seine Bauern nannten, — zu Hause und draußen ein strammes Regiment: die Stockhiebe vom linken Arm des alten Invaliden saßen ebenso gut, als ob ein Jüngling sie mit voller Wucht ausgetheilt hätte. Die Frau des Marquis Jean-Antoine starb wahnsinnig. Ihre Söhne, beide ebenso hoch begabt wie die Mutter, führten ein selbst für jene wenig verwohnte und äußerst weitherzige Zeit derart skandalöses Leben, daß man sich wundern muß, weshalb sie nicht für mundtot oder zeitweilig geisteskrank erklärt wurden. Der ältere Bruder heirathete in Deutschland eine anrühige Schauspielerin, der andere, Victor de Mirabeau, lag Jahre lang mit seiner Frau und mit seinem Stammhalter Honoré — dem Revolutionsredner — in grimmigster Feinde. Daneben war dieser Haus tyrann ein bedeutender Sozialreformer und ein Freund des für Volkswohl und Fortschritt begeisterten Markgrafen

Karl Friedrich von Baden. Nach seinem Hauptwerke *L'Ami des Hommes* („Freund der Menschheit“) trägt er in der Geschichte einen Ehrentitel, wie er noch keinem Fürsten zu Theil ward.⁴⁾

Dieser Marquis Victor de Mirabeau ist der Vater des späteren Emigranten-Generals André-Boniface-Louis, welcher den bezeichnenden Beinamen Mirabeau-Tonneau, oder Mirabeau das Faß, führte. Die trostlosen Verhältnisse im Elternhause, die entsetzenerregende Zerrüttung der ganzen Familie Mirabeau und nicht zum mindesten die erbliche Belastung seitens der Großmutter werden bei Beurtheilung seines Charakters und seines Lebensgangs mildernd ins Gewicht fallen.

I. Mirabeau-Tonneau bis zum Jahre 1790.

Die Geburt André-Boniface's (1754) hatte den Marquis von Mirabeau mit besonderer Freude erfüllt. Denn sein ältester Sohn Honoré war „häßlich wie Satanas“, und dieser neue Leibeserbe brachte die ganze Schönheit des Mirabeau'schen Geschlechts mit auf die Welt. Infolge dessen wurde André-Boniface von der ganzen Familie ständig verhätschelt. Während man den erwachsenen Bruder unter bürgerlichem Namen in einem Reiterregiment dienen ließ, um seine unzählbare Wildheit zu züchtigen, durfte der jüngere mit seinem vollen Adelstitel Chevalier de Mirabeau⁵⁾ in das gleiche Regiment eintreten und nach seiner Beförderung zum Offizier beim Malteserorden Dienste nehmen (1776). Da sein Oheim väterlicherseits innerhalb des Ordens eine hohe Stellung bekleidete (Bailli de Mirabeau), mußte ja nach damaligem Herkommen auch der Chevalier auf eine reiche Komthurei Anwartschaft erhalten.

Leider sollte der heftige Ami des Hommes die Freude nicht erleben, daß sein Liebling ungefährdet in den sichern Hafen der Ordensherrlichkeit einlief. Mit jedem Jahr wurde sein Hang zur Trunksucht stärker, bei den wüthendsten Orgien war er betheilig, auch dann, wenn es nicht standesgemäß herging. Schließlich riß den Vorgesetzten die dem liebenswürdigen und befähigten jungen Offizier gegenüber allzeit bethätigte Ge-

duld, und kaum waren zwei Jahre vorüber, da mußte der Chevalier de Mirabeau eine längere Festungsstrafe absitzen, um dann für alle Zeiten dem Malteser-Dienste den Rücken zu kehren. Ob er bei seinem sofort erfolgten Wiedereintritt seiner auffallenden Dicke wegen den Beinamen „das Faß“ erhielt, oder ob er diesen aus Malta bereits mitbrachte, läßt sich nicht feststellen.

Der Lebenswandel Mirabeau-Tonneaus besserte sich in Frankreich keineswegs, selbst nicht in der Nähe des strengen Familienhaupts. Aus seiner Haft in Vincennes schreibt der ältere Mirabeau an seine Geliebte, Sophie de Monnier: „Mein Bruder ist nicht verheirathbar, und der Grund dafür wird dir spaßhaft vorkommen. Dupont meint nämlich, er sei noch ein ärgerer Taugenichts als ich; nicht, meinte er, als ob wir beide Bösewichter wären. Wir hätten nur vertrackte Köpfe, aber mit dem Unterschied, daß ich wenigstens zu etwas zu brauchen sei, während mein Bruder in Liederlichkeit und Völlerei versunken, zwei mal dicker wie ich und fünf Zoll kleiner, dazu gänzlich unfähig sei, in sich zu gehen, trotz seiner 25 Jahre bereits wie ein 60jähriger blasirt und daher keinen moralischen Rückhalt bieten zu können scheint.“

Nach dieser wenig schmeichelhaften Charakter-schilderung wird begreiflich, weshalb der junge Mirabeau es im Jahre 1780 erst zum Hauptmann gebracht hatte, während sonst der Adel die beste Qualifikation für rasches Vorrücken abgab.

Für das Sorgenkind der Familie Mirabeau war es demnach ein rechtes Glück, daß der König zur Vertheiligung am nordamerikanischen Freiheitskriege sich entschloß. Voll Tharendrang und Engländerhaß waren bereits Hunderte junger Edelleute aus Frankreich über das Weltmeer gewandert, um unter Anführung zweier altadligen Offiziere, des Grafen Rochambeau und des Marquis de Lafayette, für die Befreiung Nordamerikas zu kämpfen. Auch Mirabeau-Tonneau suchte in Amerika das ihm in der Heimath versagte Vorkommen, und hier zeigte er sich seines Großvaters Jean-Antoine würdig. Nachdem er sich durch persönliche Tapferkeit auf der See und im Felde glänzend hervorgethan und in der Schlacht bei Brimston-Hill eine schwere Wunde am Ober-

schenkel davongetragen hatte, wurde er Oberst und zugleich Generaladjutant Lafayette's. Draußen auf hoher See oder vor dem Feinde unterblieben eben die Orgien, welche das stumpfsinnige Garnisonsleben der guten alten Zeit mit sich brachten. Am 18. Oktober 1781 mußten die Engländer bei Yorktown vor der französisch-amerikanischen Armee die Waffen strecken. Der dicke Mirabeau nahm hoch zu Ross neben Lafayette den Vorbeimarsch ab. Eine noch höhere Auszeichnung ward ihm zu Theil, indem er Anfangs 1782 mit den Berichten der französischen Heerführer nach Paris entsandt wurde. Am Hofe aufs schmeichelhafteste empfangen, wurde er von Ludwig dem XVI zum Obersten des Regiments Touraine ernannt, welches nach Amerika abzugehen bestimmt war.

Bald schiffte sich der neue Oberst mit seinem Regiment wieder ein. Unterwegs erlitt er zweimal Schiffbruch und mehrfache Angriffe der englischen Flotte, so daß sein Vater voll Befriedigung an den Bailli de Mirabeau schrieb: „Eigentlich finde ich, daß der arme Kerl seine Sporen ziemlich hart verdient.“⁶⁾

Allzu früh für Mirabeau-Tonneau wurde der Friede zu Versailles geschlossen. Im Jahre 1783 führte er sein im Feuer erprobtes Regiment nach Frankreich zurück. Als Krieger im Frieden verfiel er in das alte Lotterleben. Mehr als einmal wurde der hochgeborene Herr Oberst und Ritter des republikanischen Cincinnatus-Ordens schwer betrunken von der Straße aufgelesen und nach Hause geschleppt. Um seinen Sohn von diesem Laster und anderen zu heilen, beschloß nun der Marquis, nach altem bewährten Rezept, den Taugenichts zu verheirathen, da es doch mit dem Malteserorden nichts mehr war. So heirathete Oberst Mirabeau das reiche Fräulein von Robien, damit das Geschlecht der Mirabeau auf einen Stammhalter Aussicht bekomme.

Sein Ruf als Kriegsmann war damals kein geringer. Sonst hätte der ältere Bruder in einem Briefe an Friedrich den Großen (26. Januar 1786) sich nicht auf ihn und auf sein bevorstehendes Eintreffen zu den preussischen Truppenübungen berufen können.

Mittlerweile rückte die große Staatsumwälzung von 1789 immer näher. Den Namen

Mirabeau sollte sie bald in alle Welt hinaus tragen, aber nicht denjenigen des dicken Obersten, sondern den berühmten und beim französischen Adel bitter gehaßten Namen seines älteren Bruders Honoré. Beide Brüder gingen aus den Wahlen von 1789 als Abgeordnete hervor. Der Vicomte de Mirabeau — so heißt er seit seiner Heirath — wurde Abgeordneter des Adels im Bezirke Limoges, wo seine Frau begütert war, Graf Honoré de Mirabeau war in zwei großen Städten Südfrankreichs der Erwählte des lange niedergehaltenen dritten Standes. Je heller der Ruhm Honorés emporstieg, um so rascher verschwand Mirabeau-Tonneau vom Vordergrund der Ereignisse. Bis zu seiner freiwilligen Verbannung spielte er, der leichtlebige Schalk, eine gar klägliche Rolle in der ersten Versammlung. Als Offizier und Edelmann saß er auf der äußersten Rechten der Versammlung und sah mit Ingrimm, wie der maßgebende Einfluß seines Bruders auf der Linken von Tag zu Tag wuchs. Darum war es sein stiller Ehrgeiz, jenem Verstoßenen auf der Rednerbühne gleichzukommen oder wenigstens den Bürgern vom dritten Stand „schneidig zu imponieren“. Aber er errang nur Zeiterkeitserfolge und wurde bald eine Art parlamentarischer Hanswurst, der auf Zwischenrufe und Intermezzi sich verlegte. Am Dienstag den 15. Dezember 1789 kam er so angehäufelt in die Kammer Sitzung, daß dieselbe seines unbegreiflichen Benehmens halber aufgehoben werden mußte und ein Edelmann diesen unwürdigen Standesgenossen vor die Klinge forderte. Mirabeau-Tonneau wurde verwundet, konnte aber bald wieder in der Kammer erscheinen, um für neuen Skandal zu sorgen.⁷⁾ So stieg er z. B. am 3. Mai 1790 gleichzeitig mit seinem Bruder auf die Rednerbühne, drückte ihn mit seinem mächtigen Wanst drohend an die Wand und räumte dem Redner erst nach heftigen Anforderungen des Vorsitzenden das Feld.

Der Vicomte de Mirabeau war in Folge dieser Aufsehen erregenden und unter dem Pariser Volke vielfach besprochenen Vorgänge eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden, wozu seine auffallende Erscheinung und sein burleskoses Benehmen in Wirthshäusern viel beitrugen. Einmal lief ihm ein Pöbelhaufe gröhrend nach

und verhöhnte ihn, bis er wüthend den Degen zog. Hatte er an solchen Tagen reichlich gefrühstückt, dann nahm er die brüderlichen Rufe „à la lanterne“ („hängt ihn auf!“) nicht tragisch und entwaffnete den erbitterten Janhagel mit einem schlagenden Witzwort. An anderen Tagen aber war dieser angetrunkene Kalstiaff in weniger rosigter Laune. Im Zecherübermuth rief er vom Balkon eines Restaurants im Palais-Royal gemeine Schimpfworte herunter, so daß die Männer des Volks in den Saal hereinstürmten und er mit dem Degen in der Faust bis zur Ankunft der Polizei Stand halten mußte, die ihm zur Besänftigung seines Zornes ein großes Glas Wasser reichen ließ.

Bei derartigen Gelagen im Palais-Royal arbeitete Mirabeau-Tonneau mit trinkbaren Aristokraten an allerhand Epigrammen, Spottschriften und Karikaturen gegen die Linke, namentlich gegen seinen Bruder, der diese Nadelsüchtigkeit mit gelassener Ruhe hinnahm. An den sogenannten „Actes des Apôtres“ hat er z. B. in reger Mitarbeit gewirkt.

Die Eigenschaft eines Volksvertreters war, wie wir oben gesehen, im Zeitalter der Revolution mit dem aktiven Heeresdienste vereinbar. Obwohl in Paris sesshaft, war Mirabeau-Tonneau immer noch Oberst des in Perpignan, im äußersten Süden Frankreichs liegenden Infanterie-Regiments Touraine. Die Abwesenheit des Regimentskommandeurs scheint nun die Verbreitung umstürzlerischer Lehren unter den Soldaten begünstigt zu haben. Denn an einem schönen Sonntag zogen Mirabeaus Grenadiere unter Trommelschlag Freiheitslieder singend mit den Bürgern Perpignans durch die Straßen und setzten ihre Offiziere ab, welche diesem Treiben Einhalt thun wollten. Kaum war diese Kunde nach Paris gekommen, so reiste Mirabeau wuthschnaubend nach dem Pyrenäenstädtchen, ließ das widerspänstige Regiment antreten und stellte harte Züchtigung in Aussicht. Es kam dabei zu gewalthätigen Auftritten, in denen der Abgeordnete bewies, daß er die Klinge zu führen nicht verlernt hatte. Um aber seine Mannschaft empfindlich zu strafen, nahm er von der ruhmvoll zerfetzten Regimentsfahne, die in seiner Wohnung stand, die Ehren-

zeichen und Fahnenbänder weg und reiste beim Morgen grauen heimlich damit ab. Man setzte dem Verwegenen nach, erreichte ihn in Castelnau-dary, nahm ihn gefangen und sandte einen Eilboten nach Paris. Selbstverständlich kam der Befehl zurück, den als Abgeordneten unverletzlichen Arrestanten unverzüglich zu entlassen, damit er sich vor der Nationalversammlung rechtfertigen könnte. Mirabeau that dies mit glücklichem Zumor, und die leidige Angelegenheit wurde an einen Ausschuss verwiesen.⁸⁾ Die Entscheidung wurde erst gefällt, als Mirabeau-Tonneau die französische Grenze längst hinter sich hatte. Er trägt von da ab den Spitznamen „Mirabeau-Cravatte“ oder „Cravatte-Tonneau“ zum Andenken an den Raub der Fahnenbänder.

II. Mirabeau-Tonneau als Emigrantenführer (1790—92).

I. Die „Schwarze Legion“ im Badischen Oberland.

„In der Sitzung vom 24. August 1790“, schreibt man dem in Freiburg erscheinenden Vor-der-österreichischen Intelligenzblatt aus Paris (Stück 79, Seite 651) „ward ein Schreiben des jüngeren Herrn Mirabeau verlesen, worinn er erklärte, daß er Frankreich verlasse, weil man die bisherige Ordnung der Dinge zerstört habe; deswegen lege er auch die Stelle eines Mitglieds nieder, protestiere aber gegen alle Dekrete, welche der Monarchie zuwider wären.“⁹⁾

Als überzeugter Monarchist hatte der jüngere Bruder des großen Revolutionsführers seinem Vaterland den Rücken gekehrt, weil die heiligen Rechte des Königthums von Gottesgnaden und die Vorrechte des Adels angetastet wurden. Nachdem in der Sitzung vom 19. Juni 1790 die Nationalversammlung alle erblichen Adelstitel, Wappen und Livreen abgeschafft hatte, war ja Frankreichs Boden den Anhängern der abgelebten Regierungsform und der unhaltbaren sozialen Zustände heiß geworden. Als vollends am Jahrestag des Bastillesturms (14. Juli 1790) das Verbrüderungsfest in Paris einen unerwartet großartigen Verlauf genommen und der König angesichts der aus ganz Frankreich zusammen-

geströmten Volksmenge den Eid auf die neue Verfassung geleistet hatte, verließen die hervorragendsten Royalisten das Land.

Während der Vorbereitungen zu jenem Pariser Föderationsfeste hatten die Royalisten nächtliche Zusammenkünfte gehalten. Sie wollten einen Handstreich gegen die siegreiche Revolution wagen, und Mirabeau-Tonneau, — oder Riquetti der Jüngere, wie er seit Abschaffung des Adels offiziell hieß, — eignete sich seines verwegenen Muthes halber am besten zum Anführer. Allein der wahnwitzige Anschlag wurde aufgegeben, und Mirabeau-Tonneau folgte den königlichen Prinzen nach Deutschland.¹⁰⁾ Seine hervorragende militärische Begabung wies ihm in dem Emigrantenlager eine hervorragende Stellung an. In der That wurde er von dem Bruder des Königs dazu ausersehen, am Oberrhein Streitkräfte zu sammeln und gegen das Elsaß zu führen.

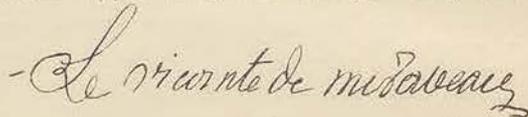
Dort besaß der Fürstbischhof von Straßburg,



Unterschrift des Kardinals Rohan, nach einem ungedruckten Brief im G.-L.-A. zu Karlsruhe.

Kardinal Rohan, ein kleines Gebiet, dessen Hauptorte Ettenheim, Renchen, Oberkirch und Oppenau waren. Er zählte demnach zu den zweihundert und soundsovielen Reichsständen des damaligen deutschen Reichs und hatte das unleugbare Recht, Truppen zu werben und zu halten. Für die Grenznachbarn des Kardinals, welche im Frieden mit Frankreich leben wollten, wurden die bald beginnenden Truppenansammlungen in und bei Ettenheim eine Quelle der bittersten Verlegenheiten, namentlich für die vorderösterreichische Regierung in Freiburg und für den Markgrafen Karl Friedrich. Beide Regierungen gingen in dieser schwierigen Angelegenheit Hand in Hand und suchten ihre Neutralität nach besten Kräften zu wahren. Karl Friedrich setzte dies mit zielbewusster Energie durch, ohne deshalb die Gesetze des Gastrechts zu verletzen.¹¹⁾ Jeder friedliche Emigrant fand in markgräflichen Landen bereitwillige Aufnahme, jeder vornehme wurde zur Hofstafel gezogen, aber jede Truppenwerbung und An-

sammlung von Bewaffneten wurde verboten, leider oft ohne Erfolg, da bei der Zerklüftung des Landesgebiets die Werber in nächster Nähe der Grenzen ihr Handwerk leicht fortsetzen konnten. Im Gasthaus zum Hörnle bei Grenzach (Oberamt Rötteln, an der Schweizer Grenze) scheint ein heimliches Werdebureau für die Emigranten bestanden zu haben. Sobald aber die badische Regierung unter ausdrücklichem Hinweis auf eine nach des Kaisers Tod ergangene Verfügung vom 31. März 1790, — die unmöglich gegen französische Aristokraten gerichtet sein konnte, — die fremden Werber ausgewiesen hatte, setzten diese im österreichischen Orte Wyhlen oberhalb Grenzach das Geschäft fort, bis auch hier die Regierung einschritt. Zuletzt bestand das Werdebureau für die elsässisch-schweizerische Grenze in dem fürstlich basel'schen Dorfe Schliengen. Alle Bemühungen der französischen Aristokraten, in den Reichsstädten Offenburg und Gengenbach Werbe-



Unterschrift Mirabeaus, nach einem ungedruckten Brief im G.-L.-A. zu Karlsruhe.

stellen zu errichten, scheiterten am Widerstande des Magistrats. Trotzdem konnte Anfangs Juli 1791 ein gedruckter Aufruf erscheinen, welcher alle „braven Krieger“ in die „Krone“ nach Offenburg, in den „Apfel“ nach Kehl oder nach Stollhofen in die „Krone“ bestellte, wo sie Handgeld für die Legion Mirabeau erhalten würden.

Die vielbesprochene Legion Mirabeau wurde nur allmählich zusammengebracht. Am 14. März 1791 war die erste größere Abtheilung der im Oberland angeworbenen Mannschaft im fürstbischöflichen Gebiet angekommen und in Grafenhäusern und Ettenheimweiler bei Wirthen und Bauern untergebracht worden. Außer den Deserteurs aus den elsässischen Regimentern hatte kein Rekrut eine Uniform, auch Waffen fehlten ganz. Um kein Auffsehen zu erregen, waren sie in Abtheilungen von je 3—4 Mann über die Oberämter Rötteln und Hochberg heranmarschirt. Alsbald wurde die Montirung der Rekruten vergeben. Der Judenanwalt (Vorsteher der Judengemeinde)

Bähr von Kippenheim legte bereits am 1. April eine fertige Uniform für die kuzaren Mirabeaus vor: kurzer schwarzer Rock mit blauen Klappen und schwarzruchene ungarische Hosen. Außer Bähr lieferten noch der Advokat Leclerc in Colmar und der Jude Wolff in Rappoltzweiler vollständige Ausrüstungen, ohne Hemd, Stiefel und Hut für 36 Livres (= 29 Mark). Lieferungstermin war der 20. April, damit Anfangs Mai der Einfall ins Elsaß stattfinden könnte. Man rechnete auf die Mißvergünstigten und die Gesinnungsgegnossen im Elsaß, zumal häufig Deserteure aus Sagenau, Colmar und anderen Garnisonen die Etrenheimer Schaaren verstärkten. Einstweilen war allerdings die Legion Mirabeau für die französische Revolution nicht sehr gefährlich, wenn anders der Gewährsmann der „Schwäb. Chronik“ Glauben verdient: „Man sieht nur etwa 500 Mann beisammen. Diese exerzieren aus Mangel an Gewehren einstweilen mit Rebstecken.“ An Offizieren war Überfluß, theils weil sehr viele royalistische Offiziere aus dem Elsaß herüberkamen, theils weil alle adligen Emigranten auf eine Offizierscharge Anspruch machten. Die Straßburger nannten daher die Schwarze Legion Mirabeaus

„Ein Heer, wo jeglicher Soldat
Zween Kapitäns und Lieutenants hat
Und für die Flucht zwei Beine.“¹²⁾

Da die Löhnung gut und der Dienst vorläufig leicht war, konnte Mirabeau scharfe Mannszucht halten und nutzlose Neckereien der Nationalgarden am elsfässischen Ufer bei seinen Leuten im Reime ersticken. Einer derselben, welcher den Franzosen von Kappel aus „durch eine beleidigende Stellung Hohn gesprochen hatte“, worauf diese mit einem Kanonenschuß antworteten, wurde fast zu Tode geprügelt. Harte Körperstrafen waren nicht selten.

Daß von Zeit zu Zeit in den Urkunden jener Jahre von Nationalkardden die Rede ist — also von sichtbaren Zeichen republikanischer Gesinnung — mit denen die Emigranten in Deutschland geärgert werden sollten, darf nicht auffallen. Das Oberland war von den neuen Ideen nicht unberührt geblieben, am wenigsten die fürstbischöflichen

Lande. Für die Beziehungen des Emigrantenheeres zur einheimischen Bevölkerung, für die häufigen Reibereien zwischen den Bauern und den Soldaten Mirabeaus und Condés ist diese Gesinnung im Auge zu behalten. Schon im Sommer 1789 waren kleinere Aufstände mehrfach vorgekommen und nur dadurch bemeistert worden, daß man die Rädelsführer ins Zuchthaus von Pforzheim steckte: z. B. in Neusatz bei Bühl, in der Stadt Kehl, in Stollhofen und anderen Orten des Abtstabs von Schwarzach, im Amte Malberg bei Lahr. Ernster ging es in den geistlichen Gebieten zu. In Frauenalb, Allerheiligen, Etrenheimmünster kam es zu gefährlicheren Empörungen, und am 15. September 1789 besetzten die Thalbauern das Rathhaus von Oppenau, so daß der erbärmliche fürstbischöfliche Amts-Vogt nach Etrenheim flüchtete und von da aus bewaffnete Hülfe vom Markgrafen Karl Friedrich erbat.¹³⁾

Im vorderösterreichischen Ort Mengen war der größte Theil der Bürgerschaft von der „französischen Influenza“ angesteckt, wie die „Schwäb. Chronik“ vom 27. Mai 1791 sich ausdrückt. Mehrere Bauernhaufen aus der Ortenau marschirten gegen Offenburg, auch der Hohenwald regte sich wieder. Stark demokratisch gesinnt war ferner die Stadt Lahr, welche mit der Nassau-Usingischen Landesherrschaft in Fehde stand. Wenn es auch unrichtig ist, daß die Lahrer einen Boren mit der Bitte um eine französische Besatzung nach Straßburg sandten,¹⁴⁾ so steht doch fest, daß sie den Prinzen Condé mit dem republikanischen Ruf: „Es lebe die Nation!“ begrüßten.

Besondere Sorgen machte im Sommer 1792 das dem Freiherrn Böcklin von Böcklinsau gehörige Dorf Ruff dem Feldmarschall Graf Esterhazy. In einem noch ungedruckten Schreiben an die Markgrfl. Regierung (12. Aug. 1792, im Großh. G. L. A.) klagt er, daß die Bewohner allesammt vom französischen Geiste angesteckt seien, und bittet um Unterdrückungsmaßregeln, die natürlich nicht getroffen werden konnten, da Ruff nicht markgräflich war. Es fanden infolge dieser bedenklichen Zustände zwischen Karlsruhe und Freiburg vertrauliche Besprechungen statt, deren Ergebnis nicht näher bekannt ist. Sicher ist nur,

daß die Bücher und Zeitungen von jenseits des Rheins einer scharfen Kontrolle unterlagen und strengstens verboten wurden, sobald der Inhalt für die Untertanen gefährlich erschien.¹⁶⁾

Unter diesen Umständen darf behauptet werden, daß nur die strenge Mannszucht und die persönliche Beliebtheit Mirabeau-Tonneau's das anfängliche gute Verhältniß zwischen den Aristokratentruppen und der Bevölkerung des Oberlands so lange aufrecht erhielten. Geldmittel waren zudem reichlich vorhanden, und die Geschäftsleute verdienten ein schönes Stück Geld durch Lieferung von Fourage und Montur. Auch die immer zahlreicher herbeiströmenden Emigranten, theils Edelleute, theils eidverweigernde Priester, brachten manchen Louisd'or ins Land. „Die meisten Emigranten“, schreibt man der Schw. Chr. aus Durlach, 23. April, „betragen sich ganz ruhig und suchen durch Sparsamkeit und Bescheidenheit sich die Achtung der Gegend zu erwerben. Doch finden sich einige unter ihnen, die auch im Ausland und im Unglück andere Menschen fühlen lassen, welche Herrscherrollen sie einst auch in den kleinsten Sphären gespielt haben.“ In den Städten, die viele Aristokraten beherbergten, machte sich ihre Gegenwart durch Steigen der Mieths- und Lebensmittelpreise fühlbar. Das Fleisch stand im Sommer auf 10 Kreuzer das Pfund, galonnierte Haus Hofmeister zahlten 3 Livres (M. 2.40) für einen Korb Rüben, den der Bürger für den vierten Theil bekommen hatte, Kaffee und Zucker wurden in Rastatt so theuer, daß viele Familien zur wackeren deutschen Morgensuppe zurückkehrten. Für ein Stübchen zahlte der noble Cavalier gerne 3 Louis (= 50 Mk.) monatlich, wenn er sich nur dafür im Theater und auf der Redoute anmaßend benehmen durfte; der Graf von Artois miethete den zweiten Stock des „Pfälzer Hofes“ in Mannheim für 80 Louisd'or pro Monat, und die Hofhaltung Condés in Worms verschlang täglich 100 Louisd'or. Im Sommer 1791 stieg die Zahl der Emigranten von Tag zu Tag. Von Offenburg bis Ettenheim, dem Sammelpunkt der Kämpfer für Thron und Altar, waren alle Gasthöfe mit Franzosen gefüllt. Im Hochsommer kamen große Scharen von Priestern und Mönchen in allerlei Verkleidungen als Metzger oder sonstige Arbeiter

ins Gebiet des Fürstbischofs: in Schuttern ward das Straßburger Seminar untergebracht, im Bad Petersthal waren die Kapuziner, in Oppenau, Oberkirch und den Rieddörfern wimmelte es von Mönchen aller Orden. Das Domkapitel hatte unter Anführung des Prinzen Hohenlohe-Öhringen in der freien Reichsstadt Offenburg Zuflucht gefunden.

Der Basler Rath hatte bereits zu Anfang des Jahres kurzer Hand alle Aristokraten ausgewiesen,¹⁷⁾ um als Grenznachbar keinen Verlegenheiten ausgesetzt zu sein. Mirabeau-Tonneau, der daselbst in den „Drei Königen“ wohnte, begab sich nach kurzem Besuch in Karlsruhe, wo er am 20. Februar mit Condé bei Hof speiste, nach dem bischöflich baselschen Ort Arlesheim zur weiteren Leitung der Werbungsangelegenheiten und kehrte alsbald nach dem Ettenheimischen zurück. Er soll in Karlsruhe sich so beliebt gemacht haben, daß die Damen der Gesellschaft angeblich eine Fahne für seine „schwarze Legion“ stifteten.

Die häufigen Abwesenheiten Mirabeaus von Ettenheim scheinen die Mannszucht unter der schwarzen Legion gelockert zu haben. Die Leute ruderten häufig auf den Rhein hinaus, warfen den Soldaten und Nationalgardisten allerlei Schimpfworte zu und thaten in den Wirthshäusern groß mit einem baldigen Überfall. Je höher die Unruhe der Bürger und Bauern stieg, um so höher schwoll den Emigranten der Kamm.

Man stiftete in Ettenheim hoffnungsfroh einen neuen Orden für diejenigen Soldaten und Offiziere, die im bevorstehenden Kampf gegen die Revolution sich auszeichnen würden, ein Kreuz mit vier Feldern und der frommen Inschrift „In hoc signo vinces! Unter diesem Zeichen wirst du siegen.“ Bei Rheinau wollte man übersetzen, auf Oberehnheim, Rosheim, Molsheim und Muzig marschieren, um durch das Schirmecker Thal in Lothringen einzudringen und in raschem Triumphzug Paris zu erobern, da ja alle Mißvergnügten die Soldaten Mirabeaus und Condés mit offenen Armen aufnehmen würden. Kein Wunder, daß die Beziehungen zwischen Straßburg und Kehl, auch zwischen Elsaß und Baden nunmehr sehr gespannt waren.¹⁸⁾ Die Zeiten, wo der badische

Invalide, der Brückendienst hatte, sich gemüthlich mit den Franzosen unterhielt, waren vorüber, seitdem Emigranten aus Kehl die französische Schildwache mitten auf der Brücke zu „debauchieren“ versucht hatten und Durchreisende von und nach dem Elsaß in den bischöflichen Landen allerlei Unbilden ausgesetzt waren.

Beinahe hätte die Verhaftung eines nach Meissenheim herübergekommenen Kandidaten der Theologie Friensholz, der in der Straßburger Bürgerwehr die Charge eines Korporals innehatte, ernste Folgen gehabt. Kaum wurde in Straßburg bekannt, daß Friensholz als Spion von der schwarzen Legion zurückgehalten werde, so wollten die Nationalgardisten ohne Verzug über den Rhein. Zum Glück war es aber dem Schulzen von Meissenheim gelungen, die Freilassung des Straßburger Bürgerwehrkorporals zu bewirken. Nach seiner Rückkehr erzählte er folgendes:

„In Ettenheim befindet sich außer der aus sechs Kanonen bestehenden ganzen Artillerie das Mirabeausche Jägercorps mit etwa 80 Zelten, von denen jedes 12 Soldaten faßt. Etwa 200 Pferde kampieren im Freien. In Ringsheim und in Kappel am Rhein liegen kleinere Abtheilungen unter Zelten. Magazine sind keine vorhanden: der Hörnlewrith von Grenzach und ein Jude aus Altorf liefern die Fourage. Rekruten kommen täglich an, zumeist aus dem Oberland; aber da Mirabeau scharfe Sucht hält und die Herren Unteroffiziere mit Prügeln ziemlich freigebig sind, so hat das Corps ziemlich starken Abgang an Deserteuren.“¹⁹⁾

In der Auswahl der Rekruten scheinen die Werber für Ettenheim gar nicht mehr vorsichtig gewesen zu sein. Im September 1791 kamen ganze Wagenladungen Zigeuner mit Kind und Kegel durch die Ortenau als Rekruten für Seine Eminenz den Kardinal.²⁰⁾ Gegen dieses reichs- und freischiußwidrige Verfahren beilieten sich die Breisgau'schen Landstände und der Markgraf von Baden Verwahrung einzulegen. Nicht bloß Zigeunergesindel, sondern Insassen von Suchthäusern und Gefängnissen wurden bei den Aristokratentruppen eingestellt. Zwar scheint Mirabeau noch genug auf Soldatenehre gehalten zu haben, um selbst keine derartigen Rekruten anzunehmen;

aber für das Wittgenstein'sche Freikorps wurden aus den Gefängnissen zu Kassel und Siegenhain 90 Sträflinge für ein Handgeld von je 21 Gulden dem Landgrafen von Hessen abgekauft.²¹⁾

Während des ganzen Jahres 1791 blieb Mirabeau nie lange am gleichen Orte. Bald leitete er an der Schweizergrenze die Werbungen für Ettenheim, bald rief ihn die Höflingspflicht nach Stuttgart, wo die französischen Prinzen bei Hofe ihre Aufwartung machten, bald reiste er nach Speier wegen einer Lieferung von 1000 Bettdecken, oder nach Mannheim, um die Anfertigung von Kassetts und Epauletten zu betreiben. Nur kurze Zeit widmete er seiner in Durlach wohnenden Familie. In diesen unruhigen Zeiten blieb Markgraf Karl Friedrich nicht in Karlsruhe. Im August 1791 unternahm er mit der Gräfin Kochberg eine Reise nach Lörrach, wo er mit Lavater zusammentraf. Obwohl die Straßburger Blätter nicht ermangelten, diese Reise als Flucht vor einem befürchteten Rheinübergang zu deuten (Strasb. Zeit., 24. Aug. 1791), so steht dennoch fest, daß Karl Friedrich Karlsruhe verließ, um sich den vielen Besuchen der hochgeborenen Flüchtlinge und den sich daraus ergebenden lästigen Verpflichtungen zu entziehen. Denn alle deutschen Fürsten wurden von den französischen Prinzen und ihrem Gefolge mit Höflichkeitsbesuchen bedacht; selbst ein der Emigrantensache so wenig gewogener Landesherr, wie Herzog Karl von Württemberg es war, mußte dem Grafen von Artois zu Ehren mehrere Tage lang in Stuttgart Festlichkeiten über Festlichkeiten veranstalten. Mirabeau-Tonseau durfte als militärischer Majordomus der verbannten französischen Hoheiten dabei nicht fehlen. Seine auffallende Erscheinung und seine burschikose Art des Auftretens scheinen in Stuttgart nicht allgemein gefallen zu haben. „Bey der Tafel“ — so wird der Strasburgischen Zeitung²²⁾ geschrieben, — „sah er nichts als Körper zu sein. Sein allverschlingendes Maul war zu sehr beschäftigt, als daß es seine Nachbarn hätte befriedigen können, die sich von seiner drolligsten Figur die angenehmste Unterhaltung versprochen. Erst als sein weitumfassender Magen am Ende des Essens in etwas gefüllt war, zeigte es sich, daß „das Weinfäß“ eine Art Seele habe, die aber

mit derjenigen des Janbagels von Cölln ganz sympathisiert. Er erlaube sich die größten und beleidigsten Ausdrücke gegen unsere erlauchte Nationalversammlung u. s. w. . . . Prinz Wilhelm von Württemberg, als er den Mirabeau so sprechen hörte, sagte ihm: Das ist sehr ungeziemend an der Tafel meines Oheims gesprochen! Und das Weinfäß hat demüthig um Verzeihung“. Die Fortsetzung dieses Artikels zeigt noch klarer die Feindseligkeit gegen Mirabeau.

immer noch der Held zahlloser Karikaturen war. Auf eine von Paris aus verbreitete Karikatur läßt folgende Mittheilung des Polit.-Litter. Kurier über die neuen Uniformen des Emigrantenheeres mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen: „Die Uniform besteht in einem blauen Rocke, gelben Aufschlägen, rothen Weste, lederfarbigen Matrosenhosen, Halbstiefeln nach Zufarenart, einem Säbel, vier Pistolen, Achselbändern und für die Offiziere Nestelbänder, gelbe Knöpfe mit



Mirabeau-Tonneau und sein Stab.

Mirabeau, so heißt es weiter, erzählte an der herzoglichen Tafel, er sei mit acht Soldaten bei Büningen gelandet und habe durch seinen bloßen Anblick vierzig Linien Soldaten in die Flucht gejagt. „Die Stuttgarter, schreibt der Korrespondent, erwarten zur Verewigung dieser That einen Kupferstich, worauf Mirabeau auf einer mit Hasen bespannten Tonne mit einer Bratwurst als Kommandostab seine Armee zur Schlacht aufmuntert“. Die letztere Äußerung des boshaften Gewährsmanns der Strassb. Zeitung spielt auf die Thatsache an, daß Mirabeau-Tonneau als Emigrant

drey Lilien. Des Tonneau- Cravatte seine Uniform ist jener nicht vollkommen ähnlich und könnte Stoff zu einer artigen Karikatur geben. Seine ungeheure Schenkel sind in engen Pantalons von obgemeldter Farbe eingepreßt, und seine vier schrödrige kurze Beine in Halbstiefel eingeschlossen. Ein Brusttuch, auch lederfarbig, enthält seinen sackförmigen Schmerbauch, von seinen breiten Schultern hängt eine schwarze Zufarenweste herab. Ein dicker Anebelbart kräuselt sich unter seiner Nase, und eine Mütze, in Form eines Zuckerhuts, bedeckt das theure Haupt“. Der Anebelbart oder Schnurrbart galt nämlich als Erkennungszeichen

der royalistischen Soldaten. Daß obige Schilderung — bis auf die Farben und die Mütze — der Wirklichkeit ziemlich nahe kommt, beweist unsere Abbildung. Sie giebt ein hübsches Aquarellbild wieder, welches der bekannte Antiquar Gérard von Aken in Baden-Baden aus dem Nachlaß des Herrn Heydt-Vanotti in Freiburg erworben und uns in liebenswürdigem Entgegenkommen zur Verfügung gestellt hat.²³⁾

Hätten die Karikaturzeichner gewußt, welches Mißgeschick dem armen, dicken Mirabeau im Sommer 1791 zustieß, so hätten sie den Gegenstand sicherlich ausgebeutet. Er wurde wie ein ganz gewöhnlicher Bürger von einem Pferde- und Futterlieferanten wegen einer Forderung von 20,000 Gulden eingeklagt, und da auf seinen sonstigen Fahrnissen in Karlsruhe bereits eine Pfändung ruhte, wurde vorläufig Stadtarrest über ihn verhängt. Zwei markgräfliche Offiziere mußten ihn auf seinen Spaziergängen begleiten.²⁴⁾ Die Pfändung seiner Habeligkeiten hatte die Züricher Firma Pestalozzi und Schultheß einer Wechselforderung wegen erwirkt, und trotz aller Bemühungen war es nicht gelungen, diese für einen Edelmann harte Maßregel zu hintertreiben. Die Vicomtesse de Mirabeau wurde beim hochfürstlichen Hofrath, dann beim Oberstkammerherrn von Edelsheim vorstellig. Alles umsonst. Es erübrigte die gefürchtete Berufung an das Reichskammergericht in Wezlar. Schon nach neun Monaten, Anfangs Mai 1792, wenige Tage nach der französischen Kriegserklärung, wurde dem Vicomte de Mirabeau die Entscheidung des Reichskammergerichts zugestellt: wonach sein Gesuch abgewiesen und der von der flägenerischen Firma erlangte Arrest aufrecht zu erhalten sei.²⁵⁾ Hoffentlich war inzwischen in der Kasse Mirabeaus wieder Hochfluth eingetreten und hatte er die hartherzigen Gläubiger befriedigt: denn schwerlich konnte seine Frau ohne Geld und ohne Kleider zuerst nach Freiburg, dann nach Wien und schließlich nach dem Hauptquartier der vielfach hin- und hergeworfenen Legion reisen, zu deren Schicksalen wir endlich zurückkehren.

Das Verhältniß der „schwarzen Legion“ zu den Bewohnern des Oberlandes hatte sich infolge verschiedener Prügeleien und Exzesse, besonders aber wegen der steten Angst vor einem

Angriff vom Elsaß her immer unfreundlicher gestaltet. Dazu kam auch die rasch steigende Anzahl der kampfesmutigen Emigranten und die Schwierigkeiten, alle unter Dach und Fach zu bringen.

Im Dezember 1791 stand anscheinend dem Ettenheimer Emigrantenheere eine sehr erhebliche Verstärkung bevor. In Besançon hatte das Reiterregiment Royal-Navarre mit durchmarschierenden Freiwilligen und mit der Nationalgarde blutige Händel bekommen und mit zwei anderen Regimentern, Royal-Champagne und Normandie, auszureißen beschloßen, wahrscheinlich durch den aristokratisch gesinnten Regimentskommandeur dazu angereizt. Am 13. Dezember traf im Auftrag des Fürstbischofs Abbé Gérard mit einem Handschreiben in Karlsruhe ein, worin um Durchzug für „eine große Zahl unglücklicher Franzosen“ gebeten wurde, die ihrem König und ihrer Religion treu bleiben und nach Ettenheim übersiedeln wollten. Dieselben würden am 14. in Arlesheim erwartet. Ein Schriftenwechsel mit der Freiburger Regierung ergab indessen die Unrichtigkeit dieses in Ettenheim eifrig aufgegriffenen Gerüchts, so daß die markgräfliche Regierung ihren bisher festgehaltenen Grundsätzen nicht untreu zu werden brauchte.²⁶⁾

Am 11. Dezember 1791 begieng die Legion in Ettenheimmünster die Fahnenweihe, bei welcher der Prälat zu St. Landolin die Fahne segnete und der Abbé de St. Quentin die Festpredigt hielt. Eine große Parade zeigte hierauf der Bevölkerung, daß die Truppen vollständig ausgerüstet und kriegstüchtig waren. Mirabeau-Tonneau trug Zuzarenuniform. Die Volontairs waren an den weißen Rossschweiften auf den Kasketts kenntlich, statt der schwarzen der gewöhnlichen Soldaten; die Edelleute hatten eine Silberborte am Tragen. Die wohlberittenen Chevaliers de la Couronne stolzierten in blauen Röcken mit rothen Aufschlägen einher, während vom neugeschaffenen Regiment Royal-Rohan erst die Offiziere und ein Theil der Gemeinen ihre blauen Röcke mit weißen Revers trugen.²⁷⁾

Diese Parade in der Dezembersonne sollte der letzte schöne Tag der Legion Mirabeau sein. Das bevorstehende Jahr 1792 brachte ihr eine Fülle des Leids.

2. Wanderungen der Schwarzen Legion im Jahre 1792.

Für die Unterthanen des Kardinals in Ettenheim hatte die Aussicht, die Krieger der Gegenrevolution den ganzen Winter über beherbergen zu müssen und einem Einfall vom Elfaß her ausgesetzt zu sein, wenig Erfreuliches. Die kaum beschwichtigte Erregung stieg wieder ziemlich hoch. Indesß sollte die französische Note in der Emigrantenangelegenheit (14. Dez. 1791) Ettenheim rasch von den unbequemen Gästen befreien. Markgraf Karl Friedrich gab auf dieselbe eine würdige und patriotische Antwort und ließ zugleich an den Kaiser ein Promemoria mit der Bitte um „Defensionsanstalten“ in Vorderösterreich abgehen, das allzu schwach mit Truppen belegt sei. Die Wiener Regierung antwortete unter warmer Anerkennung des zielbewußten Verhaltens des Markgrafen, daß Prinz Condé das Gebiet von Worms bereits verlassen habe, der Cardinal Rohan eine energische Note erhalten werde und somit eine unmittelbare Gefahr für Baden nicht mehr vorliege.²⁸⁾

Inzwischen hatte die Emigrantenfrage eine akute Wendung angenommen. Die Nationalversammlung erließ am 1. Januar 1792 ein Dekret, wonach dem Emigrantengesetz vom 11. November 1791 zufolge die Prinzen und Mirabeau-Touneau in Anklagezustand versetzt wurden. Die kriegerische Stimmung der französischen Abgeordneten beruhigte sich erst, als vom Kaiser eine beruhigende Note wegen der Werbungen und Truppenansammlungen in Ettenheim einlief. Ein französisches Ultimatum wurde dadurch hintertrieben. Condé mußte mit seinen Truppen Worms verlassen und wußte keinen anderen Ausweg als nach Ettenheim. So war die Ansammlung von Bewaffneten an der elsässischen Grenze noch gefährlicher als zuvor. In Renchen, Oberkirch, Oppenau, Petersthal waren alle Häuser voll Soldaten und Offiziere, deren Zahl bekanntlich sehr groß war. In Oberkirch beherbergte das Amtshaus 300 Mann. Die Summe der Emigrantensoldaten am Oberrhein war auf 3—4000 Mann gestiegen. Rasche Abhilfe that Noth. Um allen Rekrutenzuzügen vom Oberland her ein Ende zu machen, schärfte die Vorderösterreichische

Regierung allen Dominien und Ortsvorgesetzten aufs Neue die bereits ergangenen Verordnungen ein, sandte am 4. Januar eine Eskafette nach Karlsruhe mit der Bitte, an die zwischen den österreichischen vermischte liegenden badischen Ortschaften ebenfalls strenge Ordres zu schicken. Fast gleichzeitig traf die Weisung vom Kaiser ein, keinen Emigranten mehr aufzunehmen und den Anwesenden nur zwanzig Stunden von der Grenze Aufenthalt zu gestatten.

Groß war der Jammer unter den Flüchtlingen, deren Geldmittel zum Theil auf die Neige gingen. Die Chaisen, die schon auf dem Weg nach Ettenheim waren, mußten umkehren und die Insassen die kalte Januarnacht im Wagen zubringen. Sie verkauften ihre Mäntel und Kleider, um zu den unerschwinglichsten Preisen Obdach und Essen zu bekommen. Für 6 Livres erhielten sie zuweilen einen Bund Stroh in einer Scheuer, ein Pfund Butter galt in Ettenheim 6 Schillinge und alles andere im Verhältniß.

„Die Anblicke sind rührend“, schreibt Landvogt von Blittersdorff an die Markgräflische Regierung, „wenn man so viele alte gediente Männer, wovon viele das Kreuz haben, in dieser kalten Witterung zu Fuß herumirren sieht. Dem Soldaten werden aber die wahren Ursachen hinterhalten. Man spiegelt ihnen vor, der Prinz Koburg — (gemeint ist Prinz Friedrich Josias von Sachsen-Coburg-Saalfeld, Generalfeldmarschall des deutschen Reichs) — sei in Freiburg und werde mit seiner Armee die hiesigen Gegenden besetzen“.

Vergeblich hatte man in Wien den Kaiser zu bestimmen versucht, die Leute Condés im Breisgau aufzunehmen und womöglich dem österreichischen Heere einzuverleiben.²⁹⁾ Keine Noten Polignacs, keine Bitten der Frau von Mirabeau, die persönlich nach Wien gereist war, vermochten Kaunitz zu erweichen. Es wurde im Interesse der Reichssicherheit sogar die Auflösung der Legion Mirabeau verlangt. Auch der schwäbische Kreis hatte an den Cardinal das gleiche Verlangen gestellt, obgleich die Legion aus Ettenheim entfernt und Mirabeaus Hauptquartier nach Renchen verlegt worden war. Am 19. Januar waren in Ettenheim nur 12 Husaren und das aus 200 Mann bestehende Regiment Royal-Rohan übrig, wovon

Freiherr von Gayling bei einem Besuche, den er dem Kardinal abstatte, sich überzeugen konnte.³⁰⁾

In Oberkirch und Oppenau durfte die „schwarze Legion“ auch nicht bleiben. Dafür bedankte sich der gegen Frankreich willfährige Herzog von Württemberg. Zum Schutze seiner Landesgrenzen legte er Truppen in die Oberämter Freudenstadt und Nagold und scheute trotz seines hohen Alters die Reise nach dem Schwarzwald nicht, um die verschiedenen Pässe und Posten selbst zu besichtigen; die Reichsstadt Kottweil erließ an alle Vögte strenge Weisung „die Straifenanstalten zu verbessern, um das herumziehende Gesindel fernzuhalten“. Eine direkte Bedrohung Badens durch den französischen Marschall Luckner in Straßburg — er ritt am 31. Januar Nachmittags 3 Uhr mit 4 Adjutanten auf die Kehler Brücke, ließ den Rittmeister von Medicus rufen und drohte, mit 60000 Mann in Baden einzufallen, wenn die Emigranten nicht fortgeschafft würden³¹⁾ — veranlaßte endlich die schwäbischen Kreisstände, in Hornberg³²⁾ zu einer Konferenz zusammen zu kommen (6. Februar). Der Kardinal ward durch den anmaßenden Abbé d'Ymar vertreten, der zornig vor Schluß der Verhandlungen abreiste, der Markgraf von Baden durch Geheimrath E. Meier.³³⁾ Alle theiligten Stände waren einig über die Nothwendigkeit des schleunigen Abmarschs der Legion Mirabeau. Schwierigkeiten erhoben sich nur in Folge eines thörichten Schreibens des in Bruchsal wohnenden Fürstbischofs von Speier, welcher den friedlich abziehenden Emigrantentruppen Durchmarsch zu gewähren sich weigerte.³⁴⁾

Auf der Hornberger Konferenz hatte der Kardinal die unbestimmte Erklärung abgeben lassen, die unbequeme Legion sollte demnächst von einem anderen deutschen Fürsten übernommen werden. Ein Requisitionalschreiben des Fürsten von Hohenlohe (d. d. Waldenburg, 8. Februar 1792; G. L. N.) klärte die Sachlage auf. Die Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg, Schillingsfürst und Öhringen, welche in ihrer kleinen Residenz Pfedelbach einer Anzahl Emigranten Gastfreundschaft gewährten, hatten am 3. Februar mit den französischen Prinzen einen Vertrag geschlossen, worin sie ein Regiment von 18 Kompagnien zu

60 Mann mit derselben Uniform wie die deutschen Truppen im französischen Dienste zu stellen sich verpflichteten. Bis auf weiteres sollte nach § 15 des Vertrags die Legion Mirabeau dieses Regiment vertreten.³⁵⁾ Für die nunmehr Hohenlohesche Legion baten die Herrn v. Hohenlohe die theiligten Fürsten um Durchmarsch, unter Berufung auf die kaiserliche Ordre, es möge jeder Stand rüsten und in seinen Landen die Ordnung aufrecht halten.

In Appenweier trafen am 18. Februar der Führer des schwäbischen Kreiskontingents, Oberst von Mylius, und der badische Marschkommissär, Major von Beck vom Leibregiment, mit Mirabeau zusammen, um die Marschordnung zu regeln. Man kam am 19. in Renchen dahin überein, daß die Legion in drei Kolonnen eingetheilt werden und jede derselben je einen Tag nach der vorauszugehenden aufbrechen sollte.

Die erste Kolonne, die am 23. Februar in Ruppenheim einrückte, bestand aus den Obersten de Bergeret und du Hautois, dem Obristwachtmeister de Pellissier, 3 Offizier-Majors, 40 Offizieren, 90 Volontairs, 100 Mann zu Pferd und 260 zu Fuß; zusammen 446 Köpfen. Die zweite Abtheilung ging am 24. ab und war genau ebenso stark; die dritte zählte 517 Köpfe, nämlich den General Mirabeau, den Oberst Graf d'Olonne, den Obristlieutenant de Saure, 4 Offizier-Majors, 60 Offiziere, 100 Volontairs, 120 Reiter und 230 Mann zu Fuß. Die Gesamtstärke der Legion bei ihrem Übertritt in Hohenlohesche Dienste war demnach: 158 Offiziere, 280 Volontairs, 320 Mann Kavallerie und 650 Infanteristen. Der Weg ging über Ruppenheim, Durlach, Pforzheim, Bierigheim, Weinsperg nach Waldenburg, wo am 28. Februar die erste und am 1. März die letzte Abtheilung der schwarzen Legion eintreffen sollte. Eine badische Kompagnie ging bis zur Landesgrenze mit. Die Mannszucht war gut, die Leute zahlten alles: für die trockene Mundportion 20 Kreuzer, für Strohlager 4 Kr., für Pferderation 42 Kr., einen Vierspanner 6 fl. Major von Beck fand in dem Obersten d'Olonne den „artigsten und eraktesten Mann“.³⁶⁾ In Pforzheim, der letzten markgräflichen Stadt, traf man Madame de Mirabeau an, die mit wenig tröstlichen Nachrichten aus Wien zurückkehrte.³⁷⁾

Ebenso wenig tröstlich sollte der Empfang der Legion im Hohenloheschen sein. Abgesehen davon, daß der Fränkische Kreis-Konvent in Nürnberg die unüberlegte Handlungsweise der Prinzen mißbilligte, zeigten die Bauern eine sehr starke Abneigung gegen die ihnen zugedachte Einquartierungslast. Sie machten der Landesherrschaft, mit welcher sie in Streit lagen, eine „unterthänigste“ Vorstellung und erhielten zur Antwort, daß auf 1000 Gulden Schatzungsanlagen fünf Mann Einquartierung kommen sollten. Da die in Waldenburg und Pfedelbach anwesenden Emigranten „bereits die gegendkundigste Beispiele zügelloser und verderblicher öffentlicher Conduite“ geliefert hatten, wandten sich die Ämter Waldenburg, Kupferzell, Ohrenthal und Adolzfurth beschwerdeführend an den Kreiskonvent³⁸⁾ und flehten um „so schleunige als kräftige Höchste und Hohe Interzession bei Höchstdgedacht Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht.“

Schon am 11. Februar, noch ehe also in Karlsruhe und Freiburg von der bevorstehenden Änderung der Dinge etwas bekannt war, hatte sich Generalquartiermeister Freiherr von Eckardt im Auftrage des Kreiskonvents nach Waldenburg und Bartenstein begeben, um den Fürsten von ihrem Vorhaben abzurathen. Ein scharfes Schreiben lief am 20. Februar in Nürnberg als Antwort ein. Die Hohenloheschen Fürsten beriefen sich auf die eingetroffene „Begnemmigung des Allerhöchsten Reichsoberhauptes“ und thaten der Versammlung kund, daß sie ihre „Reichsständischen Rechte und Befugnisse so standhaft zu behaupten entschlossen, als entfernt seien, einige Reichskonstitutionswidrige Handlung sich zu Schulden kommen zu lassen.“ Damit war nur Öl ins Feuer gegossen. Am 26. Februar ging ein sehr „nachdrucksvolles“ Dehortatorium an die Herren Fürsten ab, nachdem man sich vorher der Zustimmung des Königs von Preußen³⁹⁾ versichert hatte. Damit hatten die Fürsten Zeit gewonnen. Am 29. Februar gaben sie dem Kreiskurier die Antwort mit, ein Theil der Legion Mirabeau sei bereits mit Wehr und Waffen eingetroffen und „instradiert worden.“ Ohne Widerstand der Bauern war es beim Einmarsch nicht abgegangen. In Windischenbach kam es fast zu Thätlichkeiten, in Verrenberg wurde Sturm ge-

läutet, in Pfedelbach war es unmöglich, die vielen Leute und Pferde unterzubringen.⁴⁰⁾

Der Kreis fügte sich nicht der vollendeten Thatsache. Am 3. März ging Freiherr von Eckhardt mit einem einmüthigen Kreisbeschluß nach Pfedelbach ab, um die Legion zu entwaffnen. Und wirklich gelang es seiner Klugheit, am 8. März von dem „in dieser Lage zu bedauernden“ Vicomte de Mirabeau das Zugeständniß zu erhalten, daß bis auf die adligen Volontairs die ganze Legion freiwillig die Gewehre abliefern. Nur eine kleine Abtheilung durfte in Pfedelbach, Waldenburg, Kupferzell, Kiplingen, Mainhardt, Untersteinbach und Adolzfurth zur Handhabung der nöthigen Polizei bewaffnet bleiben. Sofort ließ General Mirabeau die in Pfedelbach liegenden Jäger, Volontairs, Grenadiere zu Pferd und Uhlanen antreten und zum letzten Male im Schloßhose paradieren. Beim Anblick dieser „schönen, wohlgerüsteten und unglücklichen Leute“ war von Eckardt „bis zu Thränen gerührt.“ Nach der Parade erschienen alle Offiziere im Schlosse, wo ihnen Mirabeau mit schwerem Herzen seinen Entschluß kund that und ans Herz legte, sich den Weisungen des hochlöblichen Fränkischen Kreises zu unterwerfen. Alle versprachen dies dem anwesenden Kreisbevollmächtigten, der aus Mirabeaus Hand die Dislokationsliste, 25 Konduitenzertifikate, sowie mehrere Notizen entgegennahm, darunter ein ausführliches Exposé an den Kreiskonvent. Noch am gleichen Abend schickte Mirabeau einen Kurier an die Prinzen ab. Die Legion zählte bei ihrer Entwaffnung 1728 Mann, nämlich 193 Offiziere, 385 Mann Kavallerie und 1150 Infanteristen. Sie hätte sich einer Kreisexekution, die unzweifelhaft eingetreten wäre, nicht erfolgreich entgegensetzen können.

Durch die Nachgiebigkeit Mirabeaus und die gute Mannszucht seiner Leute, die monatlich gegen 30000 Gulden in der armen Gegend verzehrten, wurden die Hohenloheschen Bauern milder gestimmt. Der Tod des Kaisers Leopold (1. März) und die Kriegserklärung (24. April) änderten die Lage Mirabeaus und seiner bedauernswerthen Legion, — allerdings nach langem Hoffen und Harren im Hohenloheschen.

Die Entscheidung konnte naturgemäß erst nach der Wahl von Leopolds Nachfolger eintreffen.

Diese aber verschleppte sich den größten Theil des Sommers hindurch bis zum 5. Juli 1792. Voll Verzweiflung über die gezwungene Unthätigkeit wollte schon Mirabeau mit Neckarschiffen akkordieren, um von Wimpfen aus mit seiner Legion an den Kriegsschauplatz in der Pfalz zu gelangen. Allein die zwischen Oesterreich und Preußen schwelenden Unterhandlungen inbetreff des Emigrantenkorps flößten ihm wieder etwas Geduld ein, umsomehr als er sah, daß der neue Kaiser Franz II schließlich in eine Zwangslage gerieth. Infolge des Zugangs der aus Frankreich desertierten drei Sold-Regimenter Royal-Allemand, Saxe und Berchaim war die Zahl der Emigrantentruppen derart angewachsen, daß für die Prinzen ihr Unterhalt unerschwinglich wurde. Andererseits waren viele Reichsstände gewohnt, für die Reichsarmee statt Mannschaft Geld zu stellen. Aus diesen „Reluitions-geldern“ konnten aber die Emigrantentruppen besoldet werden, falls der Kaiser sie in seine Dienste nahm.

Darüber fand im Anschluß an die Krönung, welcher die meisten deutschen Fürsten, ebenso auch Condé und Mirabeau beizwohnten, — die Zeitungen geben als Zweck der Reise Mirabeaus nur das Aufreiben von Geldmitteln in Frankfurt an, — vom 19. bis 21. Juli zu Mainz eine Konferenz statt.⁴¹⁾

Oesterreich und Preußen beschloßen, die Soldaten Condés und Mirabeaus zu einer Diversion am Oberrhein zu benutzen und dem in Freiburg kommandierenden Feldmarschalllieutenant Graf Wallis zu unterstellen.

Jetzt waren Condé und Mirabeau österreichische Söldner geworden. Ohne Condés Unwillen über die verlorene Selbständigkeit des Kommandos zu theilen, reiste Mirabeau unverweilt nach dem Hohenloheschen zurück, seinen Leuten die erwartete Erlösung zu bringen.

Am 1. August traf die Marschordre ein, und die Legion, deren Mannszucht sich jedenfalls gelockert hatte, brach nach Bruchsal auf. Von ihrem An- und Durchmarsch waren die kurpfälzische Regierung und der Fürstbischof von Speier benachrichtigt worden.

3. Die Schwarze Legion in der Markgrafschaft (August 1792).

Mirabeaus Ende (15. Sept. 1792).

Am 2. August Nachmittags kam Mirabeau bereits durch Heilbronn marschirt. Seine Legion paradierte am Schießhaus vor dem alten Herzog Carl, kampierte im Freien und setzte am 3. in aller Frühe ihren Marsch nach Eppingen und Bruchsal fort. Dort sollte auch Condé eintreffen. Der schwarzgallige Fürstbischof von Speier empfing die französischen Gäste sehr unfreundlich, und die Bevölkerung seiner Lande gab den Emigrantenführern einen Vorgeschmack der Stimmung am Rhein. Alles war froh, als endlich der Befehl zum Weitermarsch da war.⁴²⁾

Am Donnerstag, den 9. August, morgens neun Uhr, ritten 20 Quartiermeister in den badischen Grenzort Graben ein und forderten von dem Schultheißen Nägele Unterkunft für 2000 Mann, während Mirabeau, der beim Prinzenwirth abstieg, zur Abholung der Fourage aus dem K. K. Magazin ohne weiteres neun Wagen requirierte. Fürst Esterhazy hatte am 6. eine Eskafette mit der vorläufigen Nachricht und mit Bitte um Quartier und Durchmarsch nach Karlsruhe geschickt. Sofort trat der Geheime Rath zu einer Sitzung zusammen, um über die nöthigen Weisungen an die Oberämter und den Prälaten von Schwarzach zu berathschlagen. Noch während dieser Berathung traf Mirabeaus Brief und gleichzeitig auch die Nachricht von seiner Ankunft in Graben ein. Da es sich nur um einen Durchmarsch handelte und der Markgraf von der bisher geübten Gastfreundschaft nicht abgehen wollte,⁴³⁾ machte die badische Regierung gute Miene zum bösen Spiel. Man begnügte sich damit, den mit der Legion hinlänglich bekannten Major von Beck als Landeskommissär ins Hauptquartier zu schicken, um die Rechte der Unterthanen zu wahren und etwaige Klagen entgegenzunehmen oder abzustellen.

Major von Beck war ein sehr pflichttreuer, aber etwas jähzorniger und leidenschaftlicher Mann. Den Schultheißen von Graben warf er ohne weiteres die Treppe hinunter, weil er leisen Widerspruch gegen seine Anordnungen wagte, und der erste Bericht nach Karlsruhe scheint von

seiner augenblicklichen Stimmung sehr beeinflusst zu sein.⁴⁴⁾ Die Fürsorge für die vom Kriege stark mitgenommenen Landleute der Markgrafschaft blieb für Beck's Haltung allezeit die maßgebende Richtschnur: „Mein Herz blutet, und ich kann nicht schweigen“, schrieb er gleichsam zur Entschuldigung am 20. August; „wenn nicht baldigst eine Änderung in der Einquartierung geschieht, muß die Erbitterung steigen“.

Diese Erbitterung der markgräflichen Unterthanen war hinlänglich begründet. Man lebte seit Mai in steter Furcht vor einem Überfall vom Elsaß her; seit Ende Juli zogen starke Abtheilungen österreichischen Militärs durch das Land und belästigten zur Zeit der dringendsten Feldarbeiten die Einwohnerschaft durch endlose Fuhrprästationen zur Beschaffung von Brot und Fourage. Es war sogar in einzelnen Ortschaften, z. B. in Denzlingen, zu blutigen Schlägereien zwischen österreichischen Soldaten und Bauern gekommen.⁴⁵⁾ Und nun noch vor der Weinlese abermals drückende Einquartierungslasten! Condé brachte nicht weniger als 3340 Mann und 1346 Pferde mit; auch seine aus der Legion Mirabeau und den Salm'schen Husaren bestehende Vorhut war unverhältnißmäßig stark. Zuerst kam Condé's Hauptquartier nach Ruppenthal. Hier lagen 500 Mann Infanterie und 300 Reiter, in Sinzheim 350 Infanteristen, in Wintersdorf 250 Inf. und 150 Cav., in Steinauern und Elchesheim 450 Inf. und 150 Cav., in Plittersdorf und Ottersdorf 150 Inf. und 350 Cav., in Bischweiler, Niederbühl und Sandweiler 300 Inf. und 400 Cav., in Haueneberstein 350 Inf. und 150 Cav. Als das Hauptquartier am 15. August nach Bühl verlegt wurde, wo es zum Leidwesen von Regierung und Unterthanen volle drei Wochen, bis zum 5. September, bleiben sollte, mußten folgende Ortschaften sich in die Lasten theilen: Bühl, Leiberstung, Steinbach, Schwarzach (hier lagen 3 Esc. zu 112 Reitern und 1 Division Inf. zu 112 Mann), Ulm, Oberbruch, Moos, Vimbuch, Lichtenau, Grebelbaum, Zermelingen, Scherzingen, Membrachthofen, Freistett und Bischofsheim. Die Vorhut unter Befehl des besonnenen Generals Grafen Vioménil und des stürmischen Mirabeau

war seit 13. August in Stollhofen, Söllingen und Hügelsheim untergebracht, wo sie allerhand Unheil anrichtete.

Am gleichen Tage (13. Aug.) war Geheimrath von Geusau vorsichtigerweise mit einem Schreiben an den Fürsten Esterhazy nach Freiburg entsandt worden, um den Weitermarsch der Emigrantenkorps nach dem Breisgau thunlichst zu beschleunigen. Die Karlsruher Regierung schlug vor, „dieselben auf dem tractu von Schwarzach bis Kehl — (letztere Stadt war in der Nacht vom 5. auf 6. Juli von den Österreichern besetzt worden) — so zu dislozieren, daß es vom Rheingänzlich abkomme“. Esterhazy antwortete am 19. August, eine anderweite Dislokation sei zur Zeit unmöglich.

In der Zwischenzeit hatten sich aber bedenkliche, für Mirabeau sehr verhängnißvolle Ereignisse zugetragen.

Die gegenseitigen Neckereien zwischen den Mirabeauschen und den Franzosen am elsässischen Ufer begannen schon am 13. August Abends. Die Besatzung von Fort-Louis pflanzte Söllingen gegenüber sechs Kanonen auf und beantwortete die Flintenschüsse der Mirabeauschen Soldaten mit scharfem Geschütz. Ein Haus wurde beschädigt, ein Bub angeblich getödtet, der ganze Ort in Schrecken gesetzt. Am folgenden Morgen brachte Major von Beck in aller Frühe beim Prinzen Condé eine sehr nachdrückliche Beschwerde gegen das nutzlose und gefährliche Hinüberschimpfen und Hinüberschießen an. Er verlangte zugleich die Freilassung von sechs Münchthaler Kälbern, sowie diejenige des Lammwirths Franz Müller aus Berg i. L. und seiner Frau, geborenen Starkin aus Rastatt, welche allesamt in Steinauern von den Avantgardetruppen verhaftet worden waren. Zur Strafe wurde das Mirabeausche Corps nach Hügelsheim, und Prinz Salm-Byrburg mit seinen Husaren von da nach Stollhofen gelegt. Dadurch wurde jedoch die Ruhe nicht hergestellt. Mirabeau-Tonneau, der zuerst den Hügelsheimern „gar lustig und würcklich überaus artig“ erschien, hauste bald als unumschränkter Gebieter.

Auf einzelne von Mirabeaus und Condé's Soldaten begangene Excesse darf wohl in aller Kürze

eingegangen werden. Am häufigsten liefen Klagen über Diebereien jeder Art im Feld und Hof ein. „Weder Grundbieren“, wird am 20. August dem Major von Beck geschrieben, „noch Bienen, Kraut, Rüben, noch Geflügel, Messer und Gablen sind sicher vor ihnen“. Amtmann Siegl in Stollhofen klagte am 21., daß den Wirthen Messer, Gabeln und Gläser gestohlen würden und die Metzger nicht mehr schlachten wollten. Der Schaden scheint theilweise vergütet worden zu sein: am 21. August wurde Mirabeau ein Forderungszettel von 88 fl. 16 Kreuzern aus Hügelsheim überreicht und ihm mit Berufung an Vioménil oder an Condé gedroht, da er nicht sofort zahlte. Bei der Abrechnung für Vorspann waren ihm aus Versehen 7 Wagen (zu 2 fl. täglich) zuviel notiert worden. Der Überschuß mit 14 fl. wurde nebst 6 fl. als Erlös für einen in Iffezheim liegen gebliebenen alten Packwagen einbehalten, um die Forderungen geschädigter Bauern zu befriedigen. Verdächtig ist nur, daß diese sich standhaft weigerten, vor General Vioménil die Forderungen eidlich zu erhärten. Zu den Felddiebstählen kam stellenweise die zu jener Zeit sehr streng beurtheilte Wilderei. Ein Aehrender wurde laut Rapport des Grenzüjägers Federkeul am 23. zwischen Hügelsheim und Stollhofen von Mirabeausen getödtet und zu 3 Kreuzern das Pfund, die Haut aber für 4 Gulden verkauft. Derselbe Grenzüjäger hatte acht Tage zuvor einen ernsteren Vorfall zur Anzeige gebracht. Während er zu Hügelsheim im Hirschen saß, kam der Mohr Mirabeaus, schimpfte bei ihm „ganz vergessen auf Se. Excellence Herrn Oberjäzgermeister von Geusau“ und nannte Federkeul einen Spitzbuben und schlechten Kerl, weil er nicht reagierte. Dieser Mohr muß eine vielbesprochene Persönlichkeit gewesen sein. Früher als marktgräflicher Grenzüjäger angestellt, galt er für einen großen Scharfschützen und sollte nach den Zeitungen vom badischen Ufer bei Söllingen aus einen Offizier und fünf Soldaten von Fort-Louis weggeschossen haben.⁴⁶⁾ Deshalb hielt man es für der Mühe werth, ein Promemoria, zwei Geheimrathsitzungen und zwei Beschwerdebriebe daran zu wenden, daß der freche Mohr ein paar Tage eingesperrt würde, und zwar „mit Rücksicht auf den hochfürstlichen Dienst.“

Auch die in Kriegszeiten kaum zu vermeidende Unsicherheit der Landstraßen wurde auf Schuldkonto der lästigen Franzosen geschrieben.

Posthalter Görger in Stollhofen meldete am 15. August, daß sein „Ordinari-Bursch“ (Postreiter) vergangene Nacht im Iffezheimer Wald angeschossen worden und er somit gezwungen sei, die Postverbindung vorläufig einzustellen, dieweilen Niemand ohne militärische Bedeckung reiten und General Mirabeau eine solche nicht hergeben wollte. Vier Tage später wurde gegen 3—4 Uhr Morgens der 18 Jahre alte Hilfspostillon Franz Lorenz aus Sandweier zwischen Kastatt und Ertlingen von zwei schwarzgekleideten Männern angegriffen, die er ihrer französischen Köpfe wegen für Mirabeausche Soldaten hielt. Besonders hatten die Emigranten die Reisenden aus Straßburg und nach Straßburg aufs Korn genommen, vielleicht wegen des daselbst thätigen Jakobinerklubs. So wurde z. B. ein Holzhändler aus Greffern, Tochtermann des dortigen Schulzen, als verdächtig arretiert, ebenso am 17. August ein Schiffer Martin Oberlin aus Straßburg, der mit Selterswasser von Mainz herunterfuhr, mit seinen elf (?) Knechten, am 21. August ein Schiffer Johann Eckhardt von Straßburg nebst 4 Knechten. Die Straßburger saßen bis zum Abzug der Emigranten in Haft, was dem Martin Oberlin 16 Gulden Auslagen für seine und seiner Leute Verköstigung verursachte. Oberlin selbst entwich am 4. September und wurde bei der Municipalität seiner Vaterstadt klagbar. Diese hatte bereits einen sehr entschiedenen Beschwerdebriebe nach Karlsruhe gerichtet und ging nun noch drohender vor.⁴⁷⁾

Über alle diese Fälle wurde eingehendste Untersuchung und Berathung gepflogen, um ja Niemanden Unrecht zu thun.

Selbst am Hauptquartier kamen zuweilen Unordnungen vor. Kaufmann Berger in Bühl wurde in seinem Laden von einigen Emigrantenoffizieren mißhandelt. Er rief zur Thüre hinaus um Hilfe, so daß die Bürger Bühls sich vor dem Hause sammelten. Sofort war Major von Beck zur Stelle und erwirkte bei Condé Arrest für den Hauptschuldigen. Der Gerechtigkeit halber wurde auch Berger eingesperrt, aber sofort nach eingetretener Dunkelheit entlassen. „Die Franzosen

behandeln die Deutschen wie ihre Negerklaven“, schrieb Beck in frischer Erregung darüber nach Karlsruhe; „der geringste von ihnen glaubt sich ohnbefreuer Herr und Meister von dem Lande, worinnen er ist, von dem Haus, von dem Hab und Gut desjenigen Eigenthümers, welcher ihn aufnimmt und selbstem Wohlthaten erweist.“ (25. Aug. 1792. G. L. A.) Mildernd fällt die unerquickliche Lage der Tag für Tag vergeblich auf ihre Marschordre wartenden, schlecht verpflegten und in Scheuern zusammengepferchten, von den ausgefogenen und verbitterten Bauern — die nicht dreschen konnten und manchmal mit ihrem eigenen Vieh im Freien übernachten mußten — überforderten und angerempelten Franzosen ins Gewicht. Bei Anton Droll in Leiberstung z. B. wohnten vier Offiziere in der Scheuer; sie mußten ihre Pferde selbst waschen und füttern, und dergl. mehr.

Alle Diebereien, Raubereien und Schlägereien wurden durch einen fast ungläublichen Einfall Mirabeaus als unwesentlich in den Hintergrund gedrängt. Des Hin- und Herplänkels und des ziellosen Wartens überdrüssig, unternahm er am Abend des 17. August einen Streifzug über den Rhein. Er ließ sich mit 50—60 Mann von Hügelsheimer Schiffern, die er mit Pistolen und Faustschlägen bedrohte, nach dem dreißig Bürger starken Dörfchen Neuhäusel bei Fort-Louis setzen, zwang den Korneli Diebold, ihm die Häuser des Maire und des Pfarrers zu zeigen und trank bei der Mutter des letzteren eine Maß Wein, während seine Leute den Ort nach „Patriotten“ und Nationalgardisten absuchten. Sieben Gefangene, sehr wahrscheinlich in Folge einer Denunziation zum voraus bezeichnet, wurden eingebracht, vielleicht auch ein Neuhäusler Bürger erstochen. Nach dieser Heldenthat, welche die Elsässer in Schrecken setzen sollte, kehrte Mirabeau mit seinen Gefangenen nach dem bestürzten Hügelsheim zurück.⁴⁸⁾

Diese Neuhäusler Expedition war ein grober Friedensbruch, weil das Dorf, zum badischen Amt Weinheim im Elsaß gehörig, unter französischer Oberhoheit stand. Daß der Überfall vom badischen Ufer ausgegangen war, konnte einen Angriff der Franzosen unmittelbar nach sich ziehen und wider-

sprach vor allem der bisherigen, durchaus korrekten Haltung Badens. Sobald eine Estafette die unangenehme Nachricht nach Karlsruhe gebracht hatte, wurde noch am 18. August in einer Geheimerathssitzung ein höchst eindringliches Beschwerteschreiben an Condé und ein Brief an Fürst Esterhazy aufgesetzt, der abermals sofortige Entfernung der Emigrantentruppen aus der Rheingegend betonte, „maßen, so lange solche daselbst verbleiben, bey der nun offenbaren gänzlichen Beiseitsetzung aller und der schärfsten Befehle des Prinzen von Condé, Mirabeau ohne allen Zweck und Nutzen unaufhörlich seine Neckereyen so lange fortsetzen wird, bis daraus ein großes Unheil für Serenissimi Unterthanen als represalien ausgeübt werden würde.“ (G. L. A.)

Major von Beck aber war Morgens um fünf Uhr zu Condé geeilt und, da der Prinz noch schlief, um halb acht wiedergekommen. Der alte Herr zeigte sich aufrichtig betrübt über diese an Mirabeaus Fahnenbänder-Geschichte erinnernde „équipée“. Er versprach, unverzüglich und auf einige Zeit den tollen Vicomte in Arrest zu stecken.

Daß Mirabeau-Tonneau für seine Unbesonnenheit wirklich Hausarrest erhielt und seines Kommandos in Hügelsheim vorläufig entsetzt wurde, unterliegt keinem Zweifel. Condé meldete es dem Markgrafen in einem ungemein verbindlichen Schreiben vom 19. August, und alle Zeitungen posaunten es schadenfroh aus.⁴⁹⁾ Vom 18. ab wurde er ein paar Tage lang auf der Straße nicht mehr gesehen, und am 22. August schrieb Beck nach Karlsruhe: „In diesem Augenblick fährt Mirabeau herein (nämlich in Bühl), vermuthlich wegen seiner Entlassung vom Arrest sich zu melden. Von hier aus soll er auf Rastadt gehen.“ Ob letzteres richtig, bleibe dahingestellt, das Kommando in Hügelsheim hat er wenigstens nicht mehr geführt.

Diese Genugthuung an Baden vermochte die Verstimmung nicht zu heben. Major von Beck trat den Verhältnissen entsprechend gebieterischer auf und hatte am 21. mit Condé eine fünfviertelstündige hitzige Unterredung wegen der kaum noch zu erschwingenden Vorspannforderungen. Am 22. zeigte er sich erheblich milder gestimmt, weil General Fumelle und Generalkommissär Beaudoïn

ihm die betrübende Lage des greisen Prinzen Condé, den Geldmangel im Heere und vor allem die demüthigende Abhängigkeit von mehreren Befehlshabern und Amtsstellen gar eindringlich vorgerückt hatten. Vielleicht hatten auch die Unordnungen nachgelassen, weil Condé bei der Parole verkünden ließ, daß jeder Diebstahl mit Spießruthenlaufen und Dienstentlassung zu ahnden sei.

Jetzt bemühte sich die badische Regierung aufs Energischste, die gefährlichen Gäste aus dem Lande zu schaffen. Sie wandte sich an den Höchstkommandirenden, da vom Fürsten Esterhazy in Freiburg nichts zu erlangen war. Am 27. August wurde die Legion in Gegenwart des ersten Adjutanten Esterhazys in Stollhofen gemustert; dieser hatte mit Major von Beck eine längere Auseinandersetzung und klagte unter anderem, daß die Franzosen stark überfordert und unfreundlich behandelt würden. Am 3. September lief endlich die amtliche Meldung in Karlsruhe ein, die Truppen Condés und Mirabeaus müßten rheinwärts rücken und die bisher innegehabten Strecken durch badisches Militär besetzt werden. Der Abmarsch begann Dienstag den 5. September, Morgens 4 Uhr, nachdem Condé am Sonntag in Kenzingen mit Esterhazy die Marschrouten vereinbart hatte. Die erste Colonne mußte am ersten Marschtag in Bohlbach, Griesheim, Bühl, Weier, Waltersweier (Hauptquartier), Windschlag, Ebersweier, Rammersweier, Zell und Schutterwald rasten. Offenburg blieb als freie Reichsstadt frei. Am 6. September sollte in Lahr und Dinglingen (Hauptqu.), Friesenheim, Schutteren, Zugswieier, Metersheim gerastet werden, am 7. Sept. in Herbolzheim, Wagenstadt, Bleichheim, Bombach, Kenzingen, Ober- und Niederhausen, Hecklingen (Hauptqu.); am 8. erhielten Neuershausen, Zugstetten (Hauptqu.), Hochdorf, Lenzhausen, Gundelfingen, Zähringen, „Wiehr und Härtern“ die französische Einquartierung, die am 9. September über Krozingen, Dunsel, Schindhofen (Hauptqu.), Kirchhofen, Ehrenstetten, Wettelbrunnen, Gallweiler und Straufen nach ihrem Bestimmungsort zu ziehen hatte. Die zweite Colonne (Mirabeau) rastete am 5. in Renchen, Ueloffen, Simmern, Appenweier und Sand, am 6. in Zell, Ortenberg, Zunsweier, Hofweier, Elger-

weier und Niederschopfheim, am 7. in Kippenheim, Mahlberg, Ettenheim und Umgegend, am 8. in den Kaiserstuhlorten Endingen, Riegel, Bahlingen, Eichstetten, dann in Umkirch, Opfingen, Waltershofen, Mengen und Thiengen (?) Grobe Unordnungen scheinen auf dem Durchmarsch der Condé-Mirabeauschen Gäste nicht vorgekommen zu sein. In Lahr suchte ein Bauer seinen Stall mit einem Wagen zu sperren und die in denselben eindringenden Offiziere mit Gewalt zurückzuschlagen; es entstand ein Auflauf und ein Handgemenge, bei welchem der Bauer und sein Sohn verwundet wurden. Im Ubrigen zeigte sich die österreichische Magazinsverwaltung nicht auf der Höhe der Lage. Obervogt von Blittersdorff klagte über die Verwirrung und die Verschiebung der Quartiere. Am 8. September waren z. B. von der Legion Mirabeau 800 Mann Infanterie in Mahlberg und gegen 670 Reiter in Kippenheim, so daß oft 20—30 Mann in einer Scheune liegen mußten. Am 9. rückten sie um 5 Uhr Morgens nach Riegel und Bahlingen am Kaiserstuhl mit eintägiger Verspätung ab. Am 10. sollten beide Colonnen in der Nähe von Neuenburg sich vereinigen, um in den Oberämtern Badenweiler, Müllheim, Lörrach weitere Befehle des österreichischen Kommandos abzuwarten.

Wenn der Empfang seitens der Bevölkerung des Oberlands kein gastlicher war, wenn bei der bloßen Kunde des Anmarschs alles in Angst gerieth, so war dies größtentheils Mirabeaus Schuld. Die beiden Gemeinden Kippenheim und Mahlberg baten „wehemüthigst um gnädigste Abwendung der vorsehenden Einquartierung“. Die starke österreichische Einquartierung vom 26. April bis in die Ernte hinein hätten sie willig ertragen; aber jetzt sei nicht allein der mittelmäßige Segen in den Weinbergen und an den Bäumen bedroht, sondern auch „Religion, Ehrbarkeit und gute Sitten, besonders bei der Jugend“. Gleichzeitig konnte man in den Straßburger Zeitungen lesen, daß die Jakobiner durch Subskription 3 Millionen zusammenbringen und unter andern auf den Kopf Mirabeau-Tonneaus einen Preis von 100,000 Franken setzen wollten.⁵⁰⁾ Jedoch wurde die beabsichtigte Prämie rascher verfügbar als man vermüthete. Sehn Tage nach

der Verbreitung dieser Nachricht durch den „Schwäb. Merkur“ war Mirabeau-Tonneau nicht mehr am Leben.

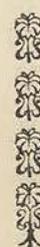
Aktenstücke über seine letzten Lebenstage vom 22. August ab besitzt das G. L. A. nicht; soweit wir nachzuforschen vermochten, sind überhaupt keine vorhanden. Vermuthlich hatte er zwar sein Kommando wieder erhalten, war aber infolge des ausgestandenen Ärgers unterwegs erkrankt. Über sein Ende schreibt die Strassburger Zeitung: „Er kam vor einigen Tagen krank von Offenburg [in Freiburg] an. Furcht vor Vergiftung machte ihn gegen jede Arznei misstrauisch. Er bequeme sich endlich, Arznei zu nehmen, ward besser und schien außer Gefahr zu sein. Den 14. d. gerieth er mit einem seiner Offiziere, der ihm Rapport brachte, in einen heftigen Wortwechsel, wurde bald darauf vom Schlage gerührt und starb. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und sein Sarg in eine auf hiesigem Militärgottesacker eilig gebaute Gruft beygesetzt. Die Beerdigung geschah mit großen militärischen Ehrenbezeugungen. General Vio-
ménil übernimmt das Kommando an seiner Stelle. Seine Legion wünscht seinen Namen beyzubehalten und will seinem hinterlassenen sechsjährigen Sohne als ihrem Chef schwören. Mirabeau hinterläßt eine schwangere Witwe, welche den 15. nach Offenburg herbeyeilte, ihn aber nicht mehr lebend antraf.“

(Strasb. Zeitung, Donnerstag, 27. Sept. 1792.)⁵¹⁾ Am 17. September konnten die Strassburger Republikaner in ihrem Strasb. Kurier folgende hämische Korrespondenz lesen: „Vom Rheinstrom, 16. September. Von Kriegsnachrichten wissen Sie mehr als ich. Aber wissen Sie auch,

das Mirabeau-Saß zu Heklingen an einer hitzigen Krankheit in den letzten Tügen liegt und vielleicht in diesem Augenblicke, da ich Ihnen schreibe, schon todt ist? Welcher Verlust — für die Weinhändler!“

Daß Mirabeau-Tonneau an einem Schlaganfall starb — ein bei seiner Leibeskonstitution an und für sich wahrscheinliches Ende — wird unwiderleglich durch eine Urkunde festgestellt, nämlich durch das Kirchenbuch von Sankt-Martin in Freiburg, Seite 15 des Jahrgangs 1792. Dort heißt es, André-Boniface-Louis de Riquette (so!) Vicomte de Mirabeau, Marquis de Mirabeau, Chevalier de l'ordre Royal et militaire etc. etc., 38 Jahre alt, sei am Schlagfluß gestorben, sancto oleo unctus, sepultus in coemeterio militari, d. h. er erhielt bewußtlos die letzte Ölung und wurde im Soldatenfriedhofe begraben. Wäre Mirabeau, wie seine Schwester erzählte und unter andern der englische Schriftsteller Th. Carlyle nachspricht, in einem Duell gefallen oder in seinem rasenden Zorn in den vorgehaltenen Degen eines von ihm angebrüllten Offiziers gerannt, — dann hätten ohne Zweifel die Strassburger Blätter dies frohlockend verkündet. Es spricht gegen diesen boshaften Weiberklatsch jede Wahrscheinlichkeit, abgesehen davon, daß im Kirchenbuch Professor Gebhardt als testis angegeben wird.

Als Sterbehaus giebt das Kirchenbuch die damalige Nummer 762 an. Aus dem ältesten gedruckten Bürgerschematismus (von Professor Heinrich Sautier, Freiburg 1798) läßt sich ermitteln, daß dieses Haus in der Kaiserstraße gelegen haben muß, und zwar neben Zutmacher Anton Glockner, dessen Haus die Nummer 764



trug. Nun befanden sich damals schon die geraden Hausnummern der Kaiserstraße auf der Westseite derselben. Es liegt daher die Vermuthung sehr nahe, daß Mirabeau in dem neben dem alten Glocknerschen Hause befindlichen Gasthof zum Römischen Kaiser wohnte und starb. In der That verzeichnet der Bürgerschematismus von 1806 den Kaiserwirth Clemens Dold als Besitzer des Hauses 762; laut Herrschafts-Rechtbuch hatte Dold dieses altberühmte Gasthaus, welches im Juli 1777 den Kaiser Joseph II. beherbergte und in Folge dessen den alten Schild „zum Storcken“ aufgab, im Jahre 1796 erworben. Wie konnte auch ein so vornehmer Herr, wie General Mirabeau, der krank nach Freiburg kam, ein anderes Quartier beziehen, als das vornehmste Gasthaus der Stadt?⁵²⁾

Das Begräbniß Mirabeau-Tonneaus war sehr prunkvoll. Man schrieb darüber an die „Schwäbische Chronik“: „Diesen Nachmittag (17. September) um vier Uhr wurde der verstorbene Graf von Mirabeau, Inhaber und Kommandeur der bekannten Legion dieses Namens aufs feierlichste zur Erde bestattet. Den Zug eröffneten 4 Kompagnien von Schröder, dann folgten zwei Kanonen, die Hautboisten mit Trauermusik, sämtliche Alerisei, der Sarg mit dem im Ritterharnisch darin verschlossenen Leichnam, Prinz Condé, sämtliche K. K. Stabs- und andere Offiziers, der größte Theil der Condéschen Armee und der gedachten Legion, sämtlich mit Cypressen- und Eichsträußen auf den Hüthen und Mützen.

Den Zug beschloßen vier andere Kaiserliche Kompagnien mit zwei Kanonen. Bei der Beerdigung wurden dreimal vier Kanonen gelöst.“ Zur besondern Ehrung des im 38. Lebensjahr jählings dahingerafften thatendurstigen Führers erbat eine Abordnung der Schwarzen Legion vom Bürgermeister Freiburgs, Dr. Dominik Eiter, die Überlassung des Körpers, „wenn einmal derselbe ins Vaterland zurückgebracht werden könnte.“⁵³⁾

General Mirabeau blieb aber in deutscher Erde gebettet. Als der alte Soldatenfriedhof wegen Anlegung der Karlstraße einging und überbaut wurde, kam der schlichte Grabstein mit der kurzen deutschen Inschrift nach dem noch bestehenden, aber in absehbarer Zeit dem Untergang geweihten „alten Friedhof“ zwischen der Karl- und der Stadtstraße. Des berühmten Namens wegen wurde ihm dicht am Wege sein Platz angewiesen. Wo aber die Gebeine ruhen, weiß niemand mehr zu sagen; vielleicht befanden sie sich unter denen, welche die Kanalisationsarbeiten an der Karlstraße im Herbst 1891 ans Licht förderten.

Dieses Schicksal theilen Mirabeau-Tonneaus Überreste mit denen seines großen Bruders. Zuerst mit übermenschlichen Ehren im Panthéon beigesezt, wurde der gewaltige Redner aus seiner Gruft gezerrt, sobald die Jakobiner seine Mächtschaften mit dem königlichen Hofe entdeckt hatten. Aber sein Name lebt in den Blättern der Weltgeschichte fort, während von Mirabeau-Tonneaus lärmvollem Dasein bisher nur Spezialforscher spärliche Kunde hatten.

Anmerkungen.

1. Das vollständigste und beste Werk über die Familie Mirabeau ist das von Louis de Loménie begonnene und von Charles de Loménie (Sohn des Vorigen) in fünf starken Bänden vollendete Werk *Les Mirabeau, nouvelles études sur la société du dix-huitième siècle*, Paris 1879—1891. In demselben geschieht aber des General Mirabeau nur flüchtig (Band V. S. 387) Erwähnung. Eine spannend geschriebene Studie über Mirabeau-Tonneau bis zu seiner Auswanderung hat J. A. Aulard in der *Nouvelle Revue* vom 15. Oktober 1880 veröffentlicht. Seite 788 ff. Der kurze Abschnitt über seine letzten Jahre ist aber voll Irrthümer. — 2. *La Révolution française*, Nummer vom 14. Juli 1891. — 3. Daß die Familie Riquetti de Mirabeau von dem florentiner Adelsgeschlecht Arrighetti stammt, ist nicht erweislich. Der erste

nachweisbare Ahne ist Jean Riquet, Bürgermeister von Marseille, der 1570 die Herrschaft Mirabeau (am flüßchen Durance in der Provence) ankaufte und davon den Namen de Mirabeau annahm. Erst gegen Mitte der Regierung Ludwigs XIV wurde die Herrschaft Mirabeau zum Marquisat erhoben. — 4. Victor de Mirabeau war der rühmlichste Schriftsteller unter den sog. Physiokraten, welche im Landbau die einzige Quelle des Volkswohl suchten und daher alle indirekten Steuern durch eine von den freien Grundbesitzern zu erhebende Grundsteuer ersetzen wollten. (Vgl. Kreyssig-Sarrazin, *Geschichte der französischen Nationallitteratur*, Band II, Seite 159.) Über das Verhältniß des hochherzigen Markgrafen Karl Friedrich von Baden zu den Physiokraten und zu Victor de Mirabeau vergl.

A. Reuß, Charles de Buttré (Paris, Fischbacher, 1887), Seite 16 ff., und namentlich den von Karl Knies im Auftrag der histor. Kommission herausgegebenen Briefwechsel des Markgrafen mit Mirabeau und Dupont (Heidelberg, Winter, 1892). Markgraf Karl Friedrich schrieb in französischer Sprache einen „Abriss der Grundsätze der Volkswirtschaft“ (Karlsruhe und Paris, 1772), wahrscheinlich unter bedeutender Mitwirkung des Franzosen Dupont de Nemours. Die physiokratischen Grundsätze suchte er in der Gemeinde Dierlingen (Oberamt Pforzheim) praktisch durchzuführen. — 5. Nach französischem Adelsrecht führte der älteste Sohn eines Marquis den Grafentitel (comte), der zweite war Vicomte (Vizegraf), alle übrigen nur Chevaliers (Ritter). General Mirabeau trug nach dem Tode seines Vaters und seines älteren Bruders immer noch den Titel Vicomte. Wann er vom Chevalier zum Vicomte aufrückte, weshalb er überhaupt nicht von vornherein diesen Titel führte, ist nicht zu ermitteln. — 6. Die Einzelheiten aus Mirabeaus Thätigkeit in Amerika sind aus Briefen seines Bruders entnommen, d. d. Le Bignon, 20. Nov. 1781 und Pontarlier, 2. März 1782; die Äußerung des Vaters stammt aus einem Briefe an den Bailly de Mirabeau, 17. August 1782. Vgl. Lucas-Monigny, Mémoires, Bd. VIII, Seite 80 ff. — 7. Den komischen Auftritt in der Kammer erzählt der Moniteur vom 16. Dezember 1789, vgl. den Brief des Redners Mirabeau an Lamarch vom gleichen Datum und vom 18. Dez. 1789. — 8. Brief Mirabeaus an Lamarch vom 26. Juni 1790. Vgl. den Bericht über die Sitzung der Nationalversammlung vom 19. August 1790 und das seltene Schriftchen Voyage national de Mirabeau cadet, Paris 1790. — 9. Damit stimmt die Angabe des Schwäbischen Merkurs in der Nummer vom 6. Sept. 1790. Von hier ab werden als Quellen benutzt a) Akten aus dem Großh. Badischen Generallandesarchiv, die dem Verfasser in reicher Auswahl von der Großh. Direktion zur Verfügung gestellt wurden. Abkürzung: G. L. A. b) Berichte aus den Straßburger Zeitungen der Jahre 1790—93, dem Schwäb. Merkur und der Schwäb. Chronik, c) einzelne Notizen aus Basler Blättern, aus Göckings Journal von und für Deutschland, sowie aus K. Z. Beckers Deutscher Zeitung, soweit in der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek vorhanden. Die einschlägigen Jahrgänge des Schw. Merkur verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. jur. Elben in Stuttgart. — 10. Die Prinzen wandten sich zunächst nach Koblenz und den Landen des mit ihnen verwandten Kurfürsten von Trier. Die Schwäb. Chronik vom 22. September 1790 meldet Mirabeau-Torneaus Ankunft aus Aachen in Karlsruhe, wo er bei Hof seine Aufwartung machte. — 11. Vgl. Karl Obser, Badische Politik in den Jahren 1782—92 (Zeitschr. f. Geschichte und Politik, 1888, Seite 307 ff.). Daß man in Ettenheim die Gesinnung des Markgrafen wohl kannte, zeigt ein Schreiben des Landvogts von Blittersdorf an Minister von Edelsheim, d. d. Mählberg, 24. Jan. 1791. Auszug bei Erdmannsdorffer, Politische Korresp. Karl Friedrichs von Baden, Band I, No. 396. — 12. Vgl. Polit.-lit. Kurier vom 1. Aug. 1791. — 13. Karl Obser, Baden und die revolut. Bewegung auf dem rechten Rheinufer (Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins, N. F. IV, Seite 212—244). Auf Unruhen in den südsächsischen Landen nimmt die Antwort auf die Note des französ. Gesandten Barthélemy (Mainz, 4. Febr. 1792) Bezug, wenn es heißt: „pour le maintien de la tranquillité d'un pays agité il n'y a que deux ans par des discordes civiles.“ Großh. G. L. Archiv. — 14. Schw. M., 25. Juni 1792, Beilage, dementiert II. Juli. Daß in Lahr revolutionäre Gesinnung herrschte, beweist ein Bericht des Landvogts von Liebenstein und des Majors von Zarrant, d. d. Emmen-

dingen, 10. Sept. 1794. Vgl. Erdmannsd. a. a. O. Bd. II, No. 202. — Über den Empörungsgest in fast allen deutschen Reichskreisen vgl. die Supplik des Fürstl. Lüttichschen Anwalts (Polit.-lit. Kurier, Straßburg 15. Januar 1791). — Sehr bemerkenswert ist eine Äußerung Edelsheims über die Gährung unter den markgräflichen Unterthanen. Er schreibt anfangs März an den württembergischen Reichstagsgesandten Graf Seckendorff: „Nos sujets, qui voient la désobéissance à leur droite et à leur gauche et devant eux, . . . sont agités fortement, et je suis persuadé qu'il n'y a que l'impression (soll wohl heißen: influence) personnelle de leur souverain qui les retient à l'ordre. (Bei Erdmannsdorffer No. 399). — 15. Der Fürst von Taxis verbot dem Postamt Kehl den Verschleiß des „Strasb. Polit. Journals“, die vorderösterreich. Regierung verbot nach und nach folgende Schriften: 1) Die Straßburger Wochenschrift „Die neuesten Religionsbegebenheiten in Frankreich“; 2) Zureuf eines teutschen Patrioten an die teutsche Bürger und Bauern; 3) Die Franzosen haben Recht; der Krieg wider sie ist der ungerechteste; 4) Dritte Adresse der Gesellsch. der Konstitution in Straßburg an ihre Mitbürger in den beiden rhein. Departements; 5) Letzter Ruf der freigewordenen Franken an die unterdrückten Deutschen, im August 1791, des 3. Jahres der Freiheit; 6) Der Kreuzzug gegen die Franken; 7) „An unser liebe Nachbarn“ Barr i. L.; 8) Rede gehalten in der Strasb. Konstitutions-Gesellsch. den 29. Junimonat im III. Jahr der Freiheit von einem neuen Mitglied aus Teutschland. Gegen diese gefährlichen Schriften wurde ein „Litterarischer Verein für Verbreitung anti-jakobinischer Schriften“ gegründet, dem die Konferenz zu Wilhelmsbad alle Förderung angedeihen ließ. Vgl. Erdmannsdorffer II, No. 240 u. 242. Vgl. auch Striippelmann, Beiträge etc., Bd. I, 147 ff. über Jung-Stillings Plan eines teutschen Gelehrtenbundes. — 16. Die vorausgehenden und folgenden Ausführungen gründen sich zumeist auf Urkunden des G. L. A., namentlich auf Faszikel 733 des Großh. Haus- und Staatsarchivs und auf die bei Erdmannsdorffer unter No. 399, 401, 405, 406, 407, 411, 412, 416, 423, 425, 426, 429, 430 abgedruckten Aktenstücke. — 17. „Verflorenen Sonntag [den 13. Febr. 1790] haben unsere französischen Aristokraten diese Stadt auf obrigkeitlichen Befehl verlassen.“ Polit.-lit. Kurier, 19. Febr. 1790. — 18. Vgl. Brief des Maire Dietrich vom 16. Juni 1791, Geheimrathsprotokoll vom gleichen Tag. Weitere Briefe vom 30. Juni und 5. Juli. — 19. Strasb. Zeitung vom 6. Sept. 1791. Nachrichten über Desertion werden von da ab sehr häufig in der Straßburger Presse. — 20. Polit.-lit. Kurier, 3. Okt. und 30. Nov. 1791; Note des freiburger Regierungsrats, von Summeraw vom 20. Sept. und Geheimraths-Protokoll vom 25. Sept. G. L. A. — 21. Aus der „Deutschen Zeitung“ vom 16. Februar 1792. Graf Wittgenstein, früher Oberst in russischen Diensten, warb in Hsenburg und Bidingen für die Sache der Emigration. Polit.-lit. Kurier, 14. Nov. 1791. — 22. Strasb. Zeitung vom 21. Juni 1791. Eine Korrespondenz des Polit.-lit. Kurier aus Durlach, 24. Aug. gibt den Grund der Reise richtig an (Nummer vom 29. Aug. 91). — 23. Die Uniformen der rechts und links hinter Mirabeau stehenden Offiziere sind dunkel, die Grade sind an der Zahl der Treffen erkennbar. Mirabeau selbst trägt grüne Zusatzuniform mit weißer Verschmürung und schwarzen Revers, ebenso der alte Herr in der Mitte der vorderen Gruppe. Alle tragen die weiße Feldbinde mit der bourbonischen Lilie um den linken Oberarm. Es wäre für Uniformkundige leicht, besonders aus den Kopfbedeckungen die einzelnen Waffengattungen zu bestimmen und sogar vermittels der im G. L. A. vorhandenen Rang- und Quartierlisten

die Namen dieser so friedlich blickenden Offiziere zu finden. Das Anarenbild selbst ist ganz vorzüglich erhalten. — 24. Polit.-lit. Kurier vom 14. Sept. 1791. Der Mann hieß Pfundner und wohnte in der Nähe von Basel. War es vielleicht der Hörnlewirt? Die Nachricht von der Klage des Zürcher Hauses stand in allen Zeitungen. — 25. „In Sachen der Handelsleute Pestalozzi und Schulthesi zu Zürich Kläger, contra den Vicomte de Mirabeau Beklagten, pro Cambii ist am hiesigen höchsten Gericht auf die Supplik des Vicomte de Mirabeau folgendes Dekret ergangen: „Ist die gebetene citatio super nullitatibus sowohl als das nachgesuchte Mandat de relaxando arresto, nicht weniger das weitere eventuelle Gesuch als ganz unstatthaft abgeschlagen. In Consilio 24. April. 1792.“ — 26. Requisitionales (deutsch) vom 12. Dez., vgl. Erdmannsd. I. No. 423. G. N.-Protokoll vom 14. Dez., Brief Summeraws an Gayling, 16. Dez., G. N.-Protokoll vom 19., Bericht des G. N. Hochberg vom 19. und G. N.-Protokoll vom 22. Dezember 1791. Sämtlich im G. L. A. Vgl. Notiz in der Strasb. Zeitung vom 12. Dez. — 27. Vgl. den sehr interessanten Oberamtsbericht Blittersdorffs vom 19. Dez. 1791. — 28. Vgl. die Aktenstücke bei Erdmannsd. Bd. I. No. 427 ff. — 2. Rudgaber, Gesch. der Frei- und Reichsstadt Kottweil (Kottweil, 1835). Bd. II, S. 318 ff. nennt irrtümlich als Standort des Emigrantencorps die Gegend von Kottweil, Villingen, Vöhrenbach, Schiltach, Hornberg, Schramberg für die Zeit vor der Hornberger Konferenz. Auch sonst stimmt seine Darstellung der Emigrantenverhältnisse keineswegs mit dem Aktenmaterial des G. L. A. — 29. Vgl. A. v. Vivenot, Die Politik des österr. Staatskanzlers Fürsten Kaunitz unter Kaiser Leopold II (Bd. I der Quellen zur Gesch. der deutschen Politik Österr. etc., Wien 1873). Darin Unterredung des Prinzen von Nassau-Usingen mit Kaunitz am 14. Jan. 1792 (Seite 319 ff., 371 ff., 381 u. 6. — 30. Diese Stelle fehlt bei Erdmannsd. I No. 440 und ist nach G. L. A. ergänzt. — 31. Brief des Geh. Legationsraths von Rochebrune im G. L. A. (Erdmannsd. No. 446). — 32. Die Akten darüber im G. L. A. (Baaden — Schwab. Craiß. Craiß. in Specie Kriegesache) ermöglichen eine vollständige, die Zeitungsberichte wesentlich berichtiger Darstellung. Das 72 Aktenseiten große Hornberger Protokoll traf erst anfangs Juni in Karlsruhe ein; der Würtemb. Sekretarius Volz erhielt dafür eine Remuneration von 1½ Louisd'or (Welsheim an Karl Friedrich, d. d. 9. Juni 1792). — 33. Von diesem gewissenhaften Beamten ist ein werthvolles Diarium mit Aktenauszügen für die Jahre 1792 bis 1797 erhalten, jetzt Eigenthum der Großh. Gideikommissbibl. (No. 807), in der Stärke eines stattlichen Folianten. — 34. Über das unpolitische Gebahren dieses Kirchenfürsten vgl. die Urkunden bei Erdmannsd. I No. 393 und 398. Geh. Rath Brauer war einige Tage zuvor nach Bruchsal entsandt worden, um alles zu besprechen. Deshalb schien ihm die jegige Weigerung, die Mirabeauschen durchzulassen, nur eine mit Condé und Rohan verabredete Menée (Aktennotiz zu dem am 6. Febr. eingetroffenen Schreiben. G. L. A.). — 35. Auch hierüber hat das G. L. A. reichliches Aktenmaterial, namentlich von der Hand Gmelins in Nürnberg. Vgl. auch die einschlägigen Nummern des Schw. M. nebst Schw. Chr., sowie des Pol.-lit. Kurier in Straßburg. Den Ver-

trag selbst druckt der Polit.-lit. Kurier vom 7. April ab. — 36. Berichte v. Beck's, 18., 23., 25., 26. Febr. und sonstige Akten im G. L. A. Vgl. Polit.-lit. Kurier, 7. März 1792, wo über die Ausführung der Legion in Reichen geklagt und bemerkt wird, daß sie 500 Sack Haber, 1500 Sack Weizen und 300 Centner Heu als Sicherheit für 7000 Livres Schulden hinterließ (?). — 37. Daß die Vicomtesse am Wiener Hofe für die Emigranten wirkte, ließe sich urkundlich beweisen. — 38. d. d. Kupferzell, 23. Febr. 1792. Abschrift Gmelins im G. L. A. — 39. Derselbe war als Landesfürst von Anspach und Bayreuth Mitstand des fränkischen Kreises. — 40. Über Schwierigkeiten beim Einmarsch, vgl. Schwab. Merkur, 5. März, Polit.-lit. Kurier vom 6. und 12. März. — 41. Manzer Konferenzprotokoll bei Vivenot a. a. O. II. 146. Vgl. Erdmannsd. No. 531, 535—537, 540, 541, 543, 548, ebenso Vivenot II. 38 ff., 54, 132, 145. Die Reliquationsgelder der zahlenden Reichsstände betrugen 100 fl. für den Fußsoldaten und 300 fl. für den Reiter. — 42. Ein Brief Mirabeaus vom 8. Aug. an den Markgrafen entschuldigt die verspätete Anmeldung damit, daß die Ordres von Condé (Dürkheim, 5. Aug.) und vom Höchstkommandierenden (Essingen 7. Aug.) ihm jetzt erst zugegangen seien. Datiert ist dieses provisorische Requisitionsschreiben (Original im G. L. A.) von Mitterheim. Dies kann unmöglich Mittersheim bei Laub sein. — 43. Am 3. Mai 1792 berichtete der Gesandte Maisonneuve nach Paris, Karlsruhe sei voll Emigranten und der Markgraf österreichischer Gesinnungen sehr verdächtig: „J'ai trouvé C. rempli d'émigrés. On ne m'a pas épargné leur présence à la cour et à la table du margrave.“ Erdmannsd. No. 487. Über den Anschluß Badens an die österr. Politik, ebenda 488 bis 513. — 44. Die Beschwerde des Schultheißen gegen Beck ist im G. L. A. vorhanden, ebenso Beck's zahlreiche Berichte. Dazu sind zu vergleichen folgende Aktenfaszikel des G. L. A.: a) Die jeweiligen Postierungen und Dislokationen des franz. Emigrantencorps in den Badenschen Landen betr. (Großh. Haus- u. Staatsarchiv, III. Staatsachen, Fas. 758). b) Die während des franz. Revol.-Kriegs von den franz. Emigr.-Corps in den badischen Unterlanden verübten Excesse betr. — 45. Die Denzlinger läuterten Sturm und erschienen 300 Mann stark vor dem Quartier der österreichischen Chevauxlegers. Diese mußten in der Nacht noch entfliehen, nachdem sie zwölf Bauern verwundet hatten (Schw. Chr. 19. Mai 1792). Das Diarium Meiers enthält bittere Klagen gegen österreichisches Militär. — 46. Schw. Chr. 22. Aug. 1792. G. N.-Protokoll vom 20. Aug. und 23. Aug. — 47. Briefe vom 28. Aug. und 5. Sept., G. N.-Protokoll vom 20. Sept. u. s. w. — 48. Die Berichte über den Überfall sind sehr widersprechend, namentlich in der Zahl der übergesessenen Mannsch.-ft. — 49. Schw. Chr. 24. Aug. und 5. Sept., Strasb. Zeitung 3. Sept., Basler Zeitung, 1. Herbstmonat. — 50. Sitzung der Nat.-Versamml. vom 26. Aug. Schwab. Merkur, 5. Sept. 1792. — 51. Fast gleichlautend stand 2 Tage zuvor die Nachricht im Strasb. Kurier, Montag, den 24. Sept. — 52. Die mehrfachen Besitzveränderungen, die der „Römische Kaiser“ erlitt, machten weitere Nachforschungen unmöglich. — 53. Schwab. Chronik, 3. Oktober. Die „Freiburger Zeitung“ aus jener Zeit war nicht aufzutreiben. Der betr. Band des „Vorderösterr. Intelligenzblatts“ fehlt auf der Universitätsbibliothek.

Nachtrag.

Während der Drucklegung dieses Aufsatzes hat die Stadtgemeinde Freiburg das S. 72 nach einer Photographie des Hesp photographen Kunzgemüller in Baden-Baden wiedergegebene Bild von der van Lakenschen Antiquitätenhandlung erworben und den städtischen Sammlungen einverleibt.



Kriege, die darauf folgten, anders. Die Sansculotten waren noch in aller Gedächtniß, und an vielen Orten, besonders in den Schankstuben, sah man die Bilder der hagern, abgerissenen, langhaarigen Gestalten, die den alten Dreispitz mit rothem Busche keck auf der Seite trugen.

Ramplam plam,
da kommen sie an —
papieren argent,
und haben kein Schuh u. Strümpf nit an.

In den Spinnstuben wurden Schauermärchen erzählt, wie ein Wälderbursche eine goldene Uhr in der Kirche gezeigt und wie er gefragt worden, wo er sie her habe, geantwortet: I hab mir e' Französlü g'schossen, gangt naus und schießt euch au eins. Oder daß die erbitterten Bauern einen gefangenen Mordbrenner zwischen zwei Bretter geschnürt und in der Klopffäge lebendig verschnitten hätten. Auch bei den Franzosen blieb die Erinnerung

Es ist jetzt bald ein Jahrhundert vorüber, seit der Kriegsstorm, von welchem ich hier Mittheilung machen will, über Freiburg und seine Umgebung hinbrauste und schwere Leiden aller Art über die Bewohner der damals vorderösterreichischen Lande brachte. Wenn auch heutzutage die Erinnerung daran bei der Bevölkerung fast verschwunden ist, so war das noch vor 40—50 Jahren, trotz der schweren

runge lange lebendig, und der unverdiente Ruf, daß unser friedlicher Schwarzwald das Land der brigands und der chenapans, der deutsche Bauer mit seiner Mistgabel aber ein bö's Mensch sei: „stich sie einmal, mach sie drei Loch“, datiert wohl aus jener Zeit. Vielleicht stammt auch 1870 von dort die verrückte Idee der Franzosen, la forêt noire, den Schlupfwinkel der verhassten Deutschen, mit Petroleum anzuzünden. Glücklicherweise ist der Völker Gedächtniß für Unglücksfälle und Leiden kürzer, als für Siege und Heldenthaten.

Als das Direktorium in Paris am 28. Oktober 1795 die Zügel der Regierung ergriffen, war die Republik in übelster Lage. Dumouriez war als Verräther entlarvt, Pichegru des Verraths verdächtig, die französischen Heere überall geschlagen, die Kassen leer, die Assignaten entwerthet und was das Schlimmste war, der Bürgerkrieg im eigenen Lande — die Vendée in

vollen Aufruhr. Das Direktorium bestand aus Leuten sehr verschiedenen Charakters, die, obgleich sie alle für den Tod des Königs gestimmt, dennoch nicht gleiche politische Zwecke verfolgten. Aber eines zeigte diese fünfköpfige Regierung — Energie, und hier war es besonders Carnot, der bewährte Fortifikator, der mit eiserner Konsequenz darauf losging. Der Erfolg blieb nicht aus. Schon im Frühjahr besiegte der junge Koche, kaum vom Unteroffizier avanciert, die Chouans, in Paris wurden die Jakobiner niedergeworfen, und nun faßte Carnot den Riesenplan, einen Stoß ins Herz der Gegner der Republik auszuführen, den Kaiser durch einen direkten Marsch auf Wien zum Frieden zu zwingen. Zu diesem Zwecke wurden drei Heere gebildet. Die italienische Armee unter Bonaparte sollte durch Piemont und die Lombardei, die Rheinarmee unter Moreau durch Schwaben und Baiern und endlich die Maas- und Sambreamee unter Jourdan durch Franken auf Wien marschieren.

Da wir es zunächst nur mit Moreau und Jourdan zu thun haben, so will ich nur kurz daran erinnern, daß der 28 jährige Bonaparte im Adlerfluge vorstürmte. Ohne Raft folgten sich die Siege bei Montenotte, Dego, Millesimo, Ceva, Mondovi und Lodi, und schon im Juli 1796 wehte nur noch hinter den festen Wällen und den Sumpfgüben Mantuas die schwarzgelbe kaiserliche Fahne.

Am 31. Mai 1796 hatte nun Oesterreich selbst den Waffenstillstand am Rhein gekündigt. Der jugendliche Erzherzog Karl befehligte hier die Kaiserlichen und ihre Verbündeten. Die österreichischen Truppen waren in zwei Armeen getheilt und zwar in die Oberrheinarmee unter Wurmser mit 60836 Mann Infanterie und 21940 Mann Kavallerie und die Niederrheinarmee unter Karl selbst mit 71076 Mann Infanterie und 20702 Mann Kavallerie. Ihnen stand gegenüber die französ. Rhein-Mosel-Armee unter Moreau mit 71781 Mann Infanterie und 6555 Mann Kavallerie und die Maas- und Sambreamee unter Jourdan mit 65000 Mann Infanterie und 11000 Mann Kavallerie. Diese Heere standen nun zerstreut in langen Linien von Basel bis Düsseldorf, und die Oesterreicher hatten noch jenseits des Rheins verschiedene Punkte wie Kaiserslautern, Kreuz-

nach 2c. besetzt. Das Stärkeverhältniß der Armeen war, wie die angeführten Zahlen zeigen, ziemlich gleich — nur war die österreichische bedeutend stärker an Reiterei. — Das Verhältniß sollte sich aber schon vor Beginn der Feindseligkeiten ändern. Die riesigen Schläge Bonapartes in Italien brachten in Wien einen gewaltigen Schrecken hervor; nicht allein wurde Wurmser abgerufen, um den unglücklichen Beaulieu dort zu ersetzen, sondern jener nahm auch 25000 Mann Kerntuppen mit sich, wodurch die Oesterreicher zu schwach zu jedem thatkräftigen Unternehmen, in die Defensiv gedrängt wurden.

Die französischen Feldherrn hatten vom Direktorium den gemessenen Befehl, energisch vorzugehen, und obgleich die wildeste Fluth der Revolution bereits abgelaufen, war solchen Befehl außer Acht zu lassen immerhin noch mit großer Gefahr verbunden. Das Direktorium handelte auch ganz vernünftig, Bonaparte mußte bei seinem weiteren Siegesfluge unterstützt werden. Jourdan war der erste, der den Befehl befolgte, er ging mit der Sambre- und Maas-Armee bei Neuwied über den Rhein, griff die Oesterreicher an und schlug sie am 4. Juni bei Altenkirchen. Bei den Oesterreichern war aber auch ein frischer, energischer Geist eingezogen, der junge Erzherzog war kein Zauderer. Im Nu eilte er herbei, schlug die Franzosen schon am 15. Juni bei Werlar, am 19. Juni bei Ukerath und warf sie wieder über Rhein und Sieg. Leider wurde der gewonnene Vortheil durch einen schlimmen Nachtheil aufgewogen. Durch den Abmarsch Karls wurde die Aufstellung am Oberrhein geschwächt, das linke Rheinufer mußte preisgegeben und die Bewachung der langen Oberrheinlinie einer Kette von schwachen Corps überlassen werden. Da lag nun der Gedanke nahe, daß Moreau die Lage der Dinge benützte, um seinerseits zum Angriff vorzugehen. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni dirigiert er unter dem Vorwande einer Entsendung nach Italien seine Truppen nach Straßburg, setzt sich zu weiterer Täuschung mit einem Theil derselben nach Worms in Marsch, greift unter lebhafter Kanonade die Oesterreicher bei Mannheim auf dem linken Rheinufer an, geht aber schon am 23. mit 28000 Mann bei Straßburg über.

Die Oesterreicher hatten von Breisach bis Steinmauern bei Kastatt nur 28000 Mann stehen — bei Kehl selbst, d. h. im Lager von Willstätt standen nur schwäbische Kreiscontingentsstruppen bestehend aus 6 Bataillonen, 2 Eskadronen unter Feldzeugmeister Stein. Wie es natürlich, konnte Stein, woraus den guten Schwaben ungerechterweise ein bitterer Vorwurf gemacht wurde, nicht widerstehen. Sie verloren 13 Kanonen und 1 Haubitze und wurden bis ins Gebirge geworfen. Am 24. war die Schiffbrücke über den Rhein vollendet, am 25. standen schon 59 Bataillone und 74 Eskadronen der Rhein- und Moselarmee auf diesem Bodensee. Am 5. Juli schon ward Feldmarschall Latour bei Kastatt und am 9. der herbeigeeilte Erzherzog Karl bei Erlingen geschlagen. Jetzt war die Passage frei, und unaufhaltsam drang Moreau durch die Schwarzwaldpässe in Schwaben ein, bemächtigte sich unter fortwährenden siegreichen Kämpfen alles Landes bis zum Lech, überschritt auch diesen und bedrohte Tyrol.

Durch dieses Vordringen Moreaus bekam auch Jourdan Lust, überschritt den Rhein, die Sieg, die Lahn, nahm Frankfurt, Würzburg, Nürnberg, trieb die österreichischen Generale Wartensleben und Werneck vor sich her und bedrohte, wie der alte Wartensleben annahm, Böhmen. Ein Mann der alten Schule, zäh und eigensinnig, wollte nun Wartensleben nur die österreichischen Lande decken und wich jeder Vereinigung mit Karl, die dieser sehnlich wünschte, um — nach Moltkeschem Grundsatz — nach getrenntem Marsche vereint zu schlagen, eigensinnig aus.

Wenn nun der künftige Sieger von Aspern, Karl, irgendwo gezeigt, daß er aus dem Holze sei, aus dem man Feldherrn schnitzt, so war es hier. Das war ein kühner Schachzug, den er unternahm. Er beschloß, sobald ihm der zögernde Wartensleben nahe genug, mit vereinten Kräften das eine der französischen Heere zu überfallen, und der Beschluß wurde alsbald zur That.

Mit 20000 Mann ging er bei Ingolstadt über die Donau auf das linke Ufer, rückte in Gewaltmärschen die Altmühl hinauf, wirft am 22. August die Division Bernadotte bei Feining, schlägt am 24. Jourdan bei Amberg, am 3. September bei Würzburg, treibt die Franzosen sieg-

reich vor sich her über die Lahn, wo der heldenhafte Jüngling Marceau fällt, und drängt sie hinab bis Düsseldorf, ohne daß Moreau von allem dem Kenntniß erhält, bis es zu spät war, etwas dagegen zu thun.

Diesem hatte Karl den General Latour mit 30000 Mann gegenüber gelassen, und das Richtige wäre gewesen, daß Moreau, nachdem er einmal den Abzug Karls erfahren, entweder durch raschen Schlag diesen zertrümmert hätte, oder ohne sich um Latour zu kümmern, in schnellem Zuge dem Erzherzog folgend, diesen zwischen zwei Feuer gebracht hätte. Moreau unentschlossen, zu raschem Handeln nicht geneigt, that das Schlimmste, was er thun konnte, er folgte langsam dem rückweichenden Latour und ging über den Lech. Er war der irrigen Meinung, durch dieses schwächliche Manöver lasse sich der Erzherzog abziehen und Jourdan werde degagiert.

Zu Moreaus Entschuldigung muß hier angeführt werden, daß die Instruktion des Direktoriums dahin lautete, gegen Tyrol vorzugehen, um der siegreichen italienischen Armee die Hand zu reichen, und wie ich schon früher erwähnt, war es nicht rathsam, den Befehlen des Direktoriums zuwider zu handeln.

Ungeduldig und angstvoll wartete Moreau auf Nachrichten von Jourdan, er sendete Patrouillen und Ordonnanzoffiziere aus — keiner kehrte zurück, sie wurden durch die vorzügliche österreichische leichte Reiterei abgefangen. Seine Lage ward eine äußerst schwierige. Endlich nach 20tägigem Warten beschloß er schweren Herzens, zurückzugehen, er fühlte nach Jourdan und dehnt, auf die Gefahr hin, von Latour durchbrochen zu werden, seinen linken Flügel bis Nürnberg aus.

Endlich, endlich nachdem er auch dort vier Tage stille gestanden, wobei ihn Latour ganz unbehelligt ließ, erhielt er die Schreckenskunde: Jourdan ist längst geschlagen und bis über die Lahn zurückgeworfen. Jetzt war nicht mehr zu zaudern, was geschehen mußte, ergab sich von selbst: Rückzug und zwar rascher Rückzug. Die Situation Moreaus war aus einer unheimlichen eine äußerst gefährliche geworden. Vor sich Latour mit 40000 Mann (Karl hatte ihm von Würzburg aus unter Nauendorf Verstärkung geschickt), hinter

sich den Erzherzog mit mindestens 30000, von dem zu erwarten stand, daß er in Eile den Rhein heraufmarschieren und den Weg nach Frankreich verlegen werde, — wirklich die Lage der Dinge war höchst bedenklich, wenn auch zur Verzweiflung noch kein Anlaß war, denn Moreau hatte 60000 Mann Kriegsgeübter, stahlharter Truppen, und an der Spitze einer solchen Armee kann ein tüchtiger Feldherr manches drohende Wetter ablenken. Aber rasch, rasch mußte gehandelt werden.

Moreau beschloß nun längs der Donau zurückzugehen und soweit als möglich von dem Erzherzog entfernt über die Waldstädte Säckingen und Waldshut nach dem Rhein zu marschieren. Der Abzug begann. Latour folgte Marsch für Marsch, schlapp und energielos, immerhin aber so nahe, daß Moreau beschloß, ihn vor dem Eintritt in die Schwarzwaldpässe, wo er gefährlich werden konnte, durch einen Stoß auf die Brust abzuschütteln. Zu diesem Zwecke blieb er am Federsee stehen. Latour marschierte getrennt in 3 Corps. Er selbst stand in Biberach, Nauendorf in Tübingen und das 3. Corps am Bodensee in Schussenried. Latour selbst empfing den Abstoß Moreaus. Am 2. Oktober griff dieser bei Biberach an, warf Latour und nahm ihm 4000 Gefangene und 16 Kanonen.

Jetzt blieb den Franzosen die Wahl durch das Kinzigthal direkt auf Straßburg oder durch das Höllenthal über Freiburg nach Breisach zu marschieren. Die Wahl fiel auf das Höllenthal, da das Kinzigthal schon durch Nauendorf besetzt war.

Moreau ging gleich ans Werk, sendete Desaix und Serino zur Flankendeckung nach Rottweil und Tuttlingen, dirigierte das Centrum unter St. Cyr direkt auf das Höllenthal und ließ den General Charreau mit dem schweren Geschütz und der Bagage von dem Bodensee aus über Waldshut marschieren. Jetzt kam Alles darauf an, war der Erzherzog schon am Oberrhein und war er im Stande, den rückziehenden Franzosen das Debouchieren aus den Schwarzwaldpässen zu verhindern oder nicht.

Die Sache lag nun so: Nauendorf, welcher den Stand der Dinge richtig erfaßt hatte, suchte rasch durch das Kinzigthal in das Rheinthal zu gelangen, um dem dort vermutheten Erzherzog die Hand zu bieten. Das konnte und wollte nun

der alte Latour nicht begreifen. Er behauptete, das Oberkommando zu haben und glaubte in voller Glorie einherzuziehen, da die Franzosen ja immer wichen. Freilich ward ihm bei Biberach etwas Wasser in seinen Wein gegossen, und Nauendorf, der sich vorher um seine Befehle nicht viel gekümmert, hatte sich mit dem von Kehl heraufeilenden Petrasch vereinigt. Nauendorf stand bei Zehingen, Petrasch bei Schwenningen, der Erzherzog stand zu dieser Zeit noch hinter der Murg.

Die Franzosen, welche wohl ahnten, wie sich das Gewitter zusammenzog, tummelten sich. Am 11. Oktober vertrieb St. Cyr die wenigen im Höllenthal und bei St. Märgen stehenden österreichischen Posten und warf sie nach Emmendingen und Freiburg, und schon am 12. rückte er in Freiburg ein.

Am selben Tage rückten Desaix und Serino gegen Neustadt. Seinen äußersten rechten Flügel hatte Moreau zur Arrieregarde bestimmt, und so wurde Villingen am 12. geräumt, und zur Deckung seiner Flanke detachierte Desaix 5000 Mann über Söhrenbach nach Elzach. Diese Bewegung konnte aber schon nicht mehr vollständig ausgeführt werden, da die Österreicher zuvorgekommen waren und mit 4 Bataillonen von Triberg aus Elzach besetzt hatten. Die französische Kolonne zog sich deshalb gegen Waldkirch herab.

Der Durchzug der Franzosen durch das Höllenthal nun dauerte volle drei Tage, den 13., 14. und 15. Oktober. Die Gegend litt, besonders durch zahllose Marodeure, Fricasseurs, wie sie die Franzosen hießen, furchtbar.

Es ist nun Zeit zu sehen, was der Erzherzog Karl für Maßregeln getroffen. Vor allem kämpfte er mit Zeit und Raum. Er beorderte zunächst Latour und Petrasch durchs Kinzig- und Elzthal in Eilmärschen zu ihm zu stoßen und zwar sollte Nauendorf, der, wie wir wissen, auf eigene Faust, so zu sagen, vorgerückt war, diese Bewegung im Gebirge decken. Im Rücken der Franzosen ließ er einen Theil der Latourschen Truppen unter Feldmarschall Frehlich, der den Befehl hatte, dem abziehenden Feinde durch das Höllenthal und über die Waldstädte zu folgen. Der Erzherzog selbst stand an der Kinzig, um abzuwarten, welchen Weg Moreau nehmen werde, in richtiger Vor-

ausicht, daß dieser Straßburg zu erreichen suche, um das eng eingeschlossene Rehl zu deblokieren. Aber auch die Maas- und Sambre-Armee existierte noch und mußte in Betracht gezogen werden. Jedoch genügten die Besatzungen von Mainz und Mannheim, deren schwächliche Versuche südwärts zu rücken abzuweisen.

Das Gewitter zog sich zusammen, alles drängte zur Entscheidung. Hätte Moreau nicht geschwankt und die köstliche Zeit nutzlos verschwendet, er hätte den Erzherzog, dessen Truppen noch weit auseinander in den Defileen des Schwarzwaldes steckten, ohne Mühe niederwerfen können, denn am 12., als St. Cyr in Freiburg einrückte, standen nur 4 Bataillone und 4 Eskadronen österreichische Truppen zwischen Kenzingen und Elzach, und Moreau, dessen Vorposten schon am 14. Emmendingen und Waldkirch besetzten, und dessen Gros schon am 15. in Freiburg eingerückt war, hatte noch am 16. nur 17 Bataillone und 23 Eskadronen gegenüber.

Dem Erzherzog wurde nun klar, was Moreau wollte, nämlich durch das Elzthal nach Straßburg vordringen. Dieser Plan steht zwar auf den ersten Blick etwas eigenthümlich aus, besonders in der jetzigen Zeit, wo uns die Eisenbahn daran gewöhnt hat, das Rheinthal als ausschließliche Heerstraße zu betrachten. Allein Moreau hatte seine guten Gründe. Einmal hatten die ausgetretenen Flüßchen Elz und Dreisam das ganze Gebiet zwischen Rhein und Gebirge derart überschwemmt, daß das Manövrieren fast unmöglich und die Passage auf die Straßen beschränkt war, dann aber ist der Weg von Waldkirch nach Haslach um 3 Meilen kürzer, als der von Emmendingen nach Offenburg.

Sobald Moreau seinen Entschluß, allerdings langsam genug, gefaßt, ging er an die Ausführung. Zunächst rückte eine französische Division nach Waldkirch und schob ihre Vorposten bis Heimbach, Thenenbach, Keppenbach und auf die Höhen von Bleibach. Ihnen gegenüber stand zunächst Nauendorf, der am 15. in Elzach, am 16. in Schweighausen eingerückt war, von wo er eine Rekognosizierung unternahm und Bleibach selbst und die Elzbrücke besetzte. Sein linker Flügel stand noch auf der Simonswälder Straße. Jetzt stand

man à bout portant, und es konnte der Kampf nicht ausbleiben.

Zuerst griffen die Franzosen an und zwar bei Bleibach am 17. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag, allein die Österreicher blieben Herren des Postens und der Brücke.

Auf denselben Tag sollte Latour bei Mahlberg eintreffen und sich mit dem Erzherzog vereinigen, allein der jugendliche Held war voll Ungeduld und wartete dessen Ankunft nicht ab, sondern griff an, nahm Heimbach und Malterdingen und besetzte mit seiner Avantgarde Kenzingen. Den allgemeinen Angriff hatte er auf den 18. festgesetzt, allein der Zustand der Truppen Latours nach den forcirten Märschen, besonders aber der der Pferde, nöthigten ihn zu seinem großen Leidwesen, bis zum 19. zu warten, und diese gezwungene Ruhepause benützten die Franzosen, um am 18. noch Malterdingen wieder zu nehmen.

Am selben Tage erhielt Moreau Nachricht von Ferino, der am 16. Ebnet erreicht, aber seine Vortruppen noch bei St. Märgen, dem Hohlen Graben, Steig und Todtnau stehen hatte, daß er durch den nachrückenden Feldmarschall Frehlich angegriffen und seine Vortruppen über St. Peter und das Höllenthal hinausgedrängt worden.

Dieser Umstand nun veranlaßte Moreau, der trotz der Ankunft Latours immer noch bedeutend stärker als die Kaiserlichen war, den Generalangriff gleichfalls auf den 19. Oktober anzuordnen.

Der Erzherzog hatte nun folgende Dispositionen getroffen: Nauendorf sollte mit 8 Bataillonen, 12 Eskadronen Waldkirch, Wartensleben mit 12 $\frac{1}{2}$ Bataillonen, 23 Eskadronen Emmendingen, Latour mit 8 $\frac{1}{2}$ Bataillonen, 15 Eskadronen Rödtringen angreifen und endlich Fürstenberg mit 5 Bataillonen, 32 Eskadronen Kenzingen besetzen und gegen Riegel demonstrieren. Den Truppen wurden außer ihren Liniengeschützen noch Haubitzen beigegeben.

Die Ausführung dieser Bewegungen war auf 10 Uhr Morgens angesetzt, aber schon um 8 Uhr griffen die Franzosen an und zwar zunächst im Elzthal.

Nauendorf stand mit seinem Gros in Bleibach und hatte mit 2 Bataillonen, 3 Eskadronen

Sieglau besetzt, die den Befehl hatten, den von Kollnau vorrückenden Franzosen unversehens in die Flanke zu fallen. Dieser kleine Hinterhalt entschied eigentlich das Schicksal der ganzen Schlacht. Der linke Flügel Nauendorfs stand im Simonswälder Grund, und auf den Kandel hatte er ein Bataillon postiert, das die Verbindung mit dem in St. Märgen stehenden Prinzen Condé unterhalten sollte.

Die Franzosen gingen rasch und energisch vor, nahmen die Position am Kandel und trieben die Österreicher aus dem Simonswälder Grund, und Condé räumte St. Märgen, welches jedoch von den Franzosen nicht mehr besetzt werden konnte, da Ferino, von Frehlich in der Front gedrängt, keine entbehrlichen Truppen hatte. Bleibach selbst wurde durch St. Cyr angegriffen, und wenn derselbe auch in der Front abgewiesen wurde, so war doch Nauendorfs linke Flanke stark bedroht.

In diesem Momente nun that die in den Hinterhalt gelegte kleine Truppe ihre volle Schuldigkeit. Sie brach, von Sieglau her, über die Höhen von Kollnau den Franzosen in Flanke und Rücken. Die Wirkung war vollständig. Die überraschten Franzosen wichen trotz aller Anstrengung ihrer Führer, sie verloren im Wurfe Gutach, Kollnau, ja Waldkirch und damit das Elzthal. Erst hinter Waldkirch fanden sie Halt und eine neue Stellung, allein Nauendorf griff freudig und schneidig ein vom Kandel her und in der Front, durch seine ganze Artillerie unterstützt, und als er die Rückzugslinie der Franzosen dadurch bedrohte, daß er 1 Bataillon und 1 Eskadron nach Buchholz detachierte, räumte der Feind das Feld und zog sich in die damals bei Langendenzlingen befindlichen Wälder zurück, viele Verwundete und Gefangene in den Händen der Sieger lassend.

Aber auch im Rheinthal war der Erzherzog nicht müßig gewesen.

Eine Division des französischen Centrums stand bei Emmendingen und hatte die vorliegenden Höhen von Landeck und Thenenbach besetzt, ein Theil des linken Flügels mit der Reserve hielt Kiegel und ein anderer Theil derselben unter General Beaufstuy vertheidigte Malterdingen und die vorliegenden Höhen zwischen Köndringen und Heimbach.

Die Österreicher nun bildeten um 10 Uhr ihre Kolonnen in der Vorpostenkette, und zwar trat die 2., Wartensleben, (die 1. war die Nauendorfs) bei Heimbach zusammen, von wo sie über Landeck und Mündingen vordrang. Diese Bewegung wurde durch 2 Bataillone über Thenenbach coroyiert bis Emmendingen, das noch vor Abend erreicht wurde. Nach hitzigem Gefecht wurden die Franzosen über die Elz geworfen, deren Brücke sie hinter sich abbrannten.

Die 3. Kolonne, Latour, forcierte Malterdingen und bemesterte sich, indem 3 Bataillone über Heimbach vordrangen, Köndringens mit der dortigen Elzbrücke und Theningens. Die 4. Kolonne endlich (Fürstenberg) rückte gegen Kiegel und unterstützte mit ihrer Kanonade den allgemeinen Angriff.

So hatten die Franzosen überall Terrain verloren und außer vielen Gefangenen und 2 Kanonen, die sie in den Händen der Österreicher ließen, eine erkleckliche Anzahl Todter und Verwundeter, darunter den General Beaufstuy. Auf österreichischer Seite wurde Wartensleben schwer verwundet.

Erst bei hereingebrochener Nacht endete der Kampf, und Moreau zog sich gegen Timburg zurück. Sein linker Flügel stand noch an der Dreisam, sein rechter im Walde bei Gundelfingen und auf den kleinen Höhen bei Vörstetten. Langendenzlingen und Heuweiler blieben besetzt.

In der Nacht ließ der Erzherzog die zerstörten Brücken wieder herstellen und befahl allgemeine Vorrückung für den folgenden Tag. Er selbst trat an die Spitze der mit Nauendorf vereinigten 2. Kolonne und vertrieb am 20. Oktober die Franzosen aus Langendenzlingen, Heuweiler und dem Gundelfinger Wald. Latour mit der 3. Kolonne konnte am 20. nach harten Kämpfen erst spät am Abend den Bach bei Theningen überschreiten, die 4. Kolonne Fürstenberg endlich nahm Kiegel.

Am 21. wollte der Erzherzog den Angriff erneuern, allein schon in der Nacht war Desair mit dem linken Flügel durch die überschwemmten Niederungen nach Breisach abgezogen, wo er am 21. den Rhein überschritt und die Brücke hinter sich abwarf. Der Rest der Armee unter Moreau zog sich in derselben Nacht ihre Stellung räumend

landaufwärts durch Freiburg, wo die französische Nachhut noch ein hitziges Straßengefecht mit den nachdringenden Österreichern hatte. Die Franzosen zündeten die hölzerne Dreisambrücke vor dem Dreisacher Thor an, allein herbeieilende Freiburger Bürger löschten dieselbe, und am 21. Oktober 1796 Morgens 10 Uhr zog der siegreiche Erzherzog Karl an der Spitze seiner Generale unter dem Jubel der Einwohner auf der Verfolgung der weichenden Feinde durch Freiburg.

Am 22. machten die Franzosen bei Schliengen Halt, wo Moreau, den von Lörrach anrückenden General Tharreau aufnehmend, um seinen Übergang nach Hüningen zu decken, am 24. die blutige Schlacht von Schliengen schlug, in Folge deren die Armee am 25. bei Hüningen über den Rhein ging.

Das war das Ende des von Carnot geplanten großartigen Einbruchs in Deutschland.

Es liegt die Frage nahe, warum überhaupt ging Moreau nicht gleich, ohne Schlacht, bei Dreisach über den Rhein. Der Erzherzog hätte ihn wahrlich nicht daran gehindert. Die Ursache des eigentlich unnöthigen Blutvergießens war die, daß Moreau, seines Empfangs in Frankreich nach den Mißerfolgen nicht sicher, mit einer Waffenthatschließen wollte, die diese Mißerfolge milder erscheinen lassen sollte. Er wollte wenigstens Kehl deblokieren, vielleicht auch den Erzherzog, dem er ja numerisch überlegen war, schlagen. Das war nun freilich nicht gelungen, allein dennoch wurde er in Frankreich empfangen wie ein ruhmreicher Sieger und sein Rückzug mit dem Xenophons verglichen.

Es wirkten verschiedene Ursachen zusammen.

Der rasche Rückzug Jourdans hatte die Siegesgewißheit der Franzosen herabgestimmt, man hielt das Heer Moreaus für verloren und war daher noch glücklich, daß es wenigstens so wieder nach Hause kam. Dann kam aber noch ein weiterer Grund hinzu. Die Republikaner fürchteten ahnungsvoll in dem genialen, rücksichtslosen und herrschsüchtigen Bonaparte mit vollem Rechte den künftigen Imperator und glaubten nun in dem Republikaner Moreau ein Gegengewicht zu finden. Und ein Republikaner war Moreau wirklich, denn er hatte die Berufung zum Oberbefehl der Rheinarmee übernommen, trotzdem, daß sein Vater guillotiniert worden war. Er haßte Napoleon und dieser ihn. Moreau fand sein tragisches Ende, gegen den gefaßten Imperator, aber auch gegen sein Vaterland fechtend, durch eine französische Kanonenkugel 1813 bei Dresden.

Selbstverständlich sind nach fast 100 Jahren alle Spuren dieser Kämpfe verwischt, und das Volk weiß kaum mehr etwas davon. Nur auf dem Wege nach Neudreisach, am Kanal, wo die Brücke noch vor kurzer Zeit durch eine Redoute geschützt war, steht ein steinerner Obelisk mit der Inschrift: Die Rhein- und Mosel-Armee ihrem tapfern General Beausstuy, schwer verwundet in der Schlacht bei Emmendingen und hier auf heimischem Boden gestorben. Wir können das Denkmal des tapfern republikanischen Generals, wie das Turennes und Marceaus billig in Ehren halten, allein wir dürfen uns dabei doch glücklich preisen, daß der Boden, worauf es steht, wieder deutsch geworden, wie er es war, und wie er es, so Gott will, bleiben soll.





VEREINSBERICHT.

ES ist etwas mehr als ein Jahr, seit der vorige Band unserer Zeitschrift erschienen ist. Der Bericht über die in diese Zeit fallende Thätigkeit unseres Vereines soll unserer Sitte gemäss diesen Band beschliessen.

Das Vereinsblatt, in dessen Herausgabe der Verein seine Hauptaufgabe sieht, ist in üblicher Weise in zwei Heften erschienen, und wird sich der neue Band, der 17. der Reihe, sowohl hinsichtlich des Inhaltes als auch hinsichtlich der Ausstattung würdig neben seine Vorgänger stellen. Es ist dies insbesondere unserem neuen ordentl. Mitgliede, Herrn Professor Dr. Leonhard, zu danken, der bereitwillig die Leitung des Blattes übernommen hat, nachdem unser verdienter Redakteur Herr Stadtarchivar A. Poinsignon in Folge seiner durch Kränklichkeit bedingten Abwesenheit von Freiburg das Amt niederzulegen genöthigt war. Auch in diesem Jahre hat sich die Zahl der Mitarbeiter vermehrt, und finden wir in dem vorliegenden Bande neben bekannten bewährten Autoren auch die Herren Th. Schön in Stuttgart, Professor Dr. Sarrazin und K. Schäfer in Freiburg. Allen, welche sich um das Vereinsblatt verdient gemacht haben, den Verfassern wie den illustrierenden Künstlern, sei an dieser Stelle der herzliche Dank des Vereines ausgesprochen. —

Abgesehen von der Herausgabe des Vereinsblattes hat den Vorstand die Veranstaltung von Vereinsabenden und Vereinsausflügen beschäftigt, und war es uns Dank des Entgegenkommens einzelner Herren möglich, unseren Mitgliedern auch belehrende Unterhaltung in Form von Vorträgen bieten zu können. An dem Vereinsabende am 28. Nov. 1891 hatte Herr Dr. Pfaff die Güte einen Vortrag über Freiburger Familiennamen zu halten, am 11. Januar 1892 folgte dann Herr Diaconus Maurer von Emmendingen und berichtete über das waldschenkende Fräulein von Uesenberg, am 15. Februar 1892 sprach Herr Professor Sarrazin über Mirabeau-Tonneau, am 28. März war ein Vortrag von Herrn Professor Dr. Heyck über Berthold V. von Zähringen, und am 29. October 1892 hatte sich Herr Dr. Sussann von Kenzingen »Konrad Burger, ein berühmter aber vergessener Freiburger«, zum Thema seines Vortrages gewählt. — Veranlassung zu einer besonderen Festlichkeit gab das 40jährige Regierungsjubiläum Seiner Kgl. Hoheit des Grossherzogs, welche die Mitglieder am 2. Mai 1892 zu einer würdigen Feier versammelte. Als

unser Ehrenmitglied, Herr Diaconus Maurer in Emmendingen, zum Professor in Mannheim ernannt wurde, ergriff der Verein die Gelegenheit, dem langjährigen treuen Mitarbeiter unserer Zeitschrift eine Ehrung zu Theil werden zu lassen und veranstaltete in Emmendingen eine gemüthliche Abschiedsfeier. — Vereinsausflüge wurden unternommen am 28. Juni 1891 nach St. Trudpert, am 8. Sept. 1891 nach Oberrothweil am Kaiserstuhl, wo sich in der Kirche ein höchst interessantes

spätgothisches Altarbild befindet, am 15. Mai 1892 nach der Limburg, Sponneck, Burkheim und Altbreisach, am 26. Mai 1892 nach der ehemaligen Abtei Thennenbach, am 6. Juni 1892 nach Beuggen, einem früheren Besitztum des Deutschordens, am 29. Juni 1892 nach Ottmarsheim zur Besichtigung seiner romanischen Kirche mit central angeordnetem Grundriss, am 10. Juli (Familien-Ausflug) auf den Frauensteig-Felsen und am 11. Sept. nach Waltershofen, welches in seiner

gegeben wurden, eine dankenswerthe finanzielle Unterstützung unserer Bestrebungen zu Theil geworden. Die Beträge, welche wir durch diese schätzenswerthen Zuwendungen erhielten, wurden hauptsächlich zur Deckung der beträchtlichen Kosten der Illustrationen für unsere Zeitschrift verwendet. Diese bilden den grössten Posten in der Jahresrechnung des Vereins, welcher zusammen genommen mit den Druckkosten des Blattes den sämmtlichen Einnahmen des Vereines nahezu



Kirche einige Gemälde (deutsche Schule) aus dem nicht mehr existierenden Orte

Wippertskirch birgt. — Auch in diesem Jahre ist uns in erfreulicher Weise von Seiten der Stadt

Freiburg eine Subvention von 300 Mark zugekommen, wofür wir dem löblichen Stadtrathe und dem Bürgerausschusse an dieser Stelle unseren Dank abstaten.

Ferner ist uns durch das Verzichtleisten auf gezogene Antheilsscheine, welche seiner Zeit bei Errichtung unserer Vereinsstube unter den Mitgliedern aus-

gleichkommt. Aus diesem Grunde ist jede Erhöhung der Einnahmen durch Zuwachs von Abonnenten sehr erwünscht, da wir bis jetzt manchmal von der Veröffentlichung bereits vorliegender Zeichnungen der Kosten wegen haben absehen müssen. Der Breisgau und unsere Stadt mit dem herrlichen Münster enthalten noch Vieles, was in Wort und Bild dargestellt zu werden verdient. —

Nachdem wir unseren Mitgliedern die erfreulicheren Ereignisse des letzten Jahres berichtet haben, bleibt uns nur noch die traurige Pflicht, der beiden Mitglieder zu gedenken, welche der unerbittliche Tod uns entriss. Der Verlust ist ein ganz besonders schwerer, es waren unsere beiden Vorsitzenden, die Herren

Constantin Geres und Rudolf Thiry.

Constantin Geres, Oberstlieutenant a. D., starb am 31. Oct. 1891 im Alter von 67½ Jahren. Er war als Sohn eines bad. Officiers in Mannheim geboren und widmete sich der militärischen Laufbahn. In den Kriegsjahren

folgten dann eine grosse Anzahl lokalgeschichtlicher Publikationen, von welchen die meisten in unserer Zeitschrift zum Drucke gekommen sind. Nicht allein in der Gediegenheit des Inhaltes, sondern auch besonders in der poetischen Art der Erzählung liegt der Reiz der Geres'schen Arbeiten. Von einem köstlichen Humor zeugen auch seine Lieder, welche der Muse eines Scheffels

1848/49, 1864 und 1866 stand er unter den Fahnen der badischen Armee, und beim Beginn des grossen Feldzugs gegen Frankreich stellte er sich wieder freiwillig in den Dienst des Vaterlandes. Nach Beendigung des Krieges trat der hochverdiente Officier in den Ruhestand und widmete seine Zeit gemeinnützigen Bestrebungen, insbesondere schriftstellerischer Thätigkeit. Seine reichen Kenntnisse des alemannischen und pfälzischen Volkstums gaben ihm Stoff zu den hu-



würdig sind. — Seit dem Jahre 1877 war Geres Mitglied des Schauinslandvereines, und trat er gleich Anfangs in die Reihen der Mitarbeiter ein. Bei den Vereinigungen der Gaubrüder wurde er in Folge seiner reichen geistigen Veranlagung und seines liebenswürdigen Charakters bald der Mittelpunkt der Geselligkeit, und im Jahre 1880 wurde er zum Gaugrafen ernannt. Als er wegen zunehmender Kränklichkeit die Leitung des Vereines niederlegen musste und die Vorstandsstelle in die Hand seines treuen Freundes Thiry übergang, ernannte der Verein ihn zum Ehrenmitglied und Ehrenvorstand, um ihm ein Zeichen der Verehrung und Liebe zu geben, welche ihm die Mitglieder entgegenbrachten, und welche den Tod überdauert.

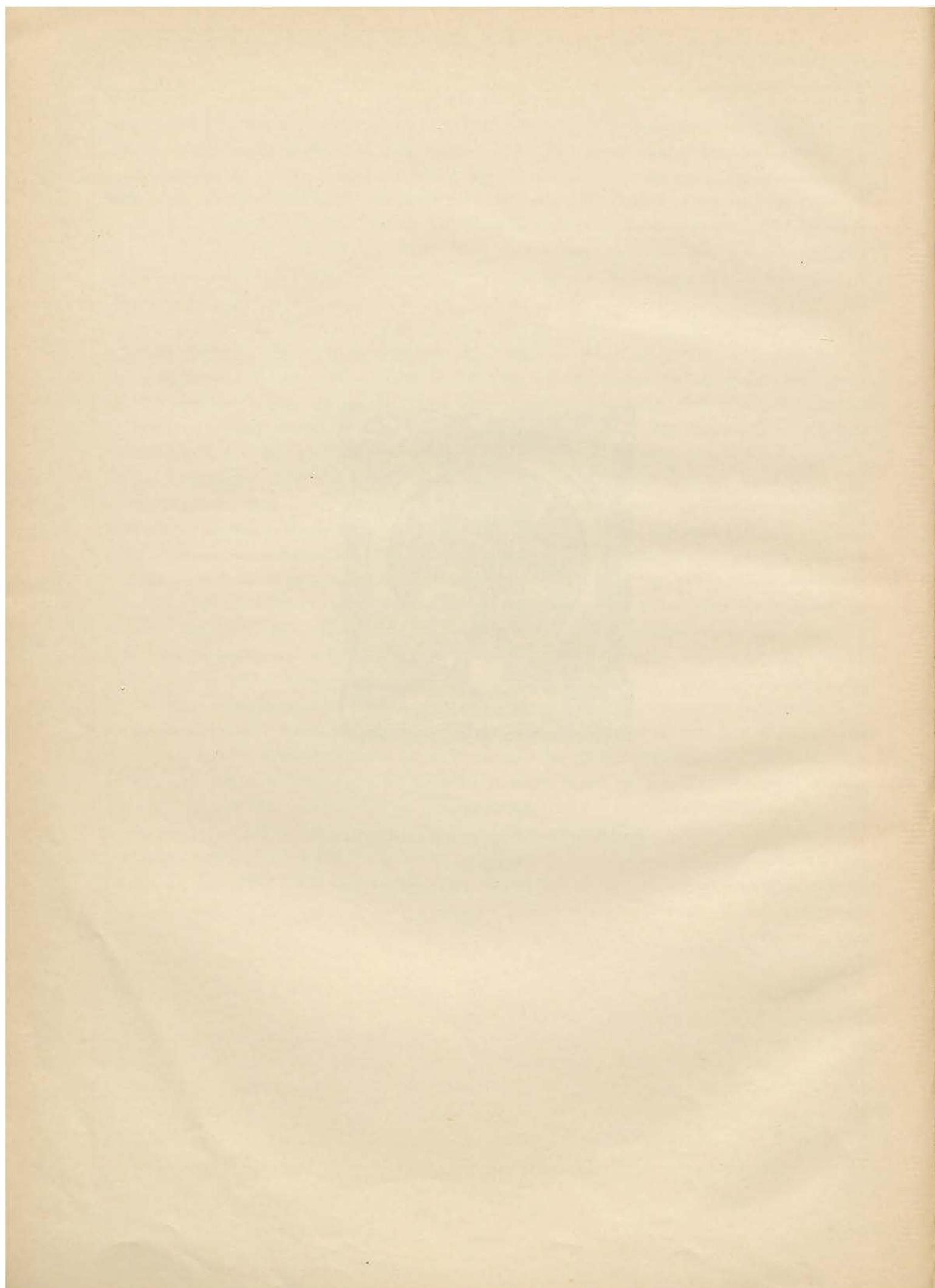
Rudolf Thiry, Dr. med., pract. Arzt, starb am 24. März 1892. Er war am 14. Jan. 1831 in Freiburg als der Sohn des Hofgerichtsanwaltes Heinrich Thiry geboren. Nach Absolvierung des medicinischen Studiums liess er sich in Freiburg als Arzt nieder. Als Specialität übte Thiry die Ohrenheilkunde aus, welche ihm auch einen grossen auswärtigen Ruf verschaffte; an der Universität Freiburg vertrat er dieses Fach als Docent, und wurde ihm in Anerkennung seiner Lehrthätigkeit von der medicinischen Facultät die Würde eines Doctor honoris causa verliehen. In den Kriegsjahren 1866 und 1870 machte er sich um das Vaterland verdient, indem er in den Lazaretten thätig war. Thiry war ein sehr gesuchter Arzt, sein sicherer Blick, sein warmes Herz und seine mildthätige Hand haben ihn bei Reich und Arm beliebt gemacht. Man kannte und schätzte seine wissenschaftliche Gründlichkeit und sein verdienstliches Wirken, aber er zeichnete sich im Verkehr durch Anspruchslosigkeit und schlichte Einfachheit aus, welche ihm viele Freunde erworben. Im öffentlichen Leben war er bei vielen gemeinnützigen Bestrebungen betheilig, er war stets ein grosser Gönner der Turnerei, ein Förderer der freiwilligen Krankenpflege und nahm viele Jahre hindurch im Reservisten-Verein Belfort eine leitende Stelle ein. Auch für unseren Verein, dem er seit dem Jahre 1874 angehörte, hatte er sehr grosses Interesse und wandte dessen Bestrebungen thatkräftige Unterstützung zu. Wie häufig hat Thiry seinen einzigen freien Nachmittag in der Woche zu Ausflügen in die Umgebung benutzt, um an Ort und Stelle für den Verein Erhebungen und Notizen zu sammeln, welche für die Publikationen dann als Grundlage dienten. Auf seine Veranlassung ist manches historische Stück vor dem Verfall gerettet worden, und was er sammelte, schenkte er in gemeinnützigster Weise der Alterthümersammlung. Auf Grund seiner Verdienste wurde ihm im Jahre 1890 die erste Vorstandsstelle in unserem Vereine übertragen, und bei seiner Beliebtheit wurde es allseitig freudig begrüsst, als er dieselbe annahm. Leider war ihm keine lange Wirksamkeit mehr beschieden, — er wird uns unvergesslich bleiben!

FREIBURG I. B., im November 1892.

DER VORSTAND.



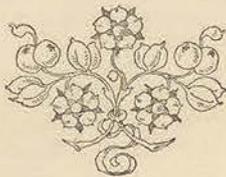
Gedruckt in der
Hof-Kunstdruckerei von Carl Wallau
in Mainz

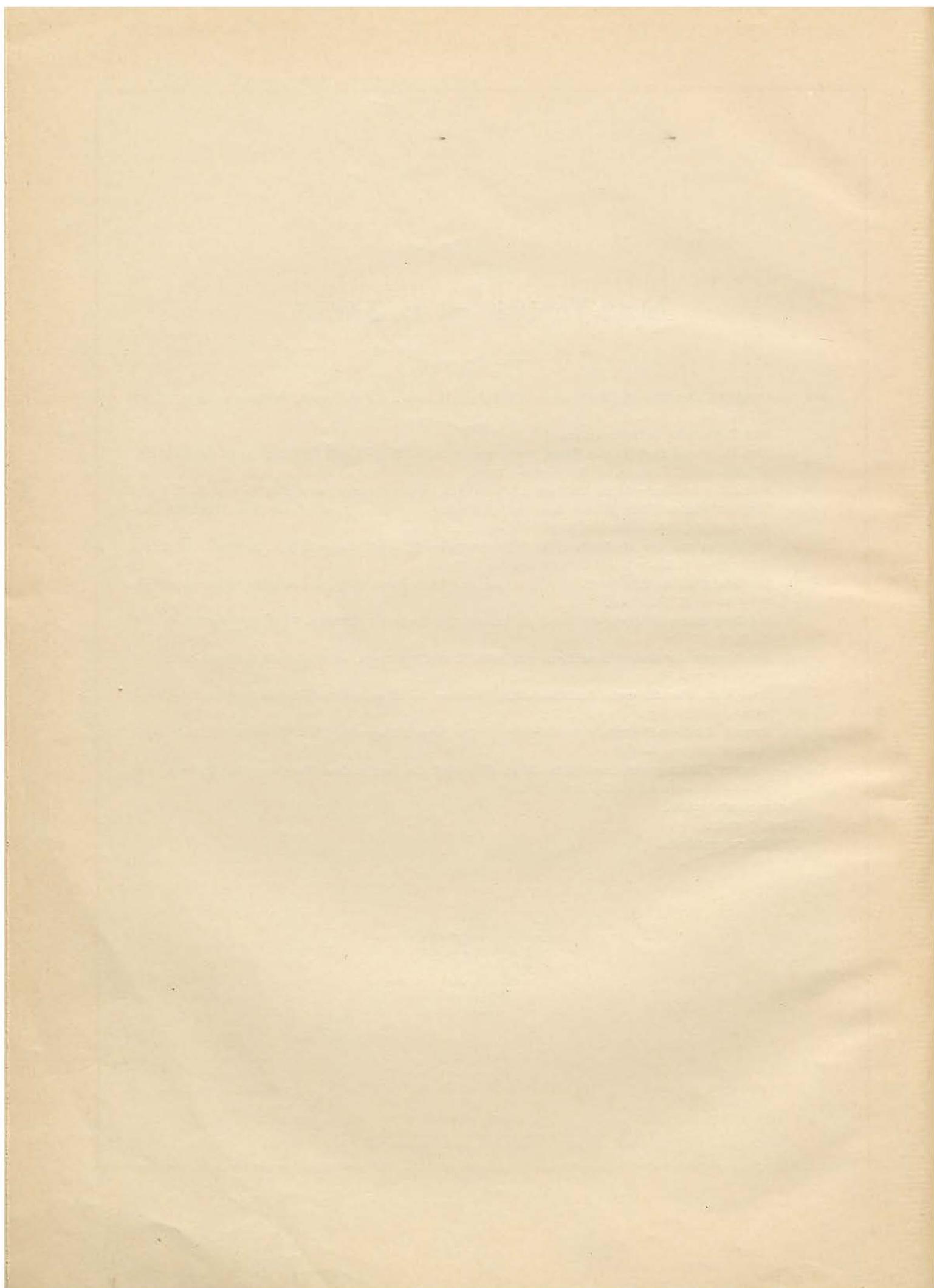


Inhalts-Verzeichniß zum 17. Jahrlauf.



- Seite 1. **Geschichtliches über die Kasernen zu Freiburg i. B.**, von Ad. Poinsignon, Zeichnungen von H. M. und F. Lederle.
- 6. **Zum Todtentanz in Badenweiler.**
 - 7. **Eine Reise von Paris in das Elsass, sowie von da nach Breisach und Freiburg im 17. Jahrhundert**, mitgetheilt von O. Langer, mit Zierleisten von H. M.
 - 18. **Eine Bürgermeisterwahl zu Freiburg i. B. anno 1772**, von Ad. Poinsignon, Kopfleiste von H. M.
 - 21. **Ein geschnitztes Bildwerk aus dem 16. Jahrhundert**, von Fritz Ziegler, mit einer Zinkographie und einer Autotypie, Schlussvignette von H. M.
 - 25. **Die Herren von Ow als Besitzer des Schlosses Sponeck**, von Theodor Schön, Kopfleiste von H. M., Zeichnung von F. Lederle und Schlussvignette von J. Kühn jr.
 - 31. **Das Rheinthor in Altbreisach**, von Otto Langer, Zierleisten von H. M. und Autotypie nach einer photogr. Aufnahme von K. Günther.
 - 39. **Die Burg Schwarzenberg**, von Heinrich Maurer, Kopfleiste von J. Kühn jr., Zeichnungen von F. Lederle und H. M.
 - 51. **Das Unrecht der Nachwelt an Herzog Bertold V. von Zähringen**, von Prof. Dr. Ed. Heyck, mit Zeichnung von Fritz Geiges und drei Autotypien.
 - 58. **Frau Welt, eine Allegorie des Mittelalters**, von Karl Schäfer, mit Kopfleiste von H. M. und vier Autotypien.
 - 64. **General Mirabeau-Tonneau (1754 — 1792)**, von Dr. Joseph Sarrazin, mit Zeichnungen von H. M., zwei Facsimiles und einer Autotypie.
 - 86. **Moreaus Rückzug aus Bayern im Jahre 1796 und die bezüglichen Vorgänge im Elzthale**, von † Constantin Geres, mit Zierleisten von H. M.
- Rechenschaftsbericht.**
Vereinsbericht.
Mitgliederverzeichniß.





Mitglieder - Verzeichniß.



A. Verwaltung.

Erster Vorstand: Herr Franz Stebel, Rechtsanwalt.

Zweiter Vorstand: Herr Fritz Geiges, Kunstmaler.

Säckelmeister: Herr Chr. Ruckmich, Kassier.

Schriftführer: Herr Fritz Ziegler, Modelleur und Lehrer an der Gewerbeschule.

Verwalter u. Bibliothekar: Herr Rudolf Lembke, Architekt.

B. Redaktion.

Herr Dr. Friedrich Leonhard, Professor.

C. Ehrenmitglieder.

Herr Sigmund Geiges, städt. Bauverwalter a. D.

» H. Maurer, Professor am Gymnasium in Mannheim.

» Dr. Friedrich Schneider, Geistlicher Rath und Domkapitular in Mainz.

» A. Poinsignon, Hauptmann a. D.

» Chr. Ruckmich, Kassier.

D. Abonnenten und Mitglieder.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin Luise von Baden.

Se. Excellenz Herr Dr. Joh. Christian Roos, Erzbischof und Metropolit von Freiburg.

a) Hiesige Mitglieder.

Herr Aicham Wilhelm, Obergeringieur.	Herr Biehler Rudolf, Kaufmann.	Herr Caroli W., Rheinbau-Inspector.
„ v. Althaus, Frhr., Legationsrath.	„ Bihler Ludwig, Waisenrichter.	„ v. Clossmann, Freiherr, Sanitäts- präsident a. D.
„ v. Amira, Dr., Hofrath, Professor.	„ Birk Math., Landgerichtsrath.	„ Dallmer Oskar, Pianist.
„ Asmus Julius, Fabrikant.	„ Bissier Oskar, Feilenfabrikant.	„ Deimling Wilh., Dr., Generalarzt.
„ Bäumler, Dr., Geh. Hofrath und Professor.	„ Blum Friedrich, Blechner.	„ Delisle Oskar, Rentner.
„ Bannwarth Karl, Kaufmann.	„ v. Bodman, Frhr. Ferd., Major a. D. und Gutsbesitzer auf Loretto.	„ Dietrich Ignaz, Oberküfer.
„ Bareiss August, Buchhändler.	„ Böhmel Heinrich, Kassier.	„ Dilger Alex., Kunstmaler.
„ Beckert A., Gasthofbesitzer z. Engel.	Frau Bolza Moritz, Rentner Wittve.	„ Dilger Josef, Buchdruckereibesitzer.
„ Beierle Albert, Blechnermeister.	Herr Brenzinger Julius, Fabrikant.	„ Dorn Hugo, Apotheker.
„ Beisswenger Ed., Kaufmann.	„ Buisson August, Hauptmann a. D.	„ Dufner Hermann, Revisor a. D.
„ Bernhard Ferd., Baumeister.	„ Bulster Julius, Domänenrath.	„ Eberle A., Küfer.
„ Biberstein Herm., Lithograph.	„ Burghard H., Director und Land- wirthschaftsinspector.	„ Eckert Herm., Buchhalter.
„ Biehler Heinrich, Hofmetzger.	„ Butz Timotheus, Bäcker.	

- Herr Edinger Ludwig, Dr., prakt. Arzt.
 „ Elbs Karl, Blechner u. Installateur.
 „ Emminger Hermann, Kaufmann.
 „ Endres Anselm, Dekorationsmaler.
 „ Enge Max, Kaufmann.
 Frau Engesser, Dr. H., Privatdozent u. prakt. Arzt Wittve.
 Herr Eschbacher, Dr., Medicinalrath u. Stadtrath.
 „ Federle Hubert, Rechtsanwalt.
 „ Ficke Hugo, Rentner u. Stadtrath.
 „ Finck Karl, Kaufmann.
 „ Fischer Chr., Holzhändler.
 „ Fischer Chr., Posamentier.
 Frau Fischer Ferd. G., Rentner-Wittve.
 Herr Fischer Wilhelm, Kaufmann.
 „ Flinsch Gustav, Fabrikant.
 „ Föhrenbach Wilh., Gasthofbesitzer.
 „ Fössler Adolf, Hauptmann a. D.
 „ v. Friedrich, Albert, Major z. D.
 „ Fritsch Alfred, prakt. Arzt.
 „ Fritsch Eugen, Dr., Rechtsanwalt.
 „ Fromherz Gustav, Rechtsanwalt.
 „ Fuchs Ludwig, Kaufmann.
 „ Fäger Ludwig, Privat.
 „ Gageur Karl, Staatsanwalt.
 „ v. Gagg Karl, Kaufmann.
 „ Ganter Anton, Dekorationsmaler.
 „ Ganter Karl, Stiftungsverwalter.
 „ Ganter Ludw., Bierbrauereidirector.
 „ Geiges Fritz, Kunstmaler.
 „ Geiges Oskar, Architekt.
 „ Gerteis Franz, Architekt.
 Tit. Gewerbeverein Freiburg.
 Herr v. Gleichenstein, Freiherr Victor, Major a. D.
 „ v. Glümer, Exc., General z. D.
 „ Gödecke Ferdinand, Musiklehrer.
 „ Görger, Dr. Oskar, Privat.
 „ Graf Franz, prakt. Arzt.
 „ Grossmann, Dr., prakt. Arzt.
 „ Gruber A., Dr., Professor u. Stadtrath.
 „ Günther Karl, Zahnarzt.
 „ Gür Emil, Kaufmann.
 „ Häberle Max, Glasmaler.
 „ Hättich Josef, Hutmacher.
 „ Hansjacob H., Dr., Stadtpfarrer.
 Tit. Harmonie-Gesellschaft.
 Herr Hartmann Richard, Concertmeister.
 „ Hase Fritz, Photograph.
 „ Haug Roman, Erzbisch. Revisor.
 „ Hauser Otto, Kaufmann.
 „ Hegner Bernhard, Architekt.
 „ Heim Oskar, z. Schwimmbad.
 „ Helmle Heinrich, Glasmaler.
 „ v. Hennin, Graf Constantin, Rittmeister a. D.
 „ Hense Otto, Dr., Universitäts-Professor.
 „ Herder Hermann, Buchhändler.
 „ v. Hermann Heinrich, Privat.
 „ Hermann Ludwig, Goldschmied.
 „ Hertle Theodor, Fabrikant.
 Herr Hieber Fritz, Dr., Fabrikant.
 „ Höflin Julius, Schreinermeister.
 „ Hoff Adolf, Tapezier.
 „ Hoffmann Otto, Architekt.
 „ Holz Albert, Kaufmann.
 „ Hütellin Ernst, Chemiker.
 „ Hug Adolf, Tapezier.
 „ Hütter Franz Josef, Buchhändler.
 „ Jäger Ludw., Privat.
 „ Jakobsen Friedrich, Architekt.
 „ Jantzen Heinrich, Maler.
 „ Isele F. X., Kaufmann.
 „ Jung Philipp, Hofschlosser u. Elektrotechniker.
 „ Kaiser Julius, Kaufmann.
 „ Kapferer Franz, Bankier.
 „ Kauffmann Eduard, Fabrikant.
 „ Keller Max, Fabrikant.
 „ Kempf Friedrich, Architekt.
 „ Kenner Max, Instrumentenmacher.
 „ Kirch August Heinrich, Kaufmann.
 „ Kirch Bartholomä, Privat.
 „ Klotz A., Hauptlehrer.
 „ Knittel Carl, Architekt.
 „ Koch Emil, Kaufmann.
 „ Koch Johann, Glockengiesser.
 „ Köhler August, Consul a. D.
 „ König J., Dr., Univ.-Professor.
 „ Kohlbecher, Heinrich, Stationsvorstand a. D.
 „ Köster Carl, Kaufmann.
 „ Kraus Frz. Xav., Dr., Geh. Hofrath und Professor.
 „ Kraus Konst., Obertelegraphist.
 „ Krauss Jul., Ofenfabrikant.
 „ Kräuth Markus, Geistlicher Rath.
 „ Krebs Eugen, Dr., Bankier.
 „ Krems Alois, Cementwaarenfabrikant.
 „ Kreutzer Emil, Erzbisch. Ordinaris-Sekretär.
 „ Kübler Carl, Privat.
 Frau Kuenz Josefine, Privat, Wittve.
 Herr Kuenz Paul, Buchbinder.
 „ Kühn Josef, Kunstmaler.
 „ Küppers J. P., Buchhändler.
 „ Kunkler Frz. Xav., Handelsgärtner.
 „ Lauck Karl, Landgerichtsrath.
 „ Leber Ezechiel, Schriftsetzer.
 „ Lederle Frz. Jos., Kunstmaler und Zeichenlehrer.
 „ Lederle Wilhelm, Mechaniker.
 Frau Leger Pauline, Hauptmanns-Wwe.
 Tit. Lehrer-Leseverein.
 Herr Lembke Rudolf, Architekt.
 „ Leo Hermann, Dompräbendar.
 „ Leonhard Friedr., Dr., Professor.
 „ Lichtenberg Karl, Kaufmann.
 „ v. Litschgi Emil, Notar.
 Frau Marbe Alfred, Privat Wittve.
 Herr Marbe Josef, Färber.
 „ Marbe Ludwig, Rechtsanwalt.
 „ Martin Emil, Dr., Oberstabsarzt a. D.
 Herr Marx Johann, Amtsregistrator.
 „ Mayer Carl, Domkustos.
 „ Mayer Carl, Rechtsanwalt u. Stadtrath.
 „ Mayer Philipp, Gesanglehrer.
 „ Mayer Rudolf, Kunsthändler.
 „ Mees Wilhelm, Architekt und Stadtrath.
 „ Merzweiler Albert, Glasmaler.
 „ Meyer Fr. Chr., Dekorationsmaler.
 Frau Meyer Marie, Rentners-Wittve.
 Herr Mez Julius, Bankier.
 „ Mitscherlich A., Dr., Professor.
 „ Mühlberger Franz, Privat und Stadtrath.
 „ Müller Ambros, Maler.
 „ Müller Frz., Geh. Regierungsrath.
 „ Müller Heinrich, Redakteur.
 Tit. Museumsgesellschaft.
 Herr Naumann Friedrich, Apotheker.
 „ Neumann F., Oberamtsrichter a. D.
 „ Neumann Leopold, Rechtsanwalt und Stadtrath.
 „ v. Neveu Franz, Freiherr.
 „ Nöldeke Oskar, Kaufmann.
 „ Nosch Isidor, chirurg. Instrumentenmacher.
 „ Pfaff Friedrich, Dr., Universitäts-Bibliothekar.
 „ Plambeck, Oberpostsekretär.
 „ Platenius W. A., Rentner.
 „ Ploch Friedrich, Architekt.
 „ Poppen Eduard, Buchdruckereibesitzer.
 „ Priessnitz Ferdinand, Factor.
 „ Pyhrr Emil, zum Köpf.
 „ Pyhrr Felix, Weinhändler.
 „ Ratzenhofer Ed., Bahnverwalter.
 „ Reichenstein Josef, Vergolder.
 „ Renz Christian, Rentner.
 „ Riesterer Adolf, Kaufmann.
 „ v. Rinck Heinrich, Freiherr.
 „ Risler E., Dr., Fabrikant.
 Frau Risler Jeremias Wittve, Privat.
 Herr Ritzmann Otto, Fabrikant.
 „ Röttinger Carl, Rechtsanwalt.
 „ Rothweiler Jul., Papierhandlung.
 „ Rotzinger A., Agent.
 „ Ruckmich Carl, Rechtsanwalt.
 „ Ruf Conrad, Hofphotograph.
 „ Salzmann Gustav, Postdirector.
 „ v. Samson H., Freiherr.
 „ Sarrazin Jos., Dr. und Professor.
 „ Schäfer Karl, cand. phil.
 „ Schäfer Karl, Uhrmacher.
 Frau v. Schauenburg, Freiin Caroline, Hofdame.
 Herr Scherer Friedrich, Möbelfabrikant.
 „ Schilling Karl Friedrich, Kunstmaler.
 „ Schinzinger Albert, Dr., Hofrath und Professor.
 „ Schlager Jos., Stiftungsverwalter.

Herr Schleicher Ernst, Postsecretär.
 „ Schmidt Januarius, Bildhauer.
 „ Schmidt Friedr., Küfer.
 „ Schmidt Leonhard, Blechner.
 „ Schmitt Hermann, Gymnasialprofessor.
 „ Schneider Friedrich, Maler.
 „ Schneider Otto, Architekt.
 „ Schott A., Gewerbeschul-Hauptlehrer.
 „ Schugt Jakob, Buchhändler.
 Frau Schuster Carl, Oberbürgermeister Wittwe.
 Tit. Schwarzwaldverein.
 Herr Schweiss Alfred, Kaufmann.
 „ Schweitzer Alois, Kaufmann.
 „ Seldner H., Generalmajor z. D.
 „ Siebold Josef, Bildhauer.
 „ Siefert Rudolf, Postsecretär.
 „ Siegel Karl, Ministerialrath und Landeskommissär.
 „ Sohnrey Heinrich, Redacteur.

Herr Sommer Friedrich, Gasthofbesitzer.
 „ Specht Karl, Kaminfegermeister.
 „ Stadelbauer Albert, Baumeister.
 „ Stadler Ph., Zimmermeister.
 Tit. Stadtarchiv.
 Herr Staudenmaier, Pfarrer.
 „ Stebel Franz, Rechtsanwalt.
 „ Steiert Heinrich, Wein- u. Holzhandlung.
 „ Stigler J., Restaurateur.
 „ Stösser M., Geh. Regierungsrath.
 „ Streb August, Kaufmann.
 Fräul. Thiry Friederike.
 Herr Thoma Felix, Glasermeister.
 „ Thoma Rudolf, Stadtbaumeister.
 „ Thomas L., Dr. Professor und Direktor der Poliklinik.
 „ Veith Josef, Glasermeister.
 „ Vögele Hermann, prakt. Arzt.
 „ Vögele Josef, Privat u. Stiftungsrath.
 „ Volpp Ernst, Kaufmann.

Herr Wachter Michael, Lithograph.
 „ Wagner C. A., Buchdruckereibesitzer.
 „ Wagner Hubert, Buchhändler.
 „ Wagner Rigobert, Schreiner.
 „ Walther Christ., Architekt und Stadtrath.
 „ Walz A., Dr., Professor.
 „ Wehrle Albin, Privat.
 „ Welle Hermann, Kaufmann.
 „ Welle Bernh., Orchestrionfabrikant.
 „ Welte Mich., Orchestrionfabrikant.
 „ Werber Karl, Major z. D.
 „ Winterer Otto, Oberbürgermeister.
 „ Wohlgemuth L., Rentner.
 Frau Wucherer Gustav Wittwe, Privat.
 Herr Zell F., Erzbischöfl. Archivar.
 „ Ziegler Fritz, Modelleur u. Lehrer an der Gewerbeschule.
 „ Zimmermann Franz, zum Hôtel Victoria.

b) Auswärtige Mitglieder.

Tit. Altbreisach, Leseverein.
 Herr Amann, Oberstiftungsrath in Karlsruhe.
 „ Bachmann Alfons, Buchhalter in Hof (Bayern).
 „ Bally Otto, Fabrikant in Säckingen.
 „ Barack, Major a. D. in Stuttgart.
 „ Bayer Gg., Gr. Baumeister in Heidelberg.
 „ Beck Albert, Bau-Inspector in Bruchsal.
 „ Beck, Vorstand des Kandelvereins in Waldkirch.
 Tit. Berlin, Königliche Bibliothek.
 Herr Bichweiler, Architekt u. Vorstand der Filiale der Landesgewerbefabrik in Furtwangen.
 Herr Diernfellner, Dr., Apotheker in Speyer.
 „ Dietrich A., Pfarrer in Niederrimsingen.
 Tit. Donaueschingen; Fürstl. Fürstenberg'sche Hofbibliothek.
 Herr Eberhard Joh., Postdirektor in Call.
 „ Eckard Emil, Pfarrer in Lautenbach bei Oberkirch.
 „ Eggert Josef, Weinhändler in Löfingen.
 „ Eichin Franz, Maler in Lörrach.
 Tit. Emmendingen, Bürger- und Gewerbeverein.
 Tit. Emmendingen, Leseverein.
 Herr Ernst Karl, Dr., Apotheker in Haslach i. K.
 „ v. Fahnenberg Ph., Freiherr in Oberrothweil.

Herr Fischesser-Ziegler C., techn. Director in Cromford-Ratingen b. Düsseldorf.
 „ Frey, Domänenverwalter in Mannheim.
 Tit. Furtwangen, Museumsgesellschaft.
 Herr Geiges Hermann, Kunstmüller in Ueberlingen.
 „ Gemehl Berthold, Gendarmerie-Oberstlt. in Karlsruhe.
 „ Giebe-Richter Karl, Dr., prakt. Arzt in Weilerswist-Vernich.
 „ Glockner, Dr., Gr. Oberamtmann in Altbreisach.
 „ Götz Hermann, Professor und Director in Karlsruhe.
 „ Grün Karl, Zahlmeister in Karlsruhe.
 „ Hanser, Dekan und Pfarrer in Bleichheim.
 „ Hebtling S., Ministerialrath und Landescommissär in Karlsruhe.
 „ Hemberger Jakob, Oberbaurath in Karlsruhe.
 „ v. Hennin Albert, Graf, Kammerherr in Hecklingen.
 „ Heyck Eduard, Dr., Universitätsprofessor in Heidelberg.
 „ Heyne Moritz, Dr., Professor in Göttingen.
 „ Himmelsbach, Dr., Apotheker in Sigmaringen.
 „ v. Holzling, Oberstallmeister in Karlsruhe.
 „ Huggard Rudolf in Staufen
 „ Jäger Max, Pfarrer in Kirchzarten.
 „ Jundt E. M., Apotheker in Durlach.

Tit. Karlsruhe, Grossh. Alterthumshalle.
 „ Karlsruhe, Gr. Baudirection.
 „ Karlsruhe, Museumsgesellschaft.
 Herr Kast Alfred, Dr., Director am allgemeinen Krankenhaus in Hamburg.
 Tit. Kenzingen, Lese-gesellschaft.
 Herr Kern Alfons, Stadtbaumeister in Pforzheim.
 „ Kilsperger Josef, Pfarrer in Scherzingen, Amt Freiburg.
 „ Krafft Karl, Fabrikant in Schopfheim.
 „ Kramer Fritz in Regensburg.
 „ Kreuz, Sternwirth in Oberried.
 „ Krieger Egon, Hauptmann a. D. u. Rittergutsbesitzer in Waldowko bei Zempelburg.
 „ Krömer Max, Arzt in Ratibor.
 Tit. Lahr, Jamm'sche Stadtbibliothek.
 Herr Langenstein Baptist, prakt. Arzt in Zell im Wiesenthal.
 „ Langer Otto, Privat in Altbreisach.
 Tit. Lenzkirch, Leseverein Eintracht.
 „ Löw, zur Krone in Kirchhofen.
 „ Mayer Ed., Ingenieur und Bierbrauereibesitzer in Riegel.
 „ Mayer Heinrich, Kaufmann in Kenzingen.
 „ Mayer Louis, Weinhändler in Kenzingen.
 „ Mellert zum Lamm in Reichenbach bei Emmendingen.
 „ Merkel Herm., Grossh. Amtsrichter in Triberg.
 „ Metzger Hermann in Wien.
 „ Morat, Stadtpfarrer in Kenzingen.
 Fräul. Müller Anna in Mannheim.
 Herr Münzer August, Notar in Emmendingen.

Herr Muth Albert, Gr. Oberamtmann in Rastatt.	Herr Schladerer Herm., Posthalter in Staufeu.	Herr Sussann H., Dr., Professor in Kenzingen.
„ Mutschler Albert, Privat in Herbolzheim.	„ Schmalholz H., Dekorationsmaler in Stuttgart.	„ Sutter Ernst, Fabrikant in Neustadt.
„ Nothhelfer, Pfarrer in St. Ulrich.	„ Schulz Ernst, Kaufmann in Wachenheim (Pfalz).	„ Thiergarten F., Buchdrucker in Karlsruhe.
„ Raab August, Vorstand der kaufmännischen Abtheilung der Spatenbrauerei in München.	„ Seutter v. Lotzen, Freiherr Curt, Kammerjunker in Stuttgart.	„ Thoma Karl, Pfarrer in Beuggen.
„ Rhein H., Generalleutenant und Commandeur der 44. Inf.-Brigade in Cassel.	„ Siefert, Forstrath in Karlsruhe.	„ Vigelius, Pfarrer in Freiburg-Haslach.
„ Rieg Const., Pfarrer i. Schweighausen.	„ Söttl Friedrich, Dr., königl. Landgerichtsdirektor in Straubing.	„ Waag, Director der Kunstgewerbeschule in Pforzheim.
„ Rimele Ant., Pfarrer und Kammerer in Bombach.	„ Sommermeyer, Buchhandlung in Baden-Baden.	„ Wacker Th., Pfarrer in Zähringen.
„ Ringwald Carl in Emmendingen.	„ Sonntag Ph., Fabrikant in Emmendingen.	Tit. Waldkirch, Kandelverein.
„ v. Rinck, Freiherr, Div.-Geistl. in Rastatt.	„ Speer, Eisenbahnhochbau-Inspektor in Karlsruhe.	Herr Wallau Carl, Buchdruckereibesitzer in Mainz.
„ v. Roeder-Diersburg, Hauptmann in Mainz.	„ Spies Theodor, Professor der Königl. Kunstgewerbeschule in München.	„ Walther Casimir, Grundbuchführer in Offenburg.
„ v. Rottberg, Freiherr in Bamlach.	„ Steiger Otto, Pfarrer in Kirchhofen.	„ Wilhelmi Ludwig, Dr., Oberlandesgerichtsrath in Karlsruhe.
„ Schauenburg Moritz in Lahr.	„ Steinhäusler Ed., Weinhändler in Schopfheim.	„ Winkler B., Architekt in Colmar.
„ Schellhammer, Pfr. in Kappel bei Kirchzarten.	„ Störk, Pfarrer in Bleibach.	„ Winterhalter Cäsar in Strassburg.
	Tit. Strassburg, Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.	„ Würth Wilh., Privat in Berlin.
		„ Zeiler Wilhelm, Bankdirector in Mannheim.



Vereine und gelehrte Anstalten, mit welchen der Verein in Schriftenaustausch steht.

- 1) Historischer Verein Unterfranken, Würzburg.
- 2) Verein für Geschichte und Alterthumskunde der Stadt Frankfurt a. M.
- 3) Historischer Verein in Freiberg (Sachsen).
- 4) Oberhessischer Verein für Lokalgeschichte, Giessen.
- 5) General-Landesarchiv Karlsruhe.
- 6) Historischer Verein Bamberg.
- 7) Kärntner Geschichtsverein, Klagenfurt.
- 8) Historisch-antiquarische Gesellschaft Graubünden, Chur.
- 9) Historischer Verein für Steiermark, Graz.
- 10) Historischer Verein des Kanton Thurgau, Weinfelden.
- 11) Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg.
- 12) Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
- 13) Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.
- 14) Historischer Verein St. Gallen.
- 15) Historischer Verein der 5 Orte, Luzern.
- 16) Kgl. Württemb. Archivdirection, Stuttgart.
- 17) Kgl. Württemb. Historisch. Landesamt, Stuttgart.
- 18) Fürstl. Fürstb. Archiv, Donaueschingen.
- 19) Literarische Gesellschaft Fellie, Lievland.
- 20) Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben.
- 21) Aachener Geschichtsverein, Aachen.
- 22) Verein für Geschichte des Bodensees, Friedrichshafen.
- 23) Münchener Alterthumsverein.
- 24) Historischer Verein für Oberpfalz u. Regensburg.
- 25) Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck.
- 26) Histor. Gesellschaft Basel.
- 27) Düsseldorfer Geschichtsverein.
- 28) Historischer Verein des Grossh. Hessen, Darmstadt.
- 29) Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz, Bern.
- 30) Vorarlberger Museumsverein, Bregenz.
- 31) Verein für Geschichte und Alterthumskunde für Hohenzollern, Sigmaringen.
- 32) Stuttgarter Alterthumsverein.
- 33) Historischer Verein Neuburg.
- 34) Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften, München.
- 35) Mannheimer Alterthumsverein.
- 36) Historischer Verein des Niederrheins, Bonn.
- 37) Historischer Verein Glarus.
- 38) Verein des deutschen Herold, Berlin.

